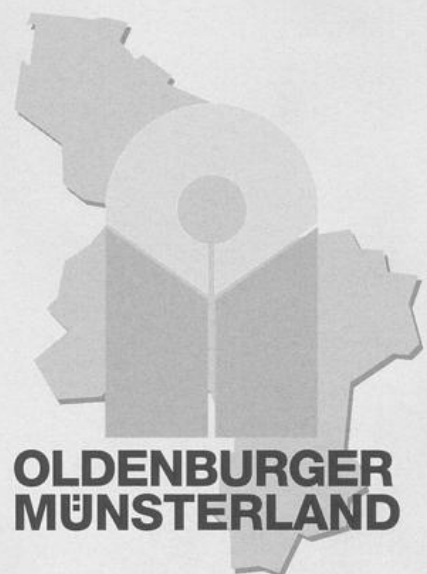


Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Kulturgeschichte Oldenburger Münsterland

Kulturgeschichte Oldenburger Münsterland



Heinrich Havermann

Das Kriegsende 1945 im Oldenburger Münsterland

2015 jähren sich zum siebzigsten Mal die schrecklichen Tage, an denen das Oldenburger Münsterland den Ereignissen des zu Ende gehenden Zweiten Weltkrieges unmittelbar ausgesetzt war. Damals begegnete unsere Heimat zum ersten Mal wieder seit den Freiheitskriegen gegen Napoleon direkt den Gefährdungen, die von kriegerischen Auseinandersetzungen ausgehen. Heute werden uns fast täglich vom Fernsehen irgendwelche Kriegsszenen aus aller Welt in die Wohnzimmer gesendet. Dann werden wir konfrontiert mit der vielfältigen Art von Gewalt, die Wohnungen und Arbeitsstätten zerstört sowie maßloses Leid bei Menschen verursacht. Ohne von solcher Berichterstattung persönlich angerührt worden zu sein, dürften die meisten Fernsehzuschauer den jeweils nächsten Nachrichtenblock erwarten. Sind wir zu abgebrüht gegenüber menschlichem Leid oder schalten wir aus Selbstschutz vor der Menge der täglich gebotenen Information ab? Kriege, um deren Verhinderung früher regelmäßig gebetet wurde, sind für die Betroffenen immer eine so große Katastrophe, dass auch die weniger Betroffenen wenn nicht Furcht, so doch Mitleid erfassen sollte. Als Bürger eines Staates, der seine Soldaten auch zur militärischen Gewaltanwendung einsetzt, sollte man von deren Folgen wissen, um ihre Notwendigkeit eventuell rechtfertigen zu können. Solche Überlegungen können eine Veranlassung sein, sich an das Kriegsgeschehen vor siebzig Jahren zu erinnern.

Dabei heißt es allerdings, „die Wahrheit zu finden und sie anzunehmen“.¹ Trotz mancher Veröffentlichung über die Tage, in denen die Front durch das Oldenburger Münsterland rollte, halten sich hartnäckig Erzählungen, die der Wahrheit nicht entsprechen. Anlässlich eines im Jahre 2013 in Cloppenburg stattgefundenen Gedenkens an den schweren Bombenangriff am 10. April des Jahres 1945 behauptete ein Historiker, deutsche Fallschirmjäger und SS-Einheiten hätten da-



mals beschlossen, das Gebiet zu verteidigen. Die Folge sei ein Angriff von 72 alliierten Bombern gewesen, der viele Bereiche Cloppenburgs zerstört habe. Danach habe vier Tage lang Artilleriefeuer auf Cloppenburg gelegen.² Dass SS-Truppen den letzten Kampf in der Verteidigung Cloppenburgs gegen die Alliierten führten, berichtet auch die amerikanische Ehefrau eines in damaliger Zeit leitenden Cloppenburgers Finanzbeamten viele Jahre nach dem Krieg in ihren Lebenserinnerungen.³ Wo der deutsche Widerstand härter geleistet wurde, war man offenbar schnell bereit, dahinter SS-Führer zu sehen, wie jene Einwohnerin aus Lüsche, die sich erinnerte, dass am 13. April 1945 „ein SS-Führer (im Range eines Oberst) auf seinem Krad wie ein Irrsinniger durch unser Dorf“ raste und letztlich das verlustreiche Verteidigungsgefecht um Lüsche organisierte.⁴ Wie begrenzt die Wahrnehmungsmöglichkeiten von Zeitgenossen oft sind, zeigt das Beispiel des für seine sorgfältige Arbeit bekannten Bether Chronisten Aloys Niemeyer, der in seinen Tagebuchaufzeichnungen festhielt, dass in Cloppenburg am 13. April 1945 „Die Kanadier ... die Soeste überquert“ hätten und er selbst später „auf der Reichsstraße“ zu seinem größten Schrecken „mitten in einen Verfolgungsangriff der Kanadier“ geraten sei.⁵ Seither steht es für die meisten fest, dass Cloppenburg von den Kanadiern angegriffen und von der SS verteidigt wurde.

Das tatsächliche Geschehen zum Kriegsende im Oldenburger Münsterland und die dabei mitwirkenden Kräfte hatte schon der 1989 verstorbene Vechtaer Realschulrektor August Wöhrmann nach sorgfältigen Forschungen exakt dargestellt. In zahlreichen Ausgaben der heimatkundlichen Beilagen der Münsterländischen Tageszeitung und der Oldenburgischen Volkszeitung hatte er in den 1960er-Jahren die Ereignisse an verschiedenen Orten der Region beim Durchrollen der Front geschildert. 1983 wurden von ihm im „Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland“ die in der Region eingesetzt gewesenen deutschen Truppenteile und ihre Einsatzorte aufgelistet, 1995 folgte eine gleiche Auflistung der alliierten Truppenteile und ihrer Einsatzorte.⁶ Die nicht zusammenhängend veröffentlichten Schilderungen des Kriegsgeschehens im Oldenburger Münsterland einerseits und die leider nur listenartig vorgenommene Vorstellung der dabei eingesetzten Truppen auf deutscher bzw. alliierter Seite dürften es erschwert haben, sich vom Kriegsende im Oldenburger Münsterland ein zutreffendes Bild zu machen. Dieser Beitrag ist der Versuch, „die Wahrheit zu fin-



den“ aus zahlreichen, unterschiedlichen Berichten zum Geschehen am Kriegsende und damit einen Überblick über die Ereignisse zu gewinnen.⁷ Das Kriegsgeschehen wurde für unsere Heimat bedrohlich, als die Truppen der 21. alliierten Heeresgruppe unter dem britischen Feldmarschall Montgomery am 8. Februar 1945 um 5 Uhr die Schlacht um das Rheinland eröffneten mit dem Ziel, „alle feindlichen Kräfte, die zwischen Rhein und Maas vom Brückenkopf von Nimwegen bis zur Linie Jülich-Düsseldorf standen, zu vernichten“.⁸

Zu diesem Zeitpunkt standen zwar noch deutsche Truppen in Norwegen, Dänemark und in den Niederlanden, ja auf dem Balkan und der italienischen Halbinsel konnten sie ihre im Spätherbst bezogenen Stellungen sogar halten, doch war die am 16. Dezember 1944 gestartete „Ardennenoffensive“, die letzte große Kraftanstrengung der Wehrmacht, nach anfänglichen Überraschungserfolgen schon gescheitert. In Ungarn war Budapest Ende Dezember von der Roten Armee eingeschlossen worden. Die amerikanischen Streitkräfte hatten im Raum Aachen und die russischen in Ostpreußen bereits die Reichsgrenzen überschritten. Die deutsche Weichselfront war gerade dabei, vor der seit dem 12. Januar zwischen Ostsee und Karpaten geführten sowjetischen Großoffensive zusammenzubrechen. Vor der Roten Armee zogen endlose Trecks der ostdeutschen Bevölkerung nach Westen. Mit unverminderter Härte führten die Alliierten ihren Bombenkrieg gegen die deutsche Zivilbevölkerung weiter. In Jalta waren am 4. Februar die „Großen Drei“ (Churchill, Roosevelt und Stalin) zur Beratung von Nachkriegsfragen zusammen gekommen.

Die Schlacht um das Rheinland war am 10. März beendet, als alle deutschen Truppen über den Rhein zurückgedrängt worden waren und die Alliierten damit die Möglichkeit hatten, nunmehr von Nimwegen bis Neuß am Rhein aufzumarschieren. In seinem Rückblick auf diese Kriegshandlungen meint Montgomery: „Nie im Verlauf des Krieges hatten feindliche Einheiten verbisseneren Widerstand geleistet als die deutschen Fallschirmjäger in der Schlacht um das Rheinland.“⁹ Wir werden diesen Fallschirmjägern auch in der Region des Oldenburger Münsterlandes begegnen.

Der Angriff der Alliierten über den Rhein hinweg

Als die 21. alliierte Heeresgruppe am Abend des 23. März und in der folgenden Nacht mit Kräften der 2. britischen Armee und der 9. US-



Armee zwischen Rees und Rheinberg über den Rhein setzte, traf sie wieder auf die Divisionen der 1. deutschen Fallschirmarmee. Die insgesamt zehn Divisionen der deutschen Verteidigungskräfte konnten den im Bereich der 21. alliierten Heeresgruppe angreifenden 35 Divisionen mit ihrer überwältigenden Überlegenheit an Feuerkraft und Material nicht lange widerstehen.¹⁰ Nach knapp einer Woche hatten die Alliierten ihren Brückenkopf zwischen Emmerich und Wesel so ausgeweitet, dass sie auf breiter Front ihren Vormarsch in das norddeutsche Tiefland antreten konnten.

Im Zusammenhang mit dem Rheinübergang der Alliierten müssen übrigens auch der schwere Bombenangriff auf die Fliegerhorste Varrelbusch und Vechta am 24. März¹¹ sowie die Intensivierung der feindlichen Tieffliegerangriffe vor allem auf die Bahnanlagen und den Bahnverkehr gesehen werden. Die alliierten Luftstreitkräfte hatten das Gefechtsfeld gegen die deutsche Luftwaffe abzuriegeln, die deutschen Verteidigungsmaßnahmen zu durchkreuzen und die Zuführung von Verstärkungen durch die Zerstörung der Verkehrsverbindungen zu



Abb. 1: Deutsche Militärfahrzeuge wurden auch durch den Landkreis Vechta im Bahntransport der kämpfenden Truppe zugeführt.

Bild aus: Andreas Kathe, s. Anm. 1, S. 33

unterbinden. Angesichts der guten Wetterlage konnte sich die alliierte Luftüberlegenheit voll auswirken.¹²

Über das Ziel des nach dem Rheinübergang folgenden Vorstoßes in das Innere Deutschlands waren Montgomery und der Oberste Befehlshaber der Westalliierten, der US-General Eisenhower, nicht einer Meinung. Während Eisenhower nur die Vernichtung der deutschen Streitkräfte im Auge hatte, vertrat Montgomery die Ansicht, dass der Krieg ein Werkzeug der Politik sei und darum politische Gesichtspunkte seinen Verlauf beeinflussen müssten. Aus diesem Grunde hatte er stets auch Berlin als das Angriffsziel angesehen, doch wurde ihm die Elbe als Ziel gesetzt. Seine Absicht war es dann, so schnell wie möglich die Ostsee zu gewinnen, um in einer festen Front den Russen entgegen treten zu können, die nach seiner Einschätzung bestrebt waren, bis hinauf nach Dänemark zu gelangen und dann die Eingänge zur Ostsee zu beherrschen. Zur Beschleunigung des Vormarsches drangen seine Divisionen tief gestaffelt in ganz schmaler Front vor; feindliche Widerstandszonen wurden von den Panzerspitzen umgangen und später von der Flanke oder vom Rücken her durch nachkommende Truppen angegriffen.¹³

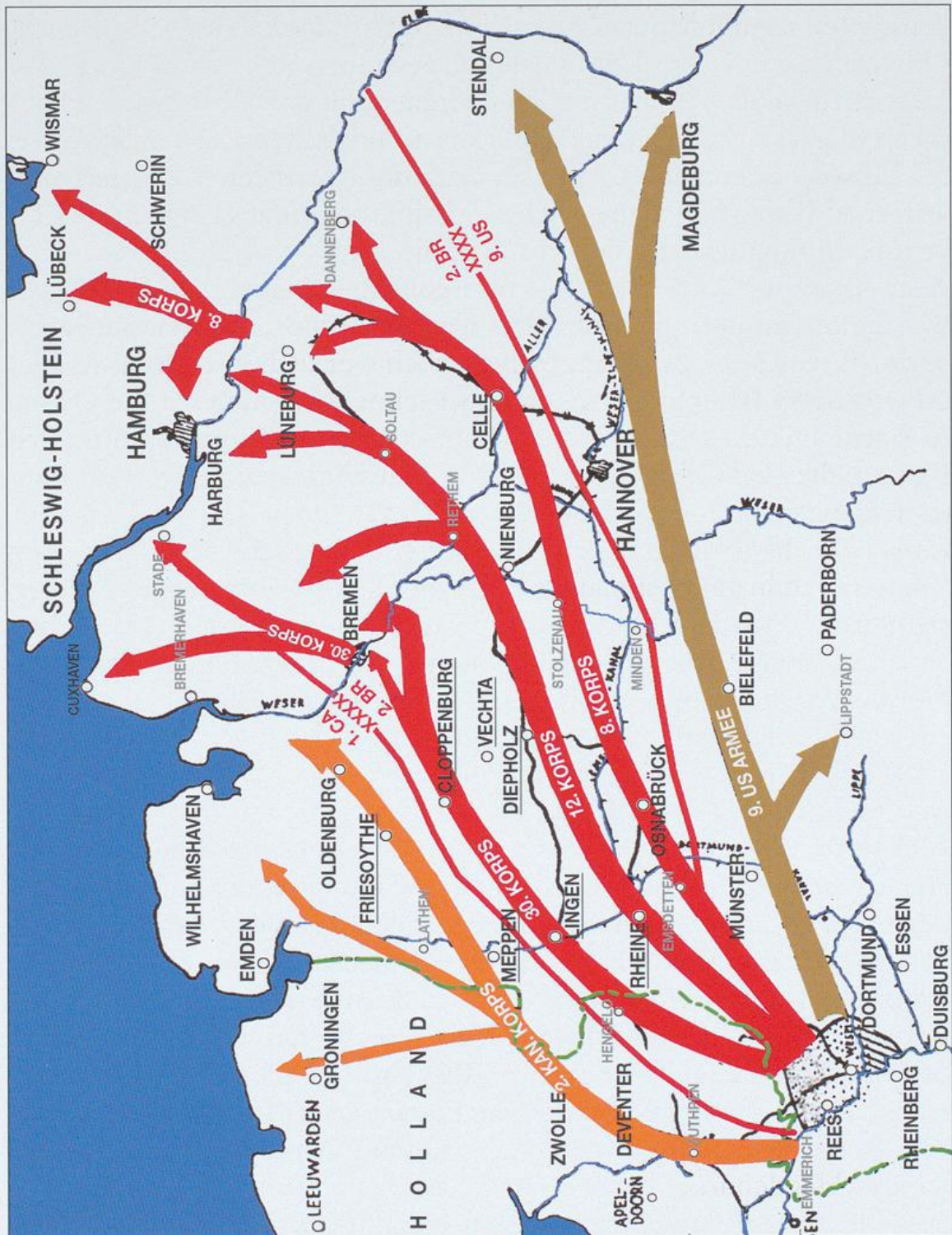
Der Vorstoß der Alliierten in die Norddeutsche Tiefebene

Den Vormarsch der 21. alliierten Heeresgruppe an die Elbe trugen die Kräfte dreier Armeen: Die 1. kanadische Armee bildete den linken Flügel. Ihr I. Korps, das sich zwischen Nimwegen und Emmerich am Waal aufstellte, hatte den Auftrag, die „Festung Holland“ einzuschließen. Das II. kanadische Korps sollte von Emmerich aus zur Ems und zur unteren Weser hin angreifen. Die 2. britische Armee trat aus dem Raum ostwärts von Rees mit dem XXX. Korps links, dem XII. Korps in der Mitte und dem VIII. Korps rechts an mit dem Ziel, die Unterelbe zu gewinnen. Die 9. US-Armee begann den Angriff aus dem Abschnitt Wesel und führte ihn gradlinig nach Osten mit Fernrichtung Hannover und Magdeburg.

Die Offensive der Alliierten lief gut an. Die auf dem rechten Flügel der 21. Heeresgruppe eingesetzte 9. US-Armee erreichte bereits am 3. April die Weser nordostwärts von Herford. Münster wurde am 4. April von Truppenteilen dieser Armee besetzt.

Auch der Vormarsch der 2. britischen Armee kam vor allem auf dem rechten Flügel zügig voran. Dort konnte das VIII. Korps ostwärts von





Karte 1: Der Vormarsch der 21. alliierten Heeresgruppe zur Elbe und der Durchbruch zur Ostsee; vgl. Feldmarschall Montgomery „Von El Alamein ...“, a.a.O., Karte 10, S. 295

Die Erklärung der in dieser wie in den folgenden Karten benutzten „Taktischen Zeichen“ ist am Ende der Anmerkungen zu finden.

Emsdetten den Dortmund-Ems-Kanal auf breiter Front überschreiten, Osnabrück am 4. April ohne Kampf gewinnen und schon einen Tag später Brückenköpfe über die Weser bilden mit der 11. britischen Panzerdivision bei Stolzenau bzw. mit der 6. britischen Luftlandedivision bei Minden. Schon am 6. April setzte dieses Korps den Vormarsch ostwärts der Weser fort und erreichte mit der weit voraus eingesetzten 15. britischen Infanteriedivision am 7. April Celle.

Auch das in der Mitte der 2. britischen Armee eingesetzte XII. Korps traf in der ersten Angriffsphase kaum auf Widerstand. Erst am Dortmund-Ems-Kanal im Raum Rheine stellten sich ihm Fallschirmjäger und Offizierschüler zu hartnäckigem Kampf entgegen.

Auf dem linken Armeeflügel marschierte das XXX. Korps über den Raum beiderseits Hengelo auf den Emsabschnitt bei Lingen zu. Hier stieß es auf stärkeren Widerstand.

Linker Nachbar dieses Korps war das II. kanadische Korps, das von Emmerich aus am rechten Ufer der Ijssel nordwärts vorging, gegen erbitterten Widerstand deutscher Fallschirmjäger am 5. April den Twente-Kanal ostwärts von Zutphen überschritt, dann mit Masse nach Nordosten eindrehte und am 8. April einen Übergang über die Ems zwischen Lathen und Meppen erzielte.¹⁴

Die deutsche Abwehr

Der alliierte Vorstoß drückte die deutschen Verteidigungskräfte ostwärts in die norddeutsche Tiefebene und erweiterte damit den gesamten Operationsraum, der aber mit den verfügbaren deutschen Truppenverbänden überhaupt nicht mehr abgedeckt werden konnte. Während die 1. Fallschirmjägerarmee noch Verteidigungsoperationen durchführte und bemüht war, die Verbindung zu ihrem rechten Nachbarn in den Niederlanden zu halten, gab es links von ihr zuerst kein deutsches Kommando mehr, das einen Widerstand organisieren konnte. Hitler erfand an seinem Kartentisch noch die Armeegruppe Student (später Blumentritt), die mit zusammen gewürfelten Verbänden aller Art zuerst die Weser-, dann die Allerlinie halten sollte. Angesichts oft chaotischer Lagen, in denen die deutsche Truppenführung keine Kenntnis von den Stellungen der eigenen Truppenteile hatte und ihr auch keine Nachrichten über die Bewegungen des Feindes vorlagen, musste sie manches Mal den ungewöhnlichen Weg über das noch



bestehende Telefonnetz gehen und sich fernmündlich bei Bürgermeistern erkundigen, ob ihr Ort schon vom Feind besetzt oder noch in deutscher Hand sei.¹⁵

Ein Bild vom Zustand der deutschen Truppe vermittelt eine Studie des Oberst i.G. Geyer, 1945 Leiter der Planungsabteilung der zuständigen Heeresgruppe Nordwest, in der zu lesen ist: „... Alle nach dem 23.3. eingesetzten Ausbildungs- und Ersatz-Einheiten besaßen kaum noch für den Kampf geeignete Ausrüstung. Ein Regiment wurde dem Oberbefehlshaber Nordwest mit Gewehren zugeführt, für die es keine Munition gab. Nachrichtenmittel, Feldküchen fehlten völlig. Die Heeresgruppe verfügte ab 28.3. außer u.a. beim II. Fallschirmjägerkorps kaum noch über Artillerie ...“¹⁶

Die deutsche Abwehr war sehr unterschiedlich. Die deutschen Einheiten, soweit man von solchen überhaupt noch sprechen kann, wurden immer wieder geschlagen, von Ort zu Ort gehetzt und gejagt. Kräfte- und waffenmäßig geschwächt, suchten sie mehr in Rudeln als in geschlossenen Verbänden immer noch Widerstand zu leisten und das Vorgehen der Alliierten zu verzögern.¹⁷ Trotzdem gelang es den deutschen Truppen immer wieder mit rasch zusammengestellten Kampfgruppen und vor allem durch Minen und Straßensperren, den Vormarsch der Alliierten aufzuhalten. Deren Pioniere hatten schwere Aufgaben zu bewältigen. Sie mussten im Laufe des Vormarsches bis zur Elbe über 500 Brücken bauen.¹⁸

Die Kräfte der deutschen Verteidigung

Der hartnäckige Widerstand, auf den die angreifenden Divisionen des XII. britischen Korps im Raum Rheine und die des XXX. britischen Korps im Raum Lingen trafen, wurde von Truppenteilen geleistet, die die 1. Fallschirmjägerarmee führte. Dieser Armee unterstanden das auf ihrem rechten Flügel eingesetzte II. Fallschirmjägerkorps und das auf dem linken Flügel kämpfende LXXXVI. Korps unter dem General der Infanterie, Straube. Beide Korps führten im Oldenburger Münsterland die Abwehroperationen durch. General der Infanterie Blumentritt, Anfang April noch Oberbefehlshaber der 1. Fallschirmjägerarmee, äußerte später einmal die Meinung: „Das Korps Straube ... war sehr schwach und die Truppe hatte wenig Kampfwert.“¹⁹ Westlich der Linie Rheine-Ankum-Quakenbrück-Essen-Bethen-Nikolausdorf

war eine andere Truppe eingesetzt. General Blumentritt beurteilte sie so: „Rechts (im Norden) war das II. Fallschirmjägerkorps noch intakt unter der Führung des energischen Generals der Fallschirmtruppen Meindl.“²⁰ Das Korps verfügte Anfang April bei den Kämpfen an der Ems über drei Divisionen.

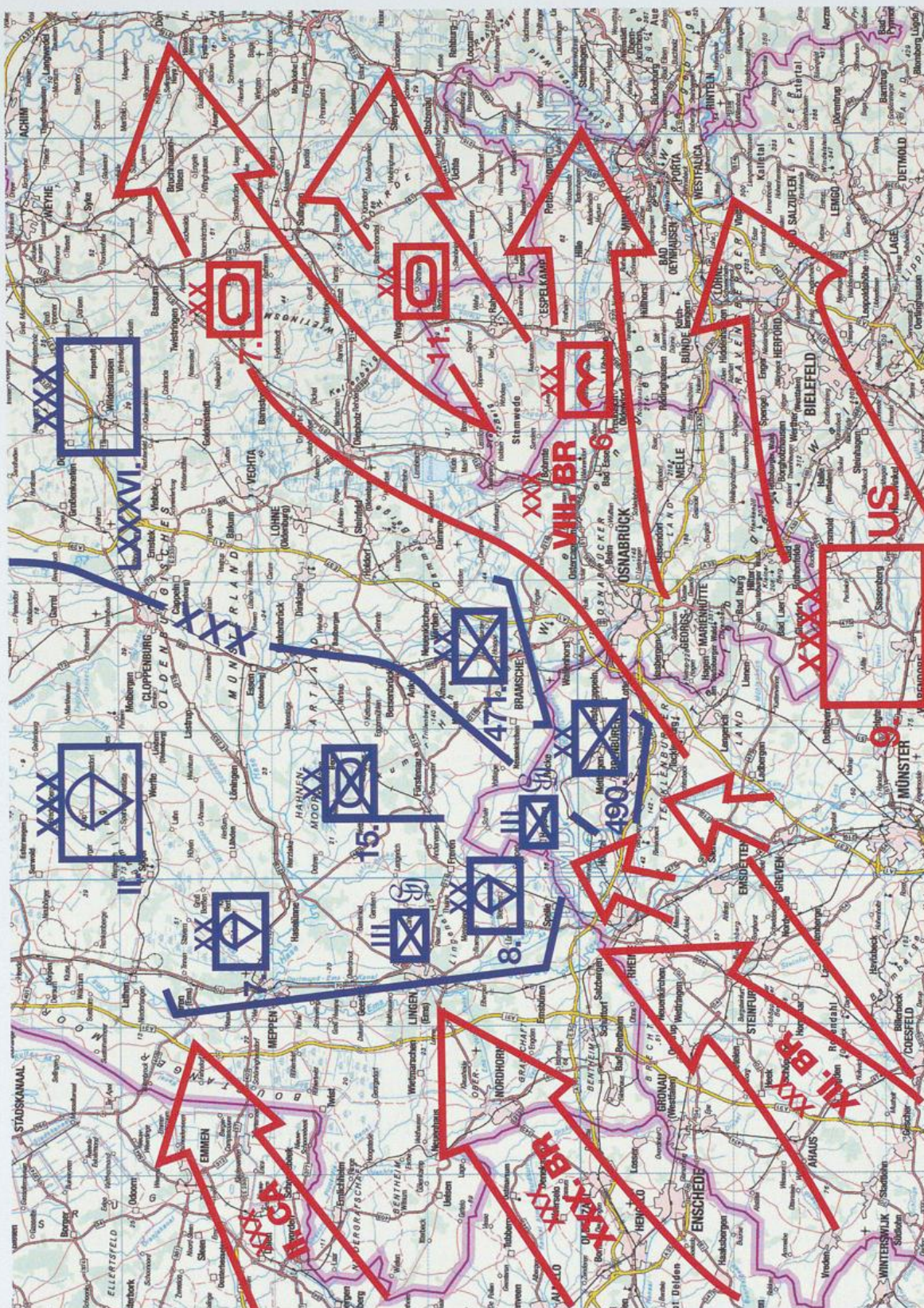


Abb. 2 General Eugen Meindl

Abb 3: General Erich Straube

Die Kommandierenden Generale der zwei deutschen Korps (aus dem Internet)

Unter dem Kommando des Generals der Infanterie Straube erscheinen im Oldenburger Münsterland zwei Divisionen, nämlich die 490. und die 471. Infanteriedivision. Letztere war unter dem Generalleutnant Haeckel Anfang April nördlich von Osnabrück eingesetzt worden. Sie war eine Ausbildungsdivision, die erst am 25. März aus ihren Standorten um Hannover ausgerückt war. Am 4. April hatte sie ihren Gefechtsstand in Epe bei Bramsche und sollte von hier aus mit Truppenteilen, die aus dem Personal von Ausbildungsverbänden, Lehrgängen und Schulen bestanden, einen 24 km breiten Gefechtsstreifen halten. Später im Raum Vechta führte die Division gar einen Polizei- und einen Luftwaffenverband. Den Zustand dieser Truppe beschreibt ein Bericht des Oberstleutnants der Reserve Spandau, der – aus dem Genesungsurlaub geholt – am 26. März das zur Division gehörende Ausbildungsregiment 551 übernahm. Am 27. März stellte er fest: „Die Truppe ist unzureichend bewaffnet und ausgerüstet. Teilweise mit Beutegewehren und zu wenig Munition. Keine Nachrichtenmittel, keine



Karte 2: Die militärische Lage am 06.04.1945; das Kartenmaterial wurde freundlicherweise vom Katasteramt Cloppenburg zur Verfügung gestellt.

Feldküchen, keine schweren Waffen. Die Truppe hat Marschverpflegung für vier Tage, die an die Leute ausgegeben ist. Der Ausbildungszustand der Truppe ist schlecht. Die Mannschaften bestehen bei den Bataillonen aus a) Angehörigen der Genesungskompanie, b) eingezogenen uk-Gestellten [uk = unabhkömmlich] – Ausbildungszeit 4-12 Wochen, c) jungen Rekruten des Jahrgangs 1928 – Ausbildungszeit unter 4 Wochen.“²¹

Rechts von der 471. war dann die 490. Infanteriedivision eingesetzt, die erst im Januar im Wehrkreis Kassel unter dem Kommando des späteren Generalmajors Behrend aufgestellt worden war. Weil die gliederungsmäßig zur Division gehörenden Truppenteile nicht rechtzeitig herankamen, wurden ihr andere zusammengewürfelte Einheiten unterstellt, die in den beiden Kampfgruppen der Oberstleutnante Knaust und Lier zusammengefasst wurden. Anfang April wurde die Kampfgruppe Lier um Ibbenbühren, die Kampfgruppe Knaust hart ostwärts Rheine eingesetzt.

Unter dem II. Fallschirmjägerkorps stand im Raum nördlich von Rheine Anfang April die 15. Panzergrenadierdivision. Diese Division, geführt vom Generalleutnant Rodt, war aufgrund ihrer personellen und materiellen Ausstattung noch einigermaßen in der Lage, das Verteidigungsgefecht beweglich zu führen. Mehrfach konnte sie durch Gegenstöße auch noch im Raum Rheine-Hopsten anderen Truppenteilen Entlastung verschaffen. Auf ihrem Gefechtsstand in Settrup hielt sich zeitweise der Kommandierende General des II. Fallschirmjägerkorps auf, um die ausgezeichneten Funkverbindungen der Division zur Führung des Korps zu nutzen. Ausgerechnet als sich die Lage um Rheine zuspitzte, wurde die Division zur Abwehr einer schon Bremen bevorstehenden Flankenbedrohung in der Nacht zum 7. April in den Raum westlich der Hansestadt verlegt. Am 7. und 8. April, dem Wochenende nach Ostern, befanden sich die Truppenteile der Division auf dem Marsch nach Norden im Raum Cloppenburg-Emstek-Cappeln.

Rechts neben der 15. Panzergrenadierdivision kämpften die Truppenteile der 8. Fallschirmjägerdivision, deren Kommandeur der Generalmajor Wadehn war. Weiter nördlich um Lingen war die 7. Fallschirmjägerdivision unter Generalmajor Erdmann eingesetzt. Die Fallschirmjäger waren seit dem Tag der Landung der Alliierten in der Normandie stets an den Kämpfen beteiligt gewesen. Mitte März hatten die Divisionen einen Personalbestand von etwa 4.000 Mann (Soll



um 10.000); sie verfügten nur über 20% bzw. 10% des Solls an Fahrzeugen wie an Artilleriemunition.²²

Zur Verstärkung der Verteidigungsstellungen im Emsabschnitt wurde am 2. April, am Ostermontag, die Panzergrenadier-Ersatz-Brigade Großdeutschland alarmiert, die sich auf dem Marsch von Schleswig-Holstein nach Groningen in den Räumen Wardenburg, Stapelfeld bzw. Lindern befand.²³ Dieser Truppenteil, im Februar noch in Cottbus stationiert, umfasste Ausbildungs- und Schuleinheiten für die aus dem Wachregiment Berlin hervorgegangene Panzergrenadierdivision Großdeutschland und für die Jägerdivision Brandenburg. Beide Divisionen waren Eliteverbände, denen im Laufe des Krieges stets Sonderaufträge erteilt worden waren. Die Brigade wurde kurzfristig umbenannt in Panzergrenadier-Einsatz-Brigade, sie bildete dann die Regimenter Poeschmann und Wackernagel, deren erste Teile noch am 2. April in Rheine bzw. Lingen zum Einsatz kamen.

Am 6. April fiel Lingen. Um diese Zeit wurde dem II. Fallschirmjägerkorps ein schwaches Fallschirmjägerregiment, über Papenburg aus Holland kommend, zur Schließung der Lücke zwischen der 7. Fallschirmjägerdivision und der Ems zugeführt. Dieses Regiment, welches den Stamm für die zu bildende 21. Fallschirmjägerdivision stellen sollte, wurde durch Marineeinheiten aufgefüllt und zur Verteidigung am Küstenkanal zwischen Kampe und der Ems eingesetzt.²⁴

Der Vormarsch der Alliierten auf das Oldenburger Münsterland

Nach dem Fall Lingens stieß das XXX. britische Korps aus dem dort gebildeten Brückenkopf über die Ems noch am 6. April weiter nach Osten vor und zwar mit zwei Divisionen nebeneinander – der 43. (Wessex)Infanteriedivision links und der Gardepanzerdivision rechts. Die 7. Fallschirmjägerdivision blieb hier ein harter Gegner.

Im Raum Rheine drängte das XII. britische Korps auf seinem linken Flügel mit der durch Panzerkräfte verstärkten 52. (Lowland)Infanteriedivision die zäh kämpfenden Verbände der Brigade Großdeutschland immer weiter zurück. Der rechte Flügel dieses Korps – dort war die 7. Panzerdivision, genannt die „Wüstenratten“, eingesetzt – folgte dem rechten Nachbarn durch den Einbruchsraum nördlich Osnabrück, überquerte den Mittellandkanal und stieß am 5. April über Lem-



förde und Lembruch bis Diepholz vor. Die Panzerspitzen der Division preschten weiter vor und erreichten noch vor der Morgendämmerung des 6. April die Weser bei Hoya.

Auf britischer Seite wurde an diesem Tag über die Panzerverluste der 2. Armee Klage geführt. Von über 1.000 Panzern waren über 125 abgeschossen worden oder aber für eine Reparatur nicht mehr geeignet. Weitere 500 waren für mehr als 24 Stunden nicht einsatzbereit.²⁵

Die Alliierten trugen ihre Angriffe meistens in gemischten Kampfgruppen vor, die aus Panzer- und Infanteriekräften bestanden. Im Allgemeinen gingen sie nur tagsüber vor, abends igelten sich ihre Kampfgruppen jeweils ein. Geländeteilen, in denen sie Widerstand vermuteten, näherten sie sich vorsichtig unter starkem Feuerschutz. Dabei zerstörten sie vorsichtshalber alle Einrichtungen und Gebäude, die geeignet waren, dem Gegner Deckung zu bieten. Angesichts des meistens noch funktionierenden deutschen Telefonnetzes entwickelten die Alliierten sehr bald die kosten- wie zeitsparende Vorgehensweise, auf dem Angriffsweg liegende Ortschaften fernmündlich zur Übergabe aufzufordern.

Die schon gewohnten Angriffe der alliierten Tiefflieger bei einigermaßen gutem Wetter nahmen in der zweiten Aprilwoche im Oldenburger Münsterland zu. Die Front rückte näher. Der nach Einschätzung des XXX. britischen Korpskommandos wichtige Straßen- und Eisenbahnknotenpunkt Cloppenburg entlang der Verbindungslinie Bremen-Holland²⁶ war immer wieder das Ziel der alliierten Luftstreitkräfte:

- Am 6. April zerstörten Tiefflieger die Funk- und Peilstation am Galgenmoor in Cloppenburg.
- Am Weißen Sonntag, dem 8. April, flogen Jagdbomber zahlreiche Einsätze gegen den Bahnhof und wichtige Straßenzüge der Stadt.
- Am Dienstag, dem 10. April, führten die Alliierten um die Mittagszeit mit 72 Flugzeugen einen schweren Bombenangriff gegen Cloppenburg. Zahlreiche Tote und umfangreiche Zerstörungen lähmten die Stadt.²⁷

Deutsche Verteidigungsstellungen im Oldenburger Münsterland

An diesem 10. April hatten die deutschen Kampftruppen die ersten Verteidigungsstellungen im Oldenburger Münsterland bezogen:



– Links beim LXXXVI. Armeekorps lag die 471. Infanteriedivision in der so genannten „Vechta-Stellung“, die sich von der Hunte bei Goldenstedt bis etwa in den Raum Harne erstreckte; der Divisionsgefechtsstand war in Bühren.²⁸

– Die 490. Infanteriedivision war hinhaltend kämpfend auf den Raum Essen ausgewichen und setzte sich am Fladderkanal erneut fest.²⁹

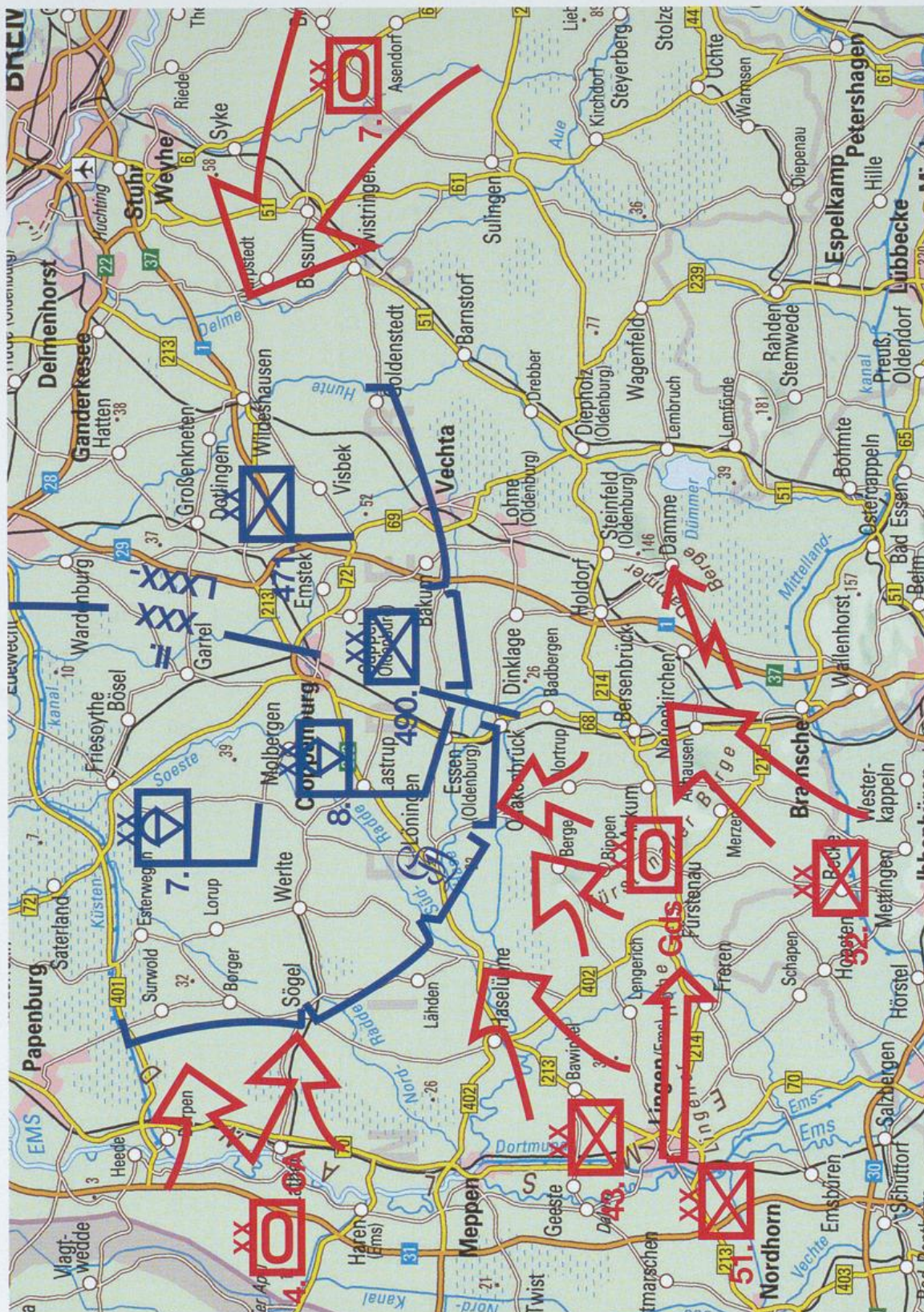
– Im Bereich des Fallschirmjäger-Korps konnten die Regimenter der Brigade Großdeutschland, verstärkt durch die Panzerausbildungsabteilung 20, nach schweren Kämpfen im Raum Fürstenau-Bippen gegen Abend des 10. April fast ohne Feinddruck neue Stellungen entlang der Kl. Hase zwischen Quakenbrück und Menslage beziehen.³⁰

– In Menslage und weiter westlich davon waren Fallschirmjäger der 8. Fallschirmjägerdivision eingesetzt, die in Menslage schon seit dem 9. April mit den dort eingedrungenen Kräften der britischen Gardepanzerdivision in schweren Nahkämpfen verwickelt waren. Die Divisionsführung der 8. Fallschirmjägerdivision war in Bevern, die der vermutlich nördlich Löningen mit Front nach Westen kämpfenden 7. Fallschirmjägerdivision am Nordausgang von Peheim untergezogen.³¹ Das Korpskommando der Fallschirmjäger lag in diesen Tagen noch in Uptloh bei Essen.³²

Inzwischen hatte die Führung der deutschen Truppen zwischen Weser und Ems gewechselt. Am 7. oder 8. April übergab der General der Infanterie Blumentritt in Delmenhorst den Oberbefehl über die 1. Fallschirmjägerarmee an Generaloberst Student, um noch ein neues Armeeoberkommando zwischen Weser und Elbe aufzubauen. Die Fallschirmjägerarmee hatte damals den Auftrag, als rechter Flügel des Westheeres hinhaltend kämpfend zwischen Weser und Ems auf die Kriegshäfen Wilhelmshaven und Emden auszuweichen. Generaloberst Student befahl dazu, stärkeren Widerstand einmal in der Linie Wildeshausen-Straßenkreuz-Ahlhorn-Hümmling, dann entlang der Hunte und des Hunte-Ems-Kanals zu leisten. Der Gefechtsstand des Armeeoberkommandos lag in dieser Zeit in „einem Blockhaus (nordwestl. Cloppenburg)“, später in Westerstede.³³

Der alliierte Vorstoß in das Oldenburger Münsterland

Auf dem Hümmling hatten die Kampfgruppen der 4. kanadischen Panzerdivision sich gegen den zähen Widerstand der Fallschirmjäger am 10. April bis zur Linie Neubörger-Börger-Sögel vorgearbeitet.



Karte 3: Die militärische Lage am 10.04.1945; das Kartenmaterial wurde freundlicherweise vom Katasteramt Cloppenburg zur Verfügung gestellt.

Die um eine Panzerbrigade verstärkte 43. britische (Wessex)Division hatte am 9. April mittags Haselünne genommen, dann die Übergänge über die Hase sichergestellt und rollte tags darauf mit starken Panzerverbänden auf Lönningen zu.



Abb. 4: Feldmarschall Montgomery, Oberbefehlshaber der 21. alliierten Heeresgruppe (Mitte links), und der Kommandeur der 43. (Wessex)Division, Generalmajor Thomas (Mitte rechts), mit Offizieren des Stabes dieser Division;

aus: Hubert Essame: „The 43rd Wessex Division at War 1944-1945“, London 1952, Bild 33

Die britische Gardepanzerdivision hatte sich mit zwei Kampfgruppen von Süden her an die Kl. Hase bei Menslage und bei Hahlen herangekämpft. Hier bauten die britischen Pioniere in der Nacht vom 9. zum 10. April eine Brücke über den Fluss, so dass am Morgen des 10. Panzer übersetzen und Menslage auch westlich umfassend über Herbergen angreifen konnten. In hartnäckigen Straßenkämpfen wurden die deutschen Verteidiger besiegt. Umfangreiche Zerstörungen beider Orte waren die Folge davon. Die Briten säuberten das Gelände nach Quakenbrück hin, rückten dann aber von Herbergen weiter vor auf den Übergang über die Gr. Hase südlich Böen.

Vom XII. britischen Korps stand der größte Teil der Truppen schon an der Weser. Am 9. April war die 7. Panzerdivision bereits in den Raum Wildeshausen vorgestoßen. Die auf dem linken Flügel des Korps eingesetzte 52. (Lowland)Division hatte sich nach harten Gefechten mit Teilen der Brigade Großdeutschland wie der 490. Infanteriedivision vorwärts gekämpft und stand mit ihren Spitzen am 10. April im Raum Ankum-Alfhausen. Mit Aufklärungskräften hatte sie nach Neuenkirchen hin vorgefühlt. In den nächsten Tagen trat die 52. (Lowland)Division aus dem Raum Bersenbrück-Holdorf den weiteren Vormarsch nach Osten an. Sie folgte der 3. Infanteriedivision an die Weser. Auf dem Marsch dorthin durchkämmten wahrscheinlich ihre Aufklärungsteile am 11. bzw. 12. April Damme und Steinfeld. Der Südzipfel des Oldenburger Münsterlandes wurde offensichtlich nicht verteidigt und war darum für die 52. (Lowland)Division bloß Durchmarschgebiet.³⁴ Den Kommandierenden General des XXX. britischen Korps, Generalleutnant Horrocks, wurmte es, dass sein bislang bei den Vormärschen oft führendes Korps aufgrund des hartnäckigen Widerstandes der deutschen Fallschirmjäger im Angriff zurückgefallen war. Doch erkannte er seinen vorrangigen Auftrag darin, die Kräfte der Fallschirmjägerarmee zu binden und die Flanken seiner beiden weit vorgepreschten rechten Nachbarkorps, vor allem die des XII. britischen Korps, vor Gegenangriffen der sich nach Norden zurückziehenden deutschen Truppen zu schützen.³⁵ Das Korps war bislang auf zwei Angriffsachsen vorgegangen, doch wurde ein zügiges Vorgehen durch geschickten Widerstand der deutschen Truppe, durch Straßen- und Minensperren so behindert, dass für die Einnahme jeder Ortschaft jeweils ein Angriff mit der notwendigen Feuerunterstützung und der zeitaufwendigen Entfaltung der eigenen Truppe organisiert werden musste. Am 11. April fasste Generalleutnant Horrocks den Entschluss, den weiteren Vormarsch mit drei Divisionen in der Front durchzuführen: links wie bisher die 43. (Wessex)Division, in der Mitte die Garde und rechts die 51. (Highland)Division.³⁶

Diese Division war bisher ostwärts der Ems noch nicht zum Einsatz gekommen. Sie erreichte den Raum Fürstenau am 10. April und löste dort noch stehende Teile der Gardepanzerdivision ab. Am 12. April traten die schottischen Hochländer aus der Linie Quakenbrück-Badbergen den Vormarsch in nordostwärtiger Richtung an. Das Vorgehen auf Dinklage, förmlich vom Bürgermeister den Briten übergeben, und



auf Lohne wurde vom Gegner nicht behindert. Der Spitzentrupp des 2. Derbyshire Yeomanry, der Division vorweg als Aufklärung, umging südlich Vechta einen riesigen Sprengtrichter und nahm im Zentrum Vechtas handstreichartig die unversehrte Moorbachbrücke, die nur von schwachen deutschen Kräften gesichert worden war. Dank der über Lohne heranrückenden ersten Kampfgruppe des 7. Bataillons der Argyll and Sutherland Highlanders konnte der Brückenkopf gehalten werden. Bei Anbruch der Nacht zum 13. April war Vechta fest in britischer Hand. Die Division rückte am nächsten Tag weiter auf Goldenstedt vor und rollte dabei die so genannte „Vechta“-Stellung der 471. Infanteriedivision auf. Bei Goldenstedt erlitt die Kampfgruppe Stephan dieser Division, überwiegend Luftwaffenpersonal, starke Verluste. Die Reste der deutschen Division zogen sich auf die heutige B213 zwischen Wildeshausen-Ahlhorn zurück, während die britischen Hochländer am 13. April links über Visbek nach Varnhorn und rechts über Goldenstedt bzw. Ambergen hinaus noch nach Holzhausen vorstießen.³⁷

Kämpfe um Löningen

Am 11. April lag der Raum Löningen im Angriffsstreifen von zwei Divisionen des XXX. britischen Korps. Die heutige B213 bildete die Angriffssachse der links vorgehenden 43. (Wessex)Division, die Gardepanzerdivision griff südlich davon aus der Haseniederung in Richtung Nordost mit Fernziel auf den Raum an der heutigen B69 ostwärts von Emstek an.

Generalmajor Thomas, Kommandeur der 43. (Wessex)Division, hatte sich entschlossen, von Herzlake an mit zwei Brigaden in der Front anzugreifen. Er ließ die 129. Infanteriebrigade nördlich der heutigen B213 vorgehen, um die Verbindung zu den weiter nördlich auf den Küstenkanal vorstoßenden Kanadiern zu halten und – so hoffte er – durch eine Zangenbewegung der vorn angreifenden Brigaden stärkere Feindkräfte eventuell einkesseln zu können.³⁸ Die 129. Infanteriebrigade stieß bei ihrem Vorgehen über Holte, Herßum und Vinnen trotz zahlreicher Straßensperren, ständiger Bedrohung durch Panzerfäuste und deutsche Verteidigungstrupps, die sich in einigen Ortschaften festgesetzt hatten, am 11. April bis Wachtum vor. Hier zwangen ausgedehnte Straßen- und Minensperren zu einem Nachtangriff. Am

12. April setzte die Brigade dann den Vormarsch an Lindern vorbei auf Grönheim zu fort, wo der Angriff stecken blieb, weil das Gelände zu sumpfig und morastig für ein weiteres Vorgehen mechanisierter Truppen wurde.³⁹ In Molbergen waren die Panzersperren am frühen Morgen durch Zivilpersonen geöffnet worden. Nach Ermke, wo die Briten gegen 10 Uhr eintrafen, sandten die Molberger eine Delegation mit einer weißen Flagge, um den Ort vor einer Beschießung zu bewahren. Die Panzersperre in Ermke war noch geschlossen. Einwohner aus Ermke bemühten sich, der britischen Truppe die Sperren zu öffnen. Dabei detonierten versteckte Minenladungen, die zum Tod der an der Sperre arbeitenden Männer führten.⁴⁰ Der Spieß der 129. britischen Infanteriebrigade hielt in seinem Tagebuch fest: „Wir fuhrten nach Ermke und richteten den Gefechtsstand in einer Gaststätte ein. Draußen lagen sieben tote Zivilisten, die durch deutsche Minen an einer Straßensperre getötet worden waren. Ein kleiner Junge wurde auch getötet, seit wir ankamen.“⁴¹

Der Angriffsschwerpunkt der 43. (Wessex)Division lag wie bisher im Süden entlang der heutigen B213. Hier ging die 130. Infanteriebrigade mit Unterstützung der Panzer der 8. Armoured Brigade vor. Ihr folgte unmittelbar die 214. Brigade. Die vom Volkssturm in Löningen errichteten Panzersperren waren bereits geschlossen. Die 3. Kompanie des Fallschirmjägerbataillons 11 war in der Nacht zum 11. April zur Abwehr des aus Westen drohenden Angriffs aus dem Raum Winkum südlich von Löningen an die westlichen Ortsränder geholt worden. Ein Zugführer der Kompanie erinnert sich:

„Ich war mit meinem Zug beiderseits der R213 am westlichen Ausgang von Löningen eingesetzt. Etwa 200 Meter hinter uns, unmittelbar an das Krankenhaus gebaut, stand, aus dicken Baumstämmen hoch aufgeschichtet, eine Panzersperre. In dem Krankenhaus, das auch als Lazarett diente, lagen über 300 Kranke und Verwundete. Oben auf dem Dach und an den Seiten waren groß die Zeichen des Roten Kreuzes angebracht. Wer den Befehl zum Bau einer Panzersperre gerade an dieser Stelle gegeben hatte, mögen die Götter wissen. In der Nacht, als wir hier in Stellung gingen, war die Sperre bereits geschlossen und niemand mehr da. Kaum hatte ich die Gruppen eingewiesen und war zum Gefechtsstand, der in einem Keller lag, zurückgekehrt, als ein Stabsarzt mit den Zeichen höchster Erregung, gefolgt von mehreren Ordensschwwestern hinter mir in den Keller gestürzt kamen. In scharfer Form forderte mich der Stabsarzt auf, sofort die Sperre zu öffnen und mit meinem



*Zug zu verschwinden. Zunächst wies ich ihn darauf hin, daß er lieber vorher den Bau der Sperre hätte verhindern sollen und daß jetzt, ohne eine Sprengung, das Hindernis kaum zu beseitigen sei. Erst als ich ihm versprach, die Angelegenheit dem Kompanieführer zu melden, entfernten sich die um ihre Kranken besorgten Ärzte und Schwestern ...*⁴²

Am frühen Nachmittag des 11. April griffen nach der üblichen Artillerievorbereitung britische Infanterie- und Panzerkräfte entlang der heutigen B213 Lönigen an. Die Fallschirmpioniere ließen sich in den Kellern der an der Straße gelegenen Häuser von den Panzern überrollen, trennten die Infanterie von den Panzern und bekämpften so die britische Angriffsspitze. Gegen 17.30 Uhr erhielten die Fallschirmpioniere den Befehl, die Stellungen an der alten Reichsstraße 213 zu räumen und nach Norden auszuweichen. Die Briten bereiteten sich mittlerweile auf einen neuen Angriff vor und zogen dafür Artillerie und Panzer sowie neue Angriffskräfte zusammen.⁴³

In diese Phase fällt vermutlich der selbstlose Einsatz des Vikars Ernst Henn. Er war einer Absprache gemäß ins Löninger Krankenhaus gekommen, in dessen unmittelbarer Nähe zwei Panzersperren errichtet worden waren. Nach dem Abzug der Fallschirmpioniere blieben die Sperren geschlossen. Männer standen nicht zur Verfügung, die in der Lage waren, sie zu öffnen. Diese Sperren bedeuteten für Lönigen, besonders aber für das Krankenhaus, eine hohe Gefährdung, vernichteten doch die Briten mit konzentriertem Artillerie- und Panzerfeuer alle Einrichtungen, von denen aus ihr Vorgehen behindert werden konnte. Es wurde im Krankenhaus beschlossen, weiße Fahnen an den Sperren zu befestigen. Vikar Henn machte sich mit einer Schwester sofort daran, an den Sperren weiße Fahnen aufzustellen. Da setzte plötzlich Artilleriefeuer ein, das die Schwester und den Geistlichen zwang, in Deckung zu gehen. Der Schwester gelang es, das Krankenhaus zu erreichen. Vikar Henn kam nicht wieder, er wurde am nächsten Tag tot aufgefunden. Zu diesem Geschehen sagte dem Löninger Ortspfarrer Arlinghaus ein britischer Offizier: „Wenn die weiße Fahne nicht gewesen wäre, dann hätten zuletzt die Panzer aus nächster Nähe vor Lönigen noch einmal das Feuer eröffnet, und die Folgen wären für Lönigen, besonders für das Krankenhaus furchtbar geworden.“⁴⁴ Der gegen Ende des Tages noch vorgetragene Angriff der 130. Infanteriebrigade traf in Lönigen auf ein Bataillon der Brigade Großdeutschland, dessen junge Soldaten wie besessen kämpften. In der Dunkelheit

und dem herrschenden Durcheinander drängte die Brigade weiter vorwärts an den Nordostrand des Ortes und gewann die Straßenkreuzung an den Burlagsbergen. Ein riesengroßer Krater versperrte dort weiteres Vorgehen.⁴⁵

Im Süden Lönings trat die britische Gardepanzerdivision am 11. April aus dem Brückenkopf Menslage-Herbergen ihren Angriff auf den Haseübergang bei Böen an. Den dort zur Verteidigung eingesetzten Soldaten der 8. Fallschirmjägerdivision gelang es, die Hasebrücke vor dem Eintreffen des 5. Bataillons der Coldstream Garde noch zu sprengen. Durch einen französischen Kriegsgefangenen erhielten die Briten aber Kenntnis von der Existenz einer kartenmäßig nicht erfassten kleinen Brücke bei Bokah. Die dort eingesetzte schwache deutsche Brückensicherung wurde überrannt und dann ein Infanterieangriff gegen das zäh verteidigte Böen vorgetragen. Der Kampf tobte um einzelne Häuser. Erst als es dunkel wurde, setzte in Böen Ruhe ein. Die Coldstream Gardisten hatten 192 Gefangene gemacht bei einem eigenen Verlust von 40 Leuten. Nachdem der Ort genommen worden war, konnten die britischen Pioniere eine tragfähige Kriegsbrücke über die Gr. Hase schlagen. Über diese Brücke trat die Garde am 12. April zum weiteren Angriff nach Osten auf die B69 nördlich Vechta an.⁴⁶

Das Gefecht um Lüsche

Den Angriff der Gardepanzerdivision nach Osten führte die 5. Gardebrigade an mit den Iren als Angriffsspitze. Sie rückte über Herbergen auf Hemmelte vor und drückte dabei den südlichen Flügel von Verteidigungsstellungen der Brigade Großdeutschland einmal in der Linie Lastrup-Essen, dann in der Linie Matrum-Hemmelte zurück. In Hemmelte überwältigten die Truppen der 5. Gardebrigade am Morgen des 13. April ein Bataillon der Brigade Großdeutschland, bevor der Vormarsch über Warnstedt, Sevelten, Cappeln und Emstek fortgesetzt wurde. In Warnstedt setzte die Brigade ihre Grenadiere als weitere Angriffsgruppe ein, die stärkeren Widerstand in Warnstedt niederkämpften und dann auf Tenstedt vormarschierten.⁴⁷

Die 32. Gardebrigade war der 5. aus dem Hasebrückenkopf gefolgt, stieß aber geradewegs nach Osten auf Essen vor. In Bevern trafen die Coldstreams, Angriffsspitze der Brigade, auf den Widerstand der 490. Infanteriedivision, die Verteidigungsstellungen am Fladderkanal be-



zogen hatte. In Bevern konnte der Widerstand an einer Straßensperre, die ein Infanterietrupp verteidigte, rasch gebrochen und der Vormarsch zügig fortgesetzt werden. Doch versteifte sich der Widerstand am 13. April im Raum Lüsche. Dort kämpfte die Kampfgruppe des beinamputierten Oberstleutnants Knaust. Dessen Divisionskommandeur Oberst Behrend war gerade eingetroffen, als der Panzerangriff der Coldstreams anrollte. „Mit Raketen wurden die meisten Häuser [einem britischen Bericht zufolge] in Brand gesetzt; darauf folgte ein Infanterieangriff, während einige Panzer nach Süden herumschwenkten, um feindliche Fluchtversuche in dieser Richtung zu verhindern.“⁴⁸ Doch mit dem Divisionskommandeur an der Spitze kämpfte sich der Rest der Verteidiger den Weg nach Norden frei.⁴⁹ Sie ließen in Lüsche sieben gefallene Kameraden zurück. Zwei Einwohner Lüsches kamen ums Leben. 13 Familien verloren ihre Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Weitere 26 Nebengebäude wurden zerstört.⁵⁰ Nach diesem verbissen geführten Gefecht um Lüsche rückte die 32. Gardebrigade über Hausstette und Vestrup weiter auf Schwichteler vor. Von dort bzw. von Emstek aus erreichten die Truppenteile der Gardedivision am 14. April dann ohne weitere Kämpfe die B69 zwischen Schneiderkrug und Langförden, das Angriffsziel.

Der Kampf um Cloppenburg

Nachdem die Straßensperre im Raum nordostwärts von Lönigen am Morgen des 12. April beseitigt worden war, befahl Brigadier Coad, Kommandeur der 130. Infanteriebrigade, den weiteren Vormarsch entlang der alten Reichsstraße 213 auf Cloppenburg. Wie schon das Kommando des XXX. britischen Korps⁵¹ so betrachteten auch die Verantwortlichen bei der 43. (Wessex)Division Cloppenburg als ansehnliche Stadt und als wichtiges Straßenzentrum.⁵² Gegen 10 Uhr rollten die Angriffswellen der Brigade, drei Infanteriebataillone, entlang der Hauptangriffsachse der Division weiter in Richtung Cloppenburg. Doch schon nach nicht einmal zehn Kilometern geriet der Vormarsch ins Stocken. Die Angriffsspitze war vor Lastrup auf deutsche Stellungen aufgelaufen. Der Widerstand war so stark, dass Brigadier Coad sich gezwungen sah, einen Angriff nach Vorbereitung anzusetzen. Das kostete Zeit; denn das Zusammenfassen des Feuers von Panzern und Artillerie, das Vorführen von Angriffstruppen, deren Entfalten abseits

der Straße und Vorgehen im Gelände waren aufwendige Maßnahmen. Der Gegner leistete allerdings nur so lange heftigen Widerstand, bis das Spitzenbataillon seine Angriffsvorbereitungen abgeschlossen hatte und zum Angriff auf die Dorfränder angetreten war. Er zog sich rasch zurück, um das gleiche Verhalten wenige Kilometer ostwärts im Raum Kneheim zu wiederholen. Der britische Angriff gegen diese Stellungen fiel in die Abenddämmerung. Doch beim ersten Tageslicht des 13. April konnte die Brigade den Vormarsch auf Cloppenburg zügig fortsetzen.⁵³

Den britischen Angriff in den Raum Cloppenburg verzögerten Truppenteile der Brigade Großdeutschland, verstärkt durch die Panzerausbildungsabteilung 20. Nach Abwehrkämpfen in der Haseniederung und in Löningen bezog die Brigade in der Nacht vom 11./12. April neue Verteidigungsstellungen in der Linie Lastrup-Hamstrup-Herbergen-Essen. Die Stellungen im Norden um Lastrup verteidigte das Regiment Poeschmann. Zwischen Herbergen und Essen war das Regiment Wackernagel eingesetzt. Am 12. April gegen 11 Uhr begannen die Briten ihren Angriff im Raum Lastrup und drängten die Truppenteile des Regiments Poeschmann aus den Stellungen um Lastrup und Hamstrup. Das Ausweichen des Regiments Poeschmann zwang auch das Regiment Wackernagel, auf dem linken Flügel eingesetzt, zu überstürzten Absetzbewegungen. Während ein Bataillon des Regiments Poeschmann bereits erste Sicherungsstellungen in Cloppenburg einnahm, bezogen die anderen Truppenteile neue Stellungen in der Linie Matrum-Kneheim-Hemmelte. Im Schwerpunkt an der alten Reichstraße 213 lagen das I. Bataillon/Poeschmann und die Panzerausbildungsabteilung 20 sowie das I. Bataillon/Wackernagel. Weiter im Süden nach Hemmelte hin waren die Stellungen des III. und II. Bataillons/Wackernagel. Ein nach Cloppenburg bereits vorausgeschicktes Erkundungskommando hatte festgestellt, dass der Südrand Cloppenburgs für die dort befohlene Verteidigung ungeeignet sei. Günstiger sei es, die Verteidigung entlang der Soeste zu führen, die mitten durch die Stadt laufe. Im Übrigen sei Cloppenburg stark durch Bomben zerstört und fast ganz von der Bevölkerung geräumt.⁵⁴

Die britischen Panzerkräfte zwangen die Deutschen weiter zum Ausweichen. Fast gleichzeitig drangen sie mit den deutschen Verteidigern am 12. April abends in Cloppenburg ein. Dem Regiment Poeschmann war dieser Rückzug gelungen. Das III. Bataillon/Wackernagel konnte



nur mit Restgruppen einen Sammelraum in der Gegend Varrelbusch gewinnen. Das II. Bataillon/Wackernagel unter Hauptmann Goedel wurde von den übermächtigen Kräften der britischen Garde im Raum Hemmelte eingeschlossen und überwältigt. Das I. Bataillon/Wackernagel unter Hauptmann Blumenthal wurde in Kneheim in seinen Wald-Wiesen-Stellungen vorwärts des Hofes Brinker umgangen und fast eingeschlossen. Teile des Bataillons sickerten durch die britischen Angriffstruppen und erreichten nach Tagen nördlich von Cloppenburg den Gefechtsstand ihrer Brigade.⁵⁵ Tagebuchblätter des Hauptmanns Blumenthal, die nach jedem Tag angelegt und nicht verändert wurden, vermitteln einen Eindruck von den letzten Kriegstagen der deutschen Truppe:

Haben den Auftrag, die große Wegegabel vor Quakenbrück zu sichern. Vor uns in Menslage wurde noch gekämpft. Nahm nach vorn Verbindung auf ... Setzten uns nachts ab nach Barlage. Haben zugleich den Auftrag, die Sprengung der Brücken [in Essen] zu überwachen ...

Nach einem Tag Ruhe und Eingliederung des FeldErsatzBtl., Einsatz in Herbergen. Besetzten in den Abendstunden den Ort, stützpunktartig die Ortsausgänge. Lag nah im Wald. In einem Haus mit großem Obstgarten hatten wir Quartier, es war ein warmer Vorfrühlingsabend. Saßen vor der Tür, tranken und sangen ...

Haben am Nachmittag gerade zum Absetzen angesetzt, als der Gegner hineinstieß. Konnten uns aber doch lösen. Es kam alles im Laufschrift an. Hielt sie an und baute sie in die neue Linie ein, die die RUB [Reserveunteroffizierbewerber] solange besetzt hielten.

Dann schon wieder eine neue Einweisung. Es ging an diesem Nachmittag alles durcheinander. Sollte eine Stellung von Kneheim Hemmelte – Brinkern besetzen. Als die Kp. ankamen wurden sie durch Arie [Artillerie] und Panzer getrennt. War voraus gefahren zur Einweisung. Habe nur die neugegliederte 1. Kp. zur Hand. Der Kp.Fhr fehlte. Setzte Lt. Esser ein. Wurde beim Abfahren mit meinem PKW von einem Panzer angeschossen. Bog, da ich nur die 1. Kp. zur Stelle habe den Flügel zurück. Wartete auf die Nachricht, daß Panzer die Komp. aufrollten. Ging aber alles gut, trotzdem ständiges Panzergeräusch vor der HKL [Hauptkampflinie] war. Saß in einem Haus bei Kerzenlicht, hörte den Panzern zu ...

Neuer Befehl zum Absetzen. Soll vor Cloppenburg beide Straßen sperren. Himmelfahrt. – Pirschten uns in der Dunkelheit ganz leise aus unseren Stellungen. In einem Schweigemarsch bis an die Straße [B68 ?]. Traf dort in

einem Geböft die 2 Kp. Körner. Richteten uns also ein. – Man muß sich die Lage vorstellen. Vor uns eine Anzahl engl. Panzer. Keine anderen Panzerbrechenden Waffen bei uns als Panzerfäuste. – Die Hauptstraße bekam die O.B. [Offizierbewerber] Einheit. Es wurde Tag, wieder unablässiges Panzergeräusch vor der HKL. Meldung dann von der O.B.: Setzen uns auf befohlenen Raum ab ...

Als die Panzer im Rücken waren, befahl ich das Absetzen der 2, dann der 1 Kp. Es war aber schon so, daß 3 Panzer im Abschnitt des einen Zuges standen.

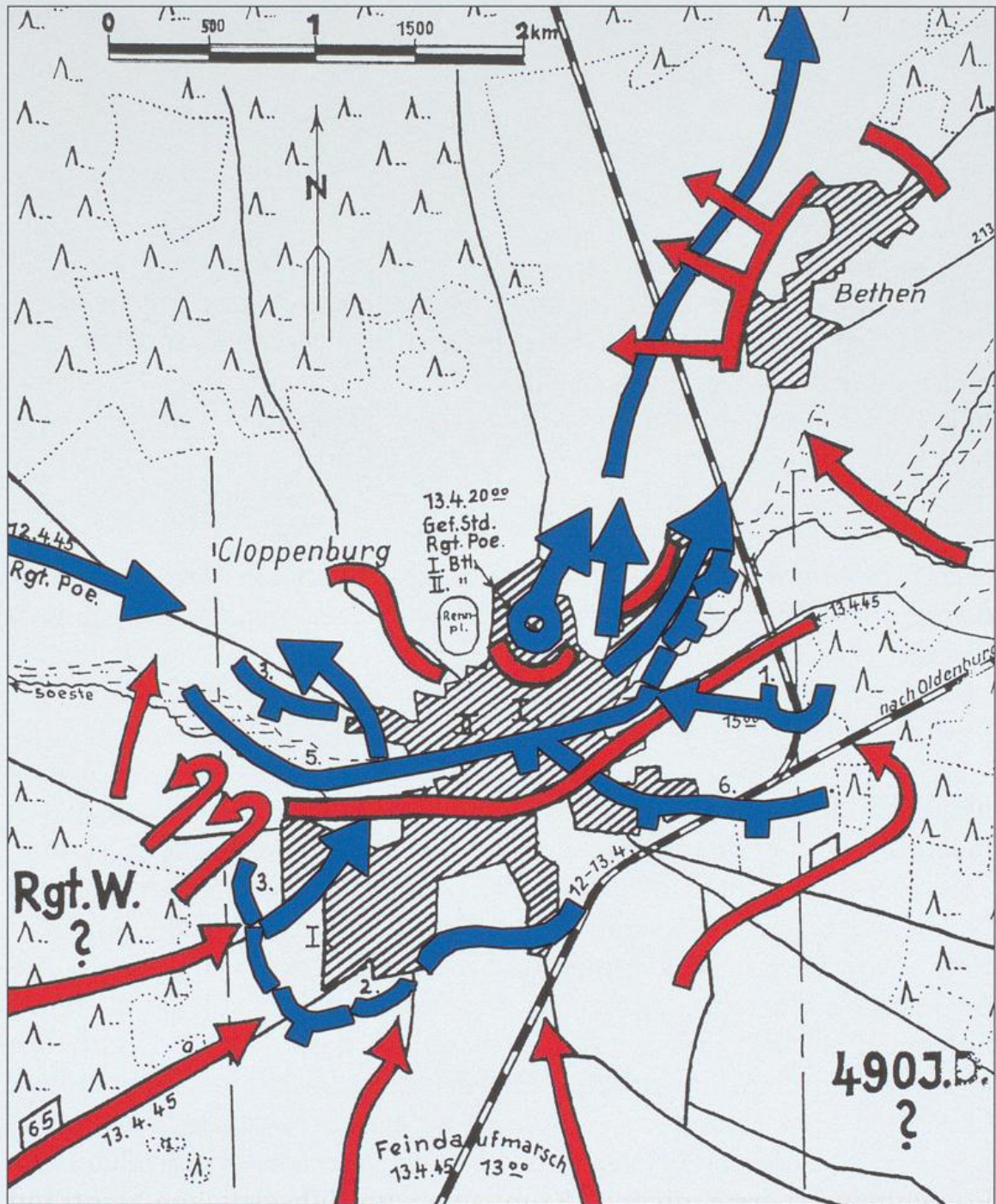
Bis auf einen halben Zug kam dann aber doch alles heraus. Bauten uns dann in der 2. Ziegelei [Henking Stapelfeld ?] zur Verteidigung ein, als bereits Panzer und Panzerspähwagen uns den Weg um Cloppenburg herum in den befohlenen Sammelraum (W) verlegten. – Nun, eine Neigung, diese Ziegelei bis zum letzten zu verteidigen, bestand nicht. Erkundete und fand einen Weg nach Süden, wo sich das ganze Btl. dann auch herauszog ...

Zogen erst in den Nuttelner Wald, erkundeten sodann eine Übergangsmöglichkeit über die Straße, die laufend von feindlichen Fahrzeugen befahren wurde. Eben stand wieder ein ganzer Haufen Panzer dort. Als sie weg waren, wollte ich den Anfang 2 Kp. rüberspringen lassen, als eine neue Kolonne hielt. Panzer und SPW [Schützenpanzerwagen] mit aufgesessener Infanterie. Wurden entdeckt haben Tote und Verwundete. Setzen uns eilig ins Waldinnere ab. Kurze Beratung, dann Entschluß ins Moor ...⁵⁶

Während das Regiment Wackernagel im Südwesten Cloppenburgs entlang der heutigen B68 zwischen Hemmelte und Cloppenburg bis zum 13. April um seinen Bestand kämpfte, wurden die englischen Panzerkräfte dort aufgehalten, was dem Regiment Poeschmann die Zeit verschaffte, in Cloppenburg Verteidigungsstellungen entlang der Soeste zu beziehen. Gegen 22 Uhr hatte das II. Bataillon/Poeschmann am 12. April die Stellungen bezogen. Es hatte weder nach links zu Verbänden der 490. Infanteriedivision noch nach rechts zu Truppenteilen der 8. Fallschirmjägerdivision eine Verbindung. Das I. Bataillon/Poeschmann sperrte mit zwei Kompanien am südwestlichen Stadtrand die Zufahrtsstraßen und sollte bei stärkerem Feinddruck auch hinter die Soeste ausweichen. Eine weitere Kompanie dieses Bataillons wurde als Reserve am Ostrand Cloppenburgs bereit gehalten.⁵⁷

Brigadier Coad hatte am 13. April den Vormarsch seiner 130. Infanteriebrigade beschleunigt und in der Nacht vom 12./13. April seine Artillerie schon ständig Störfeuer auf die Stadt schießen lassen. Für den zu erwartenden harten Kampf um Cloppenburg setzte er am 13. April





Karte 4: Das Regiment Poeschmann im Kampf um Cloppenburg 12.-14.04.1945

Karte entnommen aus: Helmuth Spaeter/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: s. Anm. 17, S. 532

das 7. Bataillon des Royal Hampshire Regiments ein. Das Bataillon traf auf zähen Widerstand. Der Kampf wurde in den Straßen um jedes



Abb. 5: Infanterie der 130. britischen Brigade sitzt am 13. April 1945 in der Löninger Straße in Cloppenburg ab von ihren Fahrzeugen, um zum Angriff überzugehen.

entnommen aus: Hubert Essame: „The 43rd Wessex Division at War 1944-1945“, London 1952, Bild 32

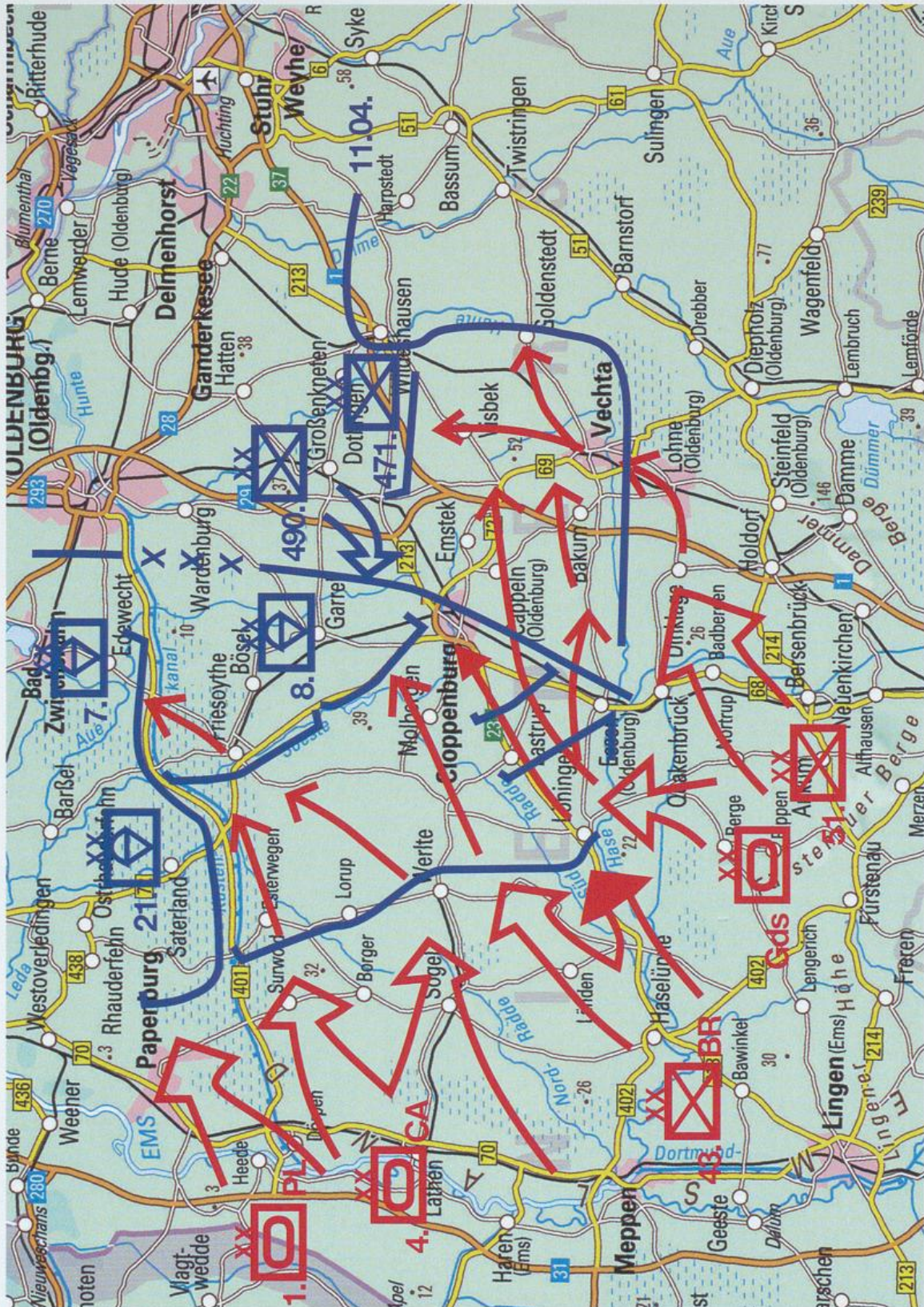
Haus geführt, und bald standen viele Häuser in Flammen. Am späten Nachmittag konnte ein Brückenkopf über die Soeste gebildet werden. Doch der Kampf tobte in den nördlichen Teilen der Stadt noch die ganze Nacht weiter.⁵⁸ Die Geschichte des Royal Hampshire Regiments berichtet von bösen Nahkämpfen und meint, dass der Kampf um Cloppenburg das Härteste gewesen sei, was das Regiment habe durchstehen müssen. Erfreulicherweise sei das Bataillon durch Panzer- und Pionierkräfte unterstützt worden.⁵⁹ Der damalige Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Talbot, hielt in seinem Kriegstagebuch fest: ... *Der Plan war, in der Stadt zwei Brücken über den Fluß zu erobern und dann auf dem jenseitigen Ufer den Rest der Stadt von feindlichen Truppen zu säubern. Die B- und D-Kompanie führten den Angriff an mit der B-Kompanie rechts. Sie drangen in die vermintete Stadt ein und stellten fest, daß die Hauptbrücke [an der Mühlenstraße ?] gesprengt war. Das weitere Vorgehen wurde durch heftiges Gewehrfeuer und Einschläge von Panzerfäusten vereitelt. Der nächste Plan war, die linke Flanke zu gewinnen und über den Fluß unter dem Schutz von Nebel bzw. dem Feuerschutz der Panzer unserer Sherwood Rangers Yeomanry vorzudringen ... Major Mumfords D-Kompanie mußte auf dem lin-*

ken Flügel eine offene Fläche von etwa 200 Metern überwinden, um die andere Brücke [vmtl. Soestenstraße] zu nehmen. Sumpfiger Grund verhinderte den Einsatz von Panzern, schweres MG-Feuer hielt die beiden ersten Züge nieder. Nach erneutem Nebeleinsatz und einer weiteren Feuerzusammenfassung wurde die Brücke genommen, ein Krankenhaus durchsucht ... Major Games A-Kompanie stürzte sich in einen verwirrenden Nahkampf zwischen den Häusern. Die ganze Nacht hindurch wütete der Kampf in den Straßen. Um Mitternacht überrannten 30 Feindsoldaten eine der Panzerabwehrkanonen des Bataillons. Beim ersten Tageslicht ging das 5. Bataillon der Duke of Cornwall's Light Infantry [von der bisher als Divisionsreserve eingesetzten 214. Infanteriebrigade] über die hart eroberten Stellungen der Hampshires und durch die im Feuerqualm liegende Stadt hinweg weiter vor ...⁶⁰

Als die Reste der Brigade Großdeutschland im Norden der Stadt fast eingeschlossen waren, erhielten sie die Genehmigung zum Ausweichen und den Befehl, südlich von Beverbruch eine neue Stellung zu beziehen. Das Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht hielt für den 14.04.45 fest: „... Fortgang des Kampfes gegen das Fallsch.=AOK. Kloppenburg ging verloren. Nördlich davon halten noch Reste von der Div. «Groß=Deutschland» ...“⁶¹

Inzwischen war die 214. britische Infanteriebrigade, bisher hinter der 130. Brigade als Reserve der 43. (Wessex)Division nachgeführt, zum Einsatz gekommen. Da kein Nachbar die linke Flanke der Brigade Großdeutschland gesichert hatte, konnten die Briten die Stadt südlich umgehen und am Morgen des 14. April den Angriff über Bethen entlang der heutigen B213 fortsetzen. Auf diesem Vormarsch leisteten im Gebiet des Baumweges wieder Angehörige der 490. Infanteriedivision Widerstand. Am 15. April machten sie sogar noch einen Gegenstoß auf die britischen Angriffskräfte, als diese dabei waren, den Übergang über die Lethe zu bewerkstelligen. Nach einem zwei Stunden langen wütenden Nahkampf im Waldgelände des Lethetales blieben die Briten Sieger. Sie konnten bis zum Straßenkreuz nach Ahlhorn, dem Angriffsziel der 43. (Wessex)Division vorrücken.⁶²

Der Angriffsschwerpunkt der 43. (Wessex)Division hatte eindeutig an der heutigen B213 gelegen. Aus dem Raum Molbergen stießen britische Angriffsgruppen, vermutlich Teile der 129. britischen Infanteriebrigade, am 15. April über Neumühlen bzw. Stalförden vor und gewannen die Straße Varrelbusch-Friesoythe. Das Fallschirmjäger-



Karte 5: Die militärische Lage am 15.04.1945; das Kartenmaterial wurde freundlicherweise vom Katasteramt Cloppenburg zur Verfügung gestellt.

regiment 24 verteidigte hier die Soesteübergänge und später die auf Garrel zuführenden Straßen noch hartnäckig. Um Garrel selbst wurde dann noch am 17. April gekämpft.⁶³

Der Kampf um Friesoythe

Nach Erreichen ihrer Angriffsziele wurden die Truppen des XXX. britischen Korps herausgelöst und ostwärts der Weser eingesetzt, während Verbände des II. kanadischen Korps weiter nordwärts in den Raum zwischen Weser und Ems hineinstoßen sollten. Als dieses Korps nach erbitterten Kämpfen mit den deutschen Fallschirmjägern in den östlichen Niederlanden vor allem um den Twente-Kanal ostwärts von Zutphen die Ems erreichte und am 8. April einen Übergang zwischen Lathen und Meppen erzielte, da standen die Spitzen der rechts von ihm eingesetzten 2. britischen Armee bereits vor Wildeshausen und Celle. Die Angriffsspitze des II. kanadischen Korps bildete die 4. kanadische Panzerdivision, die – links angelehnt an den Küstenkanal – nach Osten auf Friesoythe zu vordrang. Auf dem Hümmling hatten die Kampfgruppen der Division sich am 10. April gegen den zähen Widerstand der Fallschirmjäger und trotz des für Panzer ungünstigen Geländes bis zur Linie Neubörger-Börger-Sögel vorgearbeitet. Am 11. April standen ihre Kampfgruppen in der Linie Breddenberg-Rastdorf und rückten von dort auf Neuscharrel, Gehlenberg und Markhausen vor. Dabei stießen sie am 12. April auf das Konzentrationslager Esterwegen und befreiten die russischen und polnischen Fremdarbeiter, die dort hinter Stacheldrahtzäunen hausen mussten. Noch am gleichen Tag marschierten sie ohne nennenswerten Widerstand in Neuscharrel ein. Auch in Gehlenberg und Neuvrees trafen die kanadischen Truppen kaum auf Widerstand. Trotzdem gingen bei ihrer Annäherung einige Anwesen in Flammen auf. Die Bevölkerung dieser Ortschaften hatte größtenteils ihre Häuser verlassen und war in die Wälder bzw. auf die Felder in Feldhütten geflüchtet.⁶⁴

Der Marka-Abschnitt mit seinen Übergängen in Neumarkhausen, Markhausen und Ellerbrock bot sich offensichtlich den schwach bewaffneten deutschen Truppen noch einmal für ein Verteidigungsgefecht an. Mit Maschinengewehren und Panzerfäusten bezogen sie Stellungen in den drei Ortschaften. Die Kanadier näherten sich diesem Abschnitt sehr vorsichtig und klärten mit Panzerspähwagen wie

auch Infanteriespähtrupps das mögliche Angriffsgelände sorgfältig auf. Gegen den schwächer werdenden Widerstand offensichtlich nur noch einzelner deutscher Gruppen gewannen die Kanadier, in drei Marschsäulen über Ellerbrock, über Markhausen-Mittelsten Thüle und über Neumarkhausen-Augustendorf-Thülsfelde vorgehend, am 13. April den Raum Friesoythe.

Friesoythe, das mittlerweile von der Bevölkerung verlassen worden war und von Soldaten der 7. Fallschirmjägerdivision verteidigt wurde, war nach der Ansicht der Kanadier als Mittelpunkt eines weithin flachen und freien Geländes für jeden Verteidiger eine Riegelstellung, die man unbedingt würde nehmen müssen, bevor man weitere Operationen in Richtung Oldenburg oder Wilhelmshaven mit Aussicht auf Erfolg planen konnte.⁶⁵ Noch am 13. April machte das motorisierte Infanteriebataillon der Lake Superiors mit Panzerunterstützung wohl über die heutige B72 hinweg einen Frontalangriff auf den Südteil der Stadt. Der Angriff wurde abgewehrt. In der folgenden Nacht wurde das Bataillon der Argyll and Sutherland Highlanders bei bitterkaltem Wetter zu einem die Stadt ostwärts umfassenden Angriff angesetzt. Dieses Vorgehen war erfolgreich. Während das motorisierte Infanteriebataillon der Lake Superiors frontal einen Scheinangriff auf die Stadt durchführte, drangen die Hochländer überraschend in die Stadt ein und überrumpelten handstreichartig die Verteidiger, die mit einem Angriff aus dieser Richtung nicht gerechnet hatten. Die Hochländer bezahlten ihren Erfolg mit dem Leben ihres beliebten und fähigen Kommandeurs, des Oberstleutnants Wigle. Der wurde getötet, als sein Gefechtsstand von deutschen Soldaten angegriffen wurde, welche die kanadischen Kompanien nicht entdeckt, überrollt und abgeschnitten hatten. Es scheint, dass eine Fehlmeldung, Oberstleutnant Wigle sei von einem zivilen Heckenschützen getötet worden, die Runde machte. Die Folge davon war, dass Friesoythe zur Vergeltung in Brand gesetzt und zerstört wurde.⁶⁶ In der Regimentsgeschichte der Argyll and Sutherland Highlanders of Canada (Princess Louise's) ist das Geschehen eingehend dargestellt: „... *Kurz vor Mitternacht* [am 13. April] *marschierten die Argylls auf der festgelegten Route los ... Die Kolonne marschierte durch die Linien der Lake Superiors ostwärts, überschritt ohne Zwischenfälle die Soeste und schwenkte dann nordwestwärts auf Friesoythe ein. Ein ahnungsloser deutscher MG-Schütze wurde*



gefangen genommen, bevor er Alarm geben konnte. Um 2 Uhr nachts ungefähr 1500 Schritte von der Stadt entfernt, hielt die Kolonne an und nahm die Gefechtsformation ein: B- und D-Kompanie vorn, A- und C-Kompanie dahinter, die Bataillonsführungsgruppe mitten zwischen den Kompanien. Sobald alles organisiert war, rückte das Bataillon wieder vor und erreichte kurz vor Morgengrauen den Stadtrand.

Schnell rückten die Kompanien auf ihre Ziele vor, wobei sie nur vereinzelt auf Widerstand stießen; aber in Anbetracht der vielen Deutschen in der Stadt hatten sie vollen Erfolg. Die Überrumpelung war ausgezeichnet gelungen. Für einen Angriff aus dieser unerwarteten Richtung scheinen die Verteidiger keinen durchdachten Verteidigungsplan gehabt zu haben. ... Aber gerade das außergewöhnliche Tempo des Vormarsches führte um 08.30 Uhr zur Tragödie. Oberstleutnant Wigle und seine Bataillonsführungsgruppe ... hatten schon früh in einem Haus im südlichen Stadtviertel von Friesoythe Quartier bezogen. Gegen 08.15 Uhr waren die Kompanien so rasch vorgestürmt, daß sich der Oberstleutnant mit seiner Gruppe ein ganzes Stück hinter all den kämpfenden Truppen befand. ... Unglücklicherweise tauchte nun ein Trupp von etwa 50 Deutschen, die offenbar den Kontakt zu ihren Kameraden verloren hatten und wahrscheinlich nur zu entkommen versuchten, etwa 600 Schritte entfernt aus den Wäldern hinter dem Haus auf. ... Mit größter Wahrscheinlichkeit wäre die Gruppe ohne Zwischenfall vorbeigezogen, hätten nicht einige Kanadier das Feuer auf die Deutschen eröffnet.

In der Annahme, abgeschnitten zu sein, änderten die Deutschen sofort die Richtung und starteten einen entschlossenen Angriff auf das Gebäude, wobei die einen feuerten, während die anderen das Gebäude umzingelten. ...

Ein verzweifertes und erbittertes Gefecht folgte nun, viele Deutsche wurden aus allernächster Nähe getötet, aber andere erreichten das Haus. Einer riß die Tür auf, und legte mit einer Schmeißer [Maschinenpistole] kurz an und schoß Oberstleutnant Wigle durch den Rücken, worauf er fast augenblicklich verstarb. Der Deutsche wiederum fiel unter den Sten-Feuersalven [Maschinenpistole] von Leutnant Roscoe und Soldat Fraser tot um. ... Die kleine, übriggebliebene Gruppe – nur etwa 7 waren noch kampffähig – verteidigte sich unter Führung von Leutnant Roscoe. Wegen der feindlichen Übermacht hatten die wenigen Verteidiger jedoch nur geringe Chancen, und zweifellos wäre die kleine Gruppe bald erledigt gewesen, wenn nicht in diesem kritischen Augenblick je 1 Zug der A- und C-Kompanie herangerückt wäre. ...

Die Säuberung der Stadt Friesoythe wurde bei nachlassendem Widerstand fortgesetzt. ...⁶⁷

Doch es blieb nicht bei der Säuberung. Rasend vor Wut über den Tod des von ihm geschätzten Offiziers befahl der Kommandeur der 4. kanadischen Panzerdivision, Generalmajor Vokes, die Stadt dem Erdboden gleichzumachen.⁶⁸ Seine Pioniere legten mit Bulldozern die Gebäude flach und verbrannten, was von der Stadt übrig geblieben war. Die systematische Zerstörung Friesoythes könnte nach Ansicht des kanadischen Armeehistorikers Stacey, der zu jener Zeit in Friesoythe war und das Geschehen mit eigenen Augen sah, als Kriegsverbrechen angesehen werden, waren doch 85% bis 90% der Häuser vernichtet worden.⁶⁹ In der von Stacey verfassten Geschichte der kanadischen Armee im Zweiten Weltkrieg steht zu lesen, dass es keinen Bericht darüber gebe, wie es zu der irrtümlichen Vergeltungsmaßnahme in Friesoythe gekommen sei.⁷⁰



Abb. 6: Das zerstörte Friesoythe im Umfeld des heutigen Hansaplatzes; alle Häuser an der zur Mittelschule führenden Straße sind zerstört. Das Mittelschulgebäude ist ausgebrannt.

Das Bild wurde mit freundlicher Genehmigung von Herrn Ferdinand Cloppenburg der S. 169 seines Buches „Friesoythe im zwanzigsten Jahrhundert“, Friesoythe 2003, entnommen.

Um und bei Friesoythe wurde den ganzen Tag über noch am 14. April gekämpft. Von Friesoythe aus stießen die Kanadier weiter über Altenoythe auf den Kanalübergang bei Edewechedamm vor. Um diesen

Übergang über den Küstenkanal wurde noch mehrere Tage heftig gekämpft. Die hartnäckigen Auseinandersetzungen zogen den Raum Friesoythe als unmittelbares Frontgebiet weiter in Mitleidenschaft. Aufgrund des moorigen Untergrundes drohte die einzige auf den Kanalübergang zuführende Straße für den Militärverkehr bald unpassierbar zu werden. Die Kanadier hatten deshalb keine Hemmungen, die Reste der ausgebrannten Stadt für die Auskofferung ihrer Vormarschstraße zu benutzen. Während Bösel am 15. April von den Kanadiern ohne langwierige Kämpfe besetzt wurde, zogen die hartnäckigen Auseinandersetzungen um den Kanalübergang Edewechterdamm den Raum Friesoythe weiter in Mitleidenschaft. In der Nacht vom 16./17. April griffen die Algonquins als erstes kanadisches Infanteriebataillon über den Kanal hinweg an und konnten an seinem Nordufer einen Brückenkopf bilden. Deutsche Marineinfanteristen und Fallschirmjäger versuchten vergeblich, in verlustreichen Gegenangriffen diesen Brückenkopf einzudrücken bzw. seine Ausweitung zu verhindern. Doch die Kanadier konnten den Brückenkopf behaupten und so ausbauen, dass nach erfolgtem Brückenschlag auch Panzer am Morgen des 19. April über den Kanal nach Norden vorstoßen konnten. Den Alliierten war es damit bei Edewecht gelungen, erstmals den Küstenkanal zu überschreiten und die letzte deutsche Verteidigungslinie zu durchbrechen. Friesoythe war eine Woche lang unmittelbares Frontgebiet gewesen.⁷¹

Nördlich des Küstenkanals war mittlerweile die 1. polnische Panzerdivision im Angriff von Westen – auch auf das Saterland. Hier war vom 23. April an die Kampfgruppe von Hütz, bestehend aus einer ehemaligen Armeewaffenschule und Fallschirmjägern, im Einsatz.⁷² Sie führte die Verteidigung vor allem des Abschnitts Strücklingen-Sedelsberg im Rahmen der kurzfristig aufgestellten 21. Fallschirmjägerdivision. Der Gefechtsstand dieser Division unter dem Oberst Gericke hatte wohl bis zum 16. April in Scharrel gelegen. Am 22. April erreichte eine Kampfgruppe der Polen Westrhauderfehn. Strücklingen wurde am 25. April angegriffen und nach verlustreichen Kämpfen besetzt. Von Pothausen her drang eine polnische Kampfgruppe, eingeschränkt durch die widrigen Gelände- und schlechten Witterungsverhältnisse, am 26. April auf Bokesch vor. Nach mehrtägigem Geplänkel – zum Teil auch mit den Kanadiern über den Küstenkanal hinweg – rollten am 28. April im südlichen Saterland die polnischen Panzer nach Sedelsberg

und nach Scharrel hinein. – Barßel wurde erst nach dem Sonder-Waffenstillstand am 7. Mai besetzt.⁷³

Das Vorüberrollen der Front bedeutete 1945 für die meisten Menschen im Oldenburger Münsterland das Ende des Zweiten Weltkrieges, endete doch damit die ständige Bedrohung durch Tiefflieger und die nie berechenbare Gefährdung durch Waffen aller Art, vor allem auch der oft spürbare Druck eines totalitären Regimes. Der verhältnismäßig kurze Zug des Krieges durch das Oldenburger Münsterland hatte noch umfangreiche Schäden und zahllose Verluste bei der Bevölkerung wie den Soldaten verursacht. Die Stärkemeldungen des Regiments Wakkernagel von der Brigade Großdeutschland vermitteln einen Eindruck vom Umfang der Verluste unter den Soldaten: Das Regiment hatte vor seinem Einsatz an der Ems am 31. März eine Kampfstärke von 1.259 Mann; in seiner letzten Stellung zwischen Nikolausdorf und Sage betrug die Kampfstärke am 16. April noch 280 Mann.⁷⁴ Allein der Luftangriff auf die Stadt Cloppenburg am 10. April 1945 führte zum Tod von etwa 200 Menschen und zur Zerstörung von etwa 150 Gebäuden.⁷⁵ Bei den Angriffen der Kanadier in den Raum Friesoythe wurden im Stadtzentrum 231 Häuser vollständig zerstört und 30 stark beschädigt. In der Bauerschaft Vordersten Thüle wurden von 22 Gehöften sechs, in der Bauerschaft Mittelsten Thüle von 48 Gehöften 17 vernichtet. In Altenoythe fielen 110 Wohnhäuser dem Kriegsgeschehen zum Opfer.⁷⁶ Geschichtlich interessierte Zeitgenossen wie auch fachlich orientierte Soldaten fragen bei der Beschäftigung mit den Militärischen Operationen, die im Frühjahr 1945 im Oldenburger Münsterland sowie in seiner unmittelbaren Nachbarschaft stattfanden, nach deren Sinn; denn diese letzten Kriegshandlungen fanden weit abseits der wirklich entscheidenden Schwerpunkte der Ereignisse statt. Es fällt schwer, der Fortsetzung des Kampfes auf deutscher Seite in rückblickender Betrachtung noch einen Sinn abzugewinnen.⁷⁷ Die Erinnerung an die aufgrund der Kampfhandlungen in unserer Heimat noch entstandenen Schäden und Verluste drängt Fragen auf, die wohl ohne Antwort bleiben:

– War es der Glaube an die Ideologie des Nationalsozialismus oder das Gefühl, den eigenen Haufen nicht im Stich lassen zu dürfen, was den einzelnen Soldaten noch zum Kampf motivierte?

– Waren es Skrupel, den „bei Gott“ Hitler persönlich geschworenen unbedingten Gehorsam zu brechen, oder waren es Ängste vor einer ungewissen Zukunft bei der von den Alliierten geforderten bedin-



gungslosen Kapitulation, die deutsche Truppenführer daran hinderte, den Kampf, der eigenen Einsicht folgend, einzustellen?

– Haben wir aus unserer jüngsten Geschichte gelernt, in der unsere politische Führung zwei Mal innerhalb von nicht einmal 50 Jahren glaubte, mit dem schrankenlosen Einsatz militärischer Machtmittel internationale Probleme lösen und den Interessen des Volkes dienen zu können?

– Haben unsere Historiker und unsere Politiker eigentlich die totale Abhängigkeit der Führer der Wehrmacht von der damaligen politischen Führung des Reiches wahrgenommen und daraus Lehren für das Verhältnis von der Politik zur Bundeswehr gezogen?

Das Ausmaß der Katastrophe, welche die Nationalsozialisten ausgelöst haben, wird vielen erst allmählich bewusst. Die Verluste und Schäden, die ihre menschenfeindliche Ideologie und ihr skrupelloses Handeln verursacht haben, sind erst langsam zum Allgemeinwissen geworden. Die Niederlage war so unvorstellbar groß, dass jedenfalls keine Dolchstoßlegende wie in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg das Miteinander der Menschen in Deutschland beeinträchtigen konnte.

Die Schlussfolgerung, die nachdenkliche Menschen aus dem Geschehen am Kriegsende ziehen könnten, ist nach den Ursachen zu fragen und der Entstehung, der Entwicklung und dem Untergang des so genannten „Tausendjährigen Reiches“ der Nationalsozialisten nachzugehen. Leicht dürfte dann die Einsicht reifen, dass jeder Staatsbürger die Verantwortung hat, dafür zu sorgen, dass radikale Ideen, totalitäre Regime und menschenfeindliche Herrschaftssysteme keine Chance mehr bei uns erhalten. Auf die Bedeutung staatsbürgerlichen Engagements für die Demokratie wies schon im Jahre 431 v. Chr. der Athener Staatsmann Perikles bei einer Trauerfeier für gefallene Soldaten hin. Er sagte:

„... Wir sind nämlich die einzigen, die den, der gar keinen politischen Anteil nimmt, nicht für einen Unnutz, sondern für einen Nichtsnutz halten ...“⁷⁸

Anmerkungen:

¹ vgl. Andreas Kathe: „KriegsEnde ... im Landkreis Vechta“, Vechta 1985, S. 9

² vgl. Münsterländische Tageszeitung: „Cloppenburger geben Toten eine Stimme“, 133. Jahrg., Nr. 87, vom 15.04.2013, S. 10

³ vgl. Ruth Beumann Mahler: „ALL THINGS NATURE'S BLESSED – A Woman's Story of War and Peace“, Washington 1987, S. 146

⁴ vgl. Andreas Kathe: a.a.O., S. 71

- ⁵ vgl. Aloys Niemeyer: „Unsere Heimat im Zweiten Weltkrieg“, 2. Auflage, Cloppenburg 1985, S. 81f.
- ⁶ vgl. August Wöhrmann: „Teile der ehem. Deutschen Wehrmacht und Einsatzorte im April 1945 im Oldenburger Münsterland“, Jahrbuch Oldenburger Münsterland 1983, Vechta 1983, S. 355ff. und August Wöhrmann: „Teile der Kanadischen und Britischen Armeen und ihre Einsatzorte im April 1945 im Oldenburger Münsterland“, Jahrbuch Oldenburger Münsterland 1995, Vechta 1984, S. 123ff.
- ⁷ Wie schon August Wöhrmann gewann der Verfasser die wesentlichen Erkenntnisse zum militärischen Geschehen im Oldenburger Münsterland aus der englischen bzw. deutschen Kriegsliteratur. August Wöhrmann konnte noch viele, die einmal Führungsstellen in den Streitkräften bekleidet hatten, befragen, was er auf beispielhafte Weise fleißig und gewinnbringend tat. Amtliche Berichte zum Kriegsgeschehen konnten auf alliierter Seite erschlossen werden. „Unterlagen der zentralen Dienststellen der Wehrmacht und Heeresführung, der Verbände und Einheiten des Heeres unterhalb der Divisionsebene ... sind weitgehend durch Kriegseinwirkung und durch Selbstvernichtung vor der Kapitulation verloren gegangen,“ wurde dem Verfasser am 03.01.1995 in einem Hinweis für Benutzer des Bundesarchiv-Militärarchivs mitgeteilt. Kriegstagebücher der Heeresdivisionen seien meist nur bis 1943 erhalten geblieben. Das tatsächliche Geschehen wahrheitsgetreu zu berichten, bleibt daher ein Versuch, doch ein ehrliches Bemühen.
- ⁸ vgl. Feldmarschall Montgomery: „Von El Alamein zum Sangro – Von der Normandie zur Ostsee“, Bern 1949, S. 261
- ⁹ vgl. Feldmarschall Montgomery: „Von El Alamein ...“, a.a.O., S. 276/277
- ¹⁰ vgl. Herbert Schwarzwälder: „Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende – 2. Der britische Vorstoß an die Weser“, Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte Heft 6, Bremen 1973, S. 19
- ¹¹ vgl. Aloys Niemeyer: a.a.O., S. 71
- ¹² vgl. Feldmarschall Montgomery: „Von El Alamein ...“, a.a.O., S. 290
- ¹³ vgl. Marschall Montgomery: „Memoiren“, München 1958, S. 372-373
- ¹⁴ Die Angabe der o.a. Tagesdaten erfolgte nach Auswertung von Feldmarschall Montgomery: „Von El Alamein zum Sangro – Von der Normandie zur Ostsee“, Bern 1949; – Kurt von Tippelskirch: „Geschichte des Zweiten Weltkrieges“, 2. Auflage, Bonn 1956; – C.P. Stacey: „Official History of the Canadian Army in the Second World War, Volume III, Chapter XVI, „The Campaign in North-West Europe: The Advance to Victory, March-May 1945“, hrsg. Department of National Defense, Ottawa 1960; – „Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1944-1945“, Studienausgabe Bd. 8, hrsg. Percy Ernst Schramm, Frankfurt/Main 1961; – Herbert Schwarzwälder: „Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende – 2. Der britische Vorstoß an die Weser“, Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte Heft 6, Bremen 1973; – Günter Wegmann „Das Kriegsende zwischen Ems und Weser 1945“, Osnabrück 1982
- ¹⁵ vgl. Marschall Montgomery: „Memoiren“, a.a.O., S. 377 und C.P. Stacey: „Official History of the Canadian Army in the Second World War, Volume III, Chapter XVI, a.a.O., S. 277 und August Wöhrmann: „Kreis Cloppenburg als Frontgebiet 1945“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 49/1960, S. 3, Sp. 2
- ¹⁶ vgl. Geyer: „Darstellung des Verlaufs der Kämpfe auf deutscher Seite bei Heeresgruppe H/Nordwest“, MGFA-Studie B-414, S. 39f.
- ¹⁷ vgl. Helmuth Spaeter/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: „Die Geschichte des Panzerkorps Großdeutschland“, Bd. III, Duisburg-Ruhrort 1958, S. 513
- ¹⁸ vgl. Feldmarschall Montgomery: „Von El Alamein...“, a.a.O., S. 297



- ¹⁹ vgl. August Wöhrmann: „Kreis Cloppenburg als Frontgebiet 1945“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 49/1960, S. 3, Sp. 3
- ²⁰ vgl. August Wöhrmann: „Kreis Cloppenburg als Frontgebiet 1945“, a.a.O., S. 3, Sp. 3
- ²¹ zitiert bei Günter Wegmann: a.a.O., S. 46f.
- ²² vgl. Ernst Martin Winterstein/Hans Jakobs: „General Meindl und seine Fallschirmjäger“, Braunschweig 1969, S. 259
- ²³ vgl. Helmuth Spaeter/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: a.a.O., S. 486-491
- ²⁴ vgl. Ernst Martin Winterstein/Hans Jakobs: „General Meindl und seine Fallschirmjäger“, a.a.O., S. 263
- ²⁵ vgl. Günter Wegmann: „Das Kriegsende zwischen Ems und Weser 1945“, a.a.O., S. 92
- ²⁶ vgl. Ronald Gill/John Groves: „Club Route in Europe – The Story of 30 Corps in the European Campaign“, Hannover 1946, S. 175
- ²⁷ vgl. Aloys Niemeyer: „Unsere Heimat im Zweiten Weltkrieg“, a.a.O., S. 77ff.
- ²⁸ vgl. Günter Wegmann: „Das Kriegsende zwischen Ems und Weser 1945“, a.a.O., S. 135 und 272
- ²⁹ vgl. Günter Wegmann: „Das Kriegsende zwischen Ems und Weser 1945“, a.a.O., S. 276
- ³⁰ vgl. Helmuth Später/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: a.a.O., S. 515
- ³¹ vgl. Günter Wegmann: „Das Kriegsende zwischen Ems und Weser 1945“, a.a.O., S. 236
- ³² vgl. Günter Wegmann: „Das Kriegsende zwischen Ems und Weser 1945“, a.a.O., S. 172
- ³³ vgl. August Wöhrmann: „Kreis Cloppenburg als Frontgebiet 1945“, a.a.O., S. 4, Sp. 3 und S. 5, Sp. 1
- ³⁴ vgl. August Wöhrmann: „Unsere Heimat in den letzten Kriegswochen – Eine Betrachtung aus britischer und kanadischer Sicht“, in: Heimatblätter, Beilage zur „Oldenburgischen Volkszeitung“, Vechta, 3./4. Nummer 1962, S. 10, Sp. 3
- ³⁵ vgl. Sir Brian Horrocks: „Corps Commander“, 3. Auflage, London 1978, S. 213 und S. 216
- ³⁶ vgl. Ronald Gill/John Groves: „Club Route in Europe – The Story of 30 Corps in the European Campaign“, a.a.O., S. 175
- ³⁷ vgl. August Wöhrmann: „Unsere Heimat in den letzten Kriegswochen – Eine Betrachtung aus britischer und kanadischer Sicht“, in: Heimatblätter, Beilage zur „Oldenburgischen Volkszeitung“, Vechta, 3./4. Nummer 1962, S. 10, Sp. 1 und 2
- ³⁸ vgl. Hubert Essame: „The 43rd Wessex Division at War 1944-1945“, London 1952, S. 253
- ³⁹ vgl. Hubert Essame: „The 43rd Wessex Division at War 1944-1945“, London 1952, S. 252f.
- ⁴⁰ vgl. August Wöhrmann: „Kreis Cloppenburg als Frontgebiet 1945 – Harte Tage am Kriegsschluß für Molbergen - Ermke - Stedingsmühlen“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 51/1960, S. 3, Sp. 1-3
- ⁴¹ vgl. Patrick Delaforce: „The fighting Wessex Wyverns – From Normandy to Bremerhaven with the 43rd Wessex Division“, Stroud / Gloucestershire 1994, S. 225
- ⁴² vgl. Heinz Austermann: „Von Eben Emael bis Edewechter Damm – Berichte und Dokumente über den Einsatz der Fallschirmjäger“, Holzminden 1971, S. 291f.
- ⁴³ vgl. Günter Wegmann: „Das Kriegsende zwischen Ems und Weser 1945“, a.a.O., S. 154f.
- ⁴⁴ vgl. Alfred Benken: „II. Weltkrieg – Das Kriegsende in Lönningen vor 50 Jahren“, Lönningen 1995, S. 17ff.
- ⁴⁵ vgl. Hubert Essame: „The 43rd Wessex Division at War 1944-1945“, London 1952, S. 252
- ⁴⁶ vgl. August Wöhrmann: „Die Besetzung des Kreises Cloppenburg – Nach Erinnerungsbüchern aus England und Kanada“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 51/1960, S. 9, Sp. 1-3
- ⁴⁷ vgl. August Wöhrmann: „Die Besetzung des Kreises Cloppenburg – Der Ansturm auf das Flußgebiet der Hase“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tages-


- zeitung“, Cloppenburg, Nr. 51/1960, S. 9, Sp. 3 und S. 10, Sp. 1-3
- ⁴⁸ vgl. August Wöhrmann: „Unsere Heimat in den letzten Kriegswochen – Eine Betrachtung aus britischer und kanadischer Sicht“, in: Heimatblätter, Beilage zur „Oldenburgischen Volkszeitung“, Vechta, 1. Nummer 1962, S. 11, Sp. 2-3
- ⁴⁹ vgl. Günter Wegmann: „Kreis Cloppenburg als Frontgebiet 1945“, a.a.O., S. 161
- ⁵⁰ vgl. Joseph Rießelmann: „Sieben Soldaten fanden in Lüsche den Tod“, in: Andreas Kathe, a.a.O., S. 74
- ⁵¹ vgl. Ronald Gill/John Groves: „Club Route in Europe – The Story of 30 Corps in the European Campaign“, Hannover 1946, S. 175
- ⁵² vgl. Hubert Essame: „The 43rd Wessex Division at War 1944-1945“, London 1952, S. 253
- ⁵³ vgl. Hubert Essame: „The 43rd Wessex Division at War 1944-1945“, London 1952, S. 252
- ⁵⁴ vgl. Helmuth Spaeter/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: a.a.O., S. 517f. und August Wöhrmann: „Deutsche Soldaten berichten über den Kampf um Cloppenburg im April 1945“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 63/1965, S. 2, Sp. 2-3 und S. 3, Sp. 1-2
- ⁵⁵ vgl. Helmuth Spaeter/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: a.a.O., S. 518
- ⁵⁶ vgl. Kopie der Tagebuchblätter des Hauptmanns Carl-Ludwig Blumenthal (1917-1989); liegt dem Verfasser vor. B. war in den 1960er-Jahren Kommandeur des Panzergrenadierbataillons 73 in Hamburg-Fischbek, danach Kommandeur des Bonner Wachbataillons.
- ⁵⁷ vgl. August Wöhrmann: „Deutsche Soldaten berichten über den Kampf um Cloppenburg im April 1945“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 63/1965, S. 3, Sp. 2-3 und S. 4, Sp. 2
- ⁵⁸ vgl. Hubert Essame: „The 43rd Wessex Division at War 1944-1945“, London 1952, S. 253 und bei Helmuth Spaeter/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: „Gefechtsbericht des Regiments Poeschmann vom 17.04.1945“, a.a.O., S. 519ff.
- ⁵⁹ vgl. Wikipedia, aufgerufen am 04.04.2013: Royal_Hampshire_Regiment, S. 9
- ⁶⁰ vgl. Patrick Delaforce: „The fighting Wessex Wyverns – From Normandy to Bremerhaven with the 43rd Wessex Division“, Stroud / Gloucestershire 1994, S. 225-226
- ⁶¹ vgl. „Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1944-1945“, Studienausgabe Bd. 8, hrsg. von Percy Ernst Schramm, Frankfurt/Main 1961, S. 1241
- ⁶² vgl. Patrick Delaforce: „The fighting Wessex Wyverns – From Normandy to Bremerhaven with the 43rd Wessex Division“, Stroud / Gloucestershire 1994, S. 227-228
- ⁶³ Helmuth Spaeter/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: a.a.O., S. 538
- ⁶⁴ vgl. Willi Baumann: „Neuarenberg im Dritten Reich“ und Thekla Norrenbrock „Der Zweite Weltkrieg in Gehlenberg ...“, in: „1788-1988 – 200 JAHRE NEUARENBERG/ GEHLENBERG“, Friesoythe 1974, S. 513ff. bzw. S. 532f.
- ⁶⁵ vgl. August Wöhrmann: „Die Kämpfe um und in Friesoythe – Eine Darstellung aus kanadischer Sicht“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 52/1961, S. 12, Sp. 2
- ⁶⁶ vgl. C.P. Stacey: „Official History of the Canadian Army in the Second World War“, Volume III, „The Victory Campaign – The Operations in North-West Europe 1944-1945“, hrsg. vom Department of National Defense, Ottawa 1960, S. 558
- ⁶⁷ weitgehend zitiert nach August Wöhrmann: „Die Kämpfe um und in Friesoythe – Eine Darstellung aus kanadischer Sicht“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 52/1961, S. 13, Sp. 1-3
- ⁶⁸ vgl. Ferdinand Cloppenburg: „Die Stadt Friesoythe im zwanzigsten Jahrhundert“, Friesoythe 2003, S. 155
- ⁶⁹ vgl. „The Argyll and Sutherland Highlanders of Canada (Princess Louise's)“, in: Wikipedia, aufgerufen am 04.04.2013, S. 6




- ⁷⁰ vgl. C.P. Stacey: „Official History of the Canadian Army in the Second World War“, Volume III, „The Victory Campaign – The Operations in North-West Europe 1944-1945“, a.a.O., S. 558
- ⁷¹ vgl. C.P. Stacey: „Official History of the Canadian Army in the Second World War“, Volume III, „The Victory Campaign – The Operations in North-West Europe 1944-1945“, a.a.O., S. 559f.
- ⁷² vgl. Günter Wegmann: „Das Kriegsende zwischen Ems und Weser 1945“, a.a.O., S. 237
- ⁷³ vgl. August Wöhrmann: „Der Kreis Cloppenburg als Kriegsgebiet 1945 – Das Kriegsende in Scharrel – Die Kriegswirren 1945 in Barßel“, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“, Cloppenburg, Nr. 50/1960, S. 2-4 und S. 7-8
- ⁷⁴ vgl. Helmuth Spaeter/Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: „Die Geschichte des Panzerkorps Grossdeutschland“, Bd. III, Duisburg-Ruhrort 1958, S. 483 und S. 537
- ⁷⁵ vgl. Wikipedia: Cloppenburg, aufgerufen am 20.10.2013, S. 5
- ⁷⁶ vgl. Ferdinand Cloppenburg: „Die Stadt Friesoythe im zwanzigsten Jahrhundert“, Friesoythe 2003, S. 159
- ⁷⁷ vgl. auch Kurt von Tippelskirch: „Geschichte des Zweiten Weltkrieges“, a.a.O., S. 564
- ⁷⁸ zitiert bei Thukydides: „Der große Krieg“, Kröners Taschenbuchausgabe, Stuttgart 1954, S. 28

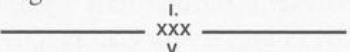
Erklärung zu den Karten:

Taktische Zeichen sind vereinbarte Symbole, mit deren Hilfe Geschehen, z.B. militärischer Art, Planungen und Aufträge auf Skizzen, Plänen oder Karten dargestellt werden können. Die in den Lagekarten dieses Artikels verwendeten „Taktischen Zeichen“ werden im Bereich der NATO nicht nur vom Militär, sondern auch von den Sicherheitsbehörden wie z.B. der Polizei, der Feuerwehr oder dem Katastrophenschutz genutzt. Diese einfachen Kennzeichen für Personen, Truppenteile und deren Aktivitäten bzw. Verhalten unterscheiden sich von denen, die in der früheren Wehrmacht bzw. den Streitkräften des früheren Warschauer Paktes genutzt wurden. Für das Verständnis der Lagekarten dieses Artikels genügen folgenden Hinweise:

- Truppenteile werden mit einem Rechteck dargestellt. Deren Größe/Umfang bestimmen Zeichen auf der oberen Linie, also (von links): Armee, Armeekorps, Division, Brigade, Regiment, Bataillon: 

- Symbole in den Rechtecken der Truppenteile kennzeichnen die Waffengattung z.B. (von links): eine Infanteriedivision, eine Panzergrenadierdivision, eine Panzerdivision, eine Luftlandedivision, eine Fallschirmjägerdivision: 

- Der Gefechtsstand eines Truppenteils wird mit einem Fähnchen dargestellt, dessen Fuß den Standort anzeigt, z.B. Standort des Gefechtsstandes einer Panzergrenadierdivision: 

- Operationsräume der einzelnen Truppenteile werden mittels einer durchgezogenen Linie von einander getrennt. Diese Linie enthält die Größenordnungszeichen der betroffenen Truppenteile, z.B. Grenze zwischen I. und V. Armeekorps: 

- Tätigkeiten der Truppenteile finden ihre Darstellung folgendermaßen:

- o für den Marsch
- o für die Aufklärung
- o für die Verteidigung



- o für den Angriff
- o mit Schwerpunkt



Söhnke Thalmann

Das „Burgmannsarchiv“, der „Nachlass Willoh“ und das „Schularchiv“ des Gymnasiums Antonianum in Vechta¹

Konträre Wahrnehmungen bestimmen das Schicksal einer Archivaliensammlung im 19. und 20. Jahrhundert

Einleitung

Am 13. Dezember des Jahres 1968 richtete der just an das Niedersächsische Staatsarchiv in Oldenburg versetzte Archivassessor Wilhelm Lenz eine Anfrage an das Gymnasium Antonianum in Vechta und erbat im Rahmen der Archivpflege Auskünfte über ein dort vorhandenes, ihm offenbar unbekanntes Schularchiv: *In unserer Archivpflegekartei, die das nichtstaatliche Archivgut des Verwaltungsbezirks Oldenburg erfasst, ist ohne nähere Angaben ein zu Ihrem Gymnasium gehörendes Schularchiv nachgewiesen. Zur Vervollständigung unserer Unterlagen bitte ich Sie, uns über den Umfang, zeitliche Begrenzung sowie Lagerungsort und -art des Bestandes zu unterrichten.*

Die Antwort des Oberstudiendirektors Josef Nordlohne aus Vechta (amt. 1952-1976) datiert vom 3. Januar 1969 und hat es in sich. Nordlohne verwies zunächst darauf, dass das Archiv seiner Schule einstmals *die wertvollen Akten des Burgmannsarchivs umfasst hatte, diese aber leider in der Nazizeit an das Landesarchiv abgegeben worden seien; gleiches gelte für Akten aus der Geschichte des Münsterlandes, die auch, soweit sie von historischem Wert sind, zur gleichen Zeit an das Landesarchiv abgegeben worden seien. Der noch vorhandene Bestand umfasse etwa 300 Einzelstücke, darunter auch viele von geringerem Wert, und reiche bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hinauf; das vermutlich älteste vorhandene Archivale aus dem Jahr 1540 sei ebenfalls an das Landesarchiv abgegeben worden; ob eine im Verzeichnis [des Schularchivs] nachgewiesene Prozessakte aus den Jahren 1547/48 noch vorhanden sei, könne er augenblicklich nicht sagen; aufbewahrt würden die Archivalien in einem Schrank des*



Schularchives. Nordlohne beschloss seine geharnischte Antwort mit der Frage, *ob die wertvollen, während der nationalsozialistischen Zeit dem Archiv des Antonianums genommenen Stücke dem Eigentümer nicht im Zuge der Wiedergutmachung zurückgegeben werden sollten*.

Freilich nicht mehr Lenz, sondern der Direktor des Staatsarchivs, Eberhard Crusius (amt. 1958-1969), parierte die Attacke des Vechtaer Schulleiters, indem er um Verständnis dafür bat, *daß ich Ihrem Vorschlag über die Rückführung der früher abgegebenen Archivalien nicht entsprechen möchte* – die betreffenden Akten seien erstens (1936 und 1938) *mit Einverständnis des damaligen Schulleiters ordnungsmäßig an das Staatsarchiv abgeliefert und dort zweitens in ihren alten organischen Zusammenhang gebracht worden*; im Staatsarchiv seien sie am besten vor äußeren Schäden geschützt, stünden dort *der historischen Forschung in einem ganz anderen Maße zur Verfügung*, und gehörten überdies *ihrer Entstehung nach gar nicht in das Schularchiv*, wohin sie erst nachträglich gelangten und *wo sie ein Forscher kaum vermuten würde*. Abschließend unterbreitete Crusius Nordlohne das Angebot, *Materialien zur Benutzung für ernsthafte Heimatforscher in größerem Umfange an das dortige Gymnasium auszuleihen* (unter Beachtung einschlägiger Nutzungsbestimmungen).²

Eine erneute Antwort des Oberstudiendirektors erfolgte nicht. Der Eintrag zum Schularchiv in der Behörden- und Archivpflegekartei des Staatsarchivs blieb dürftig und erfuhr nach 1968/69 keine Ergänzung.³ Auf weitere Jahrzehnte hinaus sollte das offensichtlich schon lange zuvor (*in der Nazizeit*) beschädigte Verhältnis zwischen Staatsarchiv und Traditionsschule belastet und die Kommunikation zwischen beiden Institutionen nachhaltig gestört bleiben.

Mittlerweile darf diese Kommunikationsstörung als beseitigt gelten: Das NLA – Staatsarchiv Oldenburg übernahm in Zusammenarbeit mit der Schulleitung in den vergangenen Jahren sukzessive nicht nur das eigentliche Schularchiv (= schulische Altregistratur) des Antonianums, sondern im Jahr 2010 auch den so genannten „Nachlass Willoh“ – eben die im geschilderten Briefwechsel als „Schularchiv“ bezeichnete, regionalgeschichtliche Sammlung älterer Archivalien (16.-20. Jahrhundert) und wissenschaftlicher Aufzeichnungen (19.-20. Jahrhundert), offiziös benannt nach Karl Willoh (1846-1915), dem prominenten Erforscher der Kirchengeschichte des Oldenburger Münsterlandes.⁴



Der kurze Briefwechsel von 1968/69 und seine, wie zu zeigen sein wird, lange Vorgeschichte können heute mithin unbefangen betrachtet werden. Dabei soll der Fokus im Folgenden auf die sich beinahe über einhundert Jahre erstreckenden Auseinandersetzungen zwischen dem Oldenburger Staatsarchiv und dem Vechtaer Gymnasium gerichtet werden. Entscheidend für das Verständnis dieser Konflikte ist freilich die gleichzeitige Betrachtung des Streitgegenstandes.

Einrichtung und Betreuung des Schularchivs

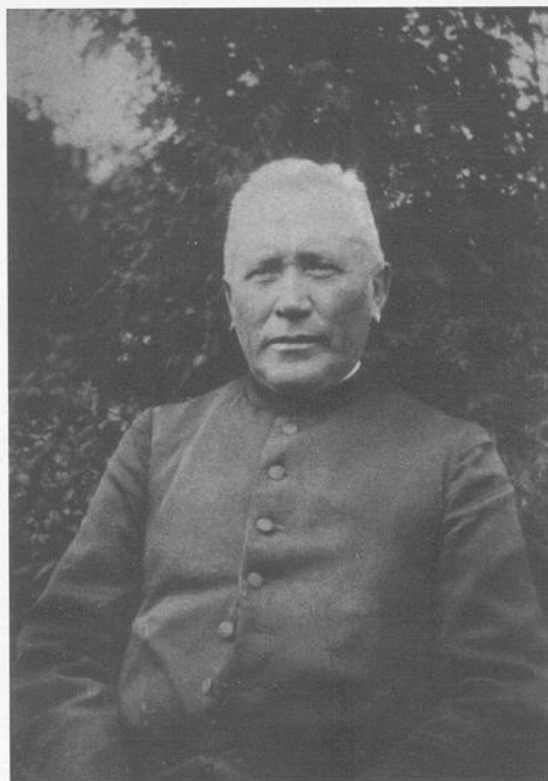
Bereits unter dem Direktor Franz Nieberding (†1865) scheint am traditionsreichen Gymnasium in Vechta neben der erforderlichen Behördenregistratur für das schulische Schriftgut ein „Schularchiv“ bestanden zu haben, um solche Unterlagen dauerhaft zu bewahren, die man für historisch bedeutsam erachtete.⁵

Wohl auf dieser Grundlage wurde nachweislich im Jahr 1910 ein „Gymnasialarchiv“ eingerichtet und der Leitung des Lehrers und Heimatforschers Clemens Pagenstert unterstellt.⁶ Pagenstert (1860-1932) unterrichtete von 1896 bis zu seiner Pensionierung 1926 am Antonianum und trat nahezu während seiner gesamten Dienstzeit mit Publikationen zur Regional- und Lokalgeschichte hervor, unter denen die (sämtlich nachgedruckten) Monographien über „Die Bauernhöfe im Amt Vechta“ (1908, ND 1976 und 1998), „Die ehemaligen Kammergüter in den Ämtern Cloppenburg und Friesoythe“ (1912, ND 1977) sowie „Lohner Familien. Ein Beitrag zur Heimatkunde“ (1927, ND 1975) hervorzuheben sind.⁷

Schon 1906 ist Pagenstert als Verwalter der Gymnasialbibliothek belegt.⁸ Spätestens 1913, aber mit großer Wahrscheinlichkeit schon geraume Zeit vorher, war dort auch das (ältere) Schularchiv untergebracht, wobei damals aus Brandschutzgründen eine ebenerdige Verwahrung der Archivalien angestrebt wurde.⁹ Nachweislich von Bibliothek und historischem Schularchiv getrennt bestand hingegen ein *Schularchiv, das die neueren und laufenden Akten enthält*, das also eine (jüngere) Altregistratur (für geschlossene Vorgänge) sowie laufendes Schriftgut umfasste und vom Schulleiter persönlich verwaltet wurde.¹⁰ Die Vermutung, dass Pagenstert für seine Forschungen in ganz erheblichem Maße aus der von ihm betreuten Bibliothek und dem von ihm eingerichteten „Gymnasialarchiv“ schöpfte bzw. die Bestände



vorrangig für Forschungszwecke pflegte und betreute, liegt auf der Hand.¹¹ Nach seinen Angaben umfasste das zu den Lehrmitteln des Gymnasiums gerechnete Schularchiv im Jahr 1914: 1. die [ältere] schulische Altregistratur, 2. Archivalien zur Geschichte der Stadt Vechta (10 Nummern), 3. Archivalien zur Geschichte des Amtes Vechta (90 Nummern) und 4. Archivalien zur Geschichte anderer Regionen (ohne Umfangsangabe).¹² Es enthielt also bereits damals neben älteren Schulakten drei Abteilungen nicht-schulischer Unterlagen, zu deren Herkunft sich Pagenstert lediglich bei der Beschreibung der 3. Abteilung äußerte: „Letztere entstammen zum großen Teile dem Archiv des ehemaligen Vechtaer Burgmannskollegiums und sind vom Herrn Pastor Dr. Meistermann in Langförden dem Gymnasium überlassen worden“¹³ – eine Spur, die später wieder aufzunehmen sein wird.



*Abb. 1: Karl Willoh
(1846 - 1915)
OAV Bildsammlung*

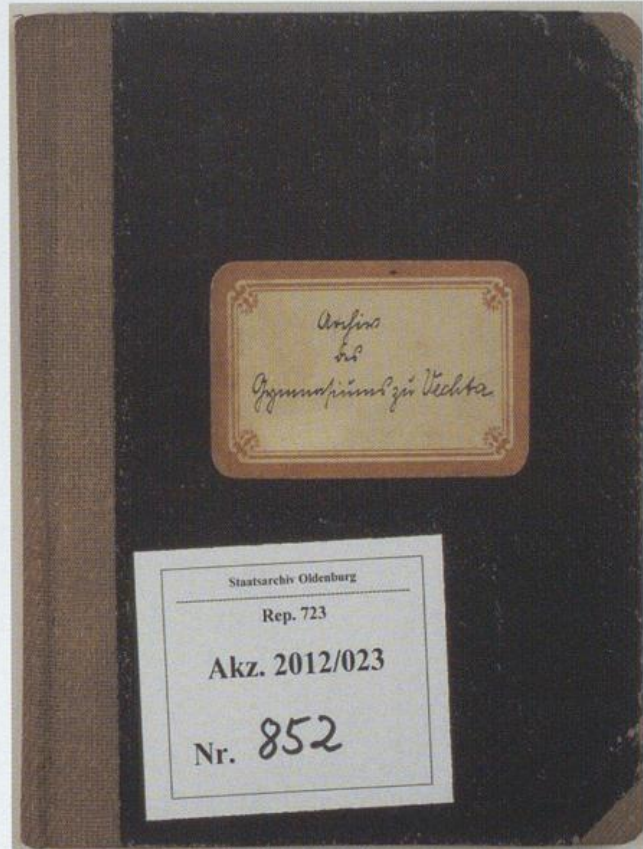
Bereits im Folgejahr 1915 erhielt das Gymnasialarchiv erheblichen Zuwachs an ebenfalls nicht-schulischem Schriftgut, als der Vechtaer Strafanstaltsseelsorger und Kirchenhistoriker Karl Willoh (1846-1915) „den Teil seines Nachlasses an Bildern, Büchern, Manuskripten – darunter auch Archivalien –, der oldenburgische Gegenstände betraf, dem Vechtaer Gymnasium Antonianum vermacht[e].“¹⁴ Schon 1916

erschien ein Beitrag von Anton Kohlen unter dem Titel „Aus dem Nachlaß Willohs“, worin sich der Verfasser beim Schulleiter Wilhelm Kotthoff und bei Clemens Pagenstert für die Möglichkeit bedankte, „Einsicht zu nehmen in den literarischen Nachlaß Willohs, der sich im Vechtaer Gymnasialarchiv befindet.“¹⁵

Die Menge des Willoh-Nachlasses und die Prominenz des Nachlassgebers wurden, so ist zu vermuten, namengebend für den gesamten nicht-schulischen Teil des (älteren) Schularchivs. Der umfangreiche „Nachlass Willoh“ dürfte Pagenstert wohl bald nach 1915/16 veranlasst haben, eine Umordnung der Sammlung vorzunehmen und eine Inhaltsübersicht anzulegen. Im Unterschied zur alten vierteiligen Gliederung wurden jetzt fünf Abteilungen gebildet: An erster Stelle verblieb die (ältere) Altregistratur des Antonianums (A); zweitens wurde eine Rubrik „Das Münsterland bis 1817“ gebildet, untergliedert in „I. Allgemeines“ [= B] und „II. Die einzelnen Gemeinden“ [= C]. Die dritte und vierte Abteilung enthielten Material über das „Herzogtum Oldenburg“ [D] und „Das Ausland“ [E], also oldenburgische Nachbarregionen.¹⁶ Innerhalb der mit den Buchstaben A bis E gekennzeichneten Abteilungen wurden die einzelnen Unterlagen fortlaufend nummeriert und erhielten auf diese Weise schlichte Signaturen.¹⁷

Das Ordnungsschema war rein inhaltlicher Art und dezidiert auf die Erfordernisse lokal- und regionalgeschichtlicher Forschung ausgerichtet – archivfachlich gesprochen – ordnete Pagenstert nach Pertinenz, d.h. nach sachlich/thematischen Kriterien. Woher die jeweiligen Archivalien stammten und wie sie ins Antonianum gelangt waren, ist aus seinem Findbuch nicht ohne weiteres ersichtlich. Neben den maßgeblichen Abgaben des Pastors Meistermann aus Langförden (vor 1914) und dem „Nachlass Willoh“ (1915) müssen – insbesondere während Pagensterts dreißigjähriger Tätigkeit am Antonianum, aber auch später noch – eine ganze Reihe weiterer Zugänge in das (ältere) Schularchiv gelangt sein, die sich bisher nur in Einzelfällen verfolgen lassen.¹⁸ Pagenstert dürfte auch nach seiner Pensionierung im Jahr 1926 das Schularchiv in den ihm verbleibenden sechs Lebensjahren intensiv genutzt haben; ein weiterer eifriger Nutzer der Archivalien, Georg Reinke (1874-1955), gehörte ebenfalls dem Kollegium des Antonianums an.¹⁹ Spätestens im Frühjahr 1936, vermutlich schon eher, übernahm der Studienrat Heinrich Tumbrägel, seit 1923 Lehrer in Vechta, die Verwaltung des Schularchivs.²⁰ Als Findmittel diente weiterhin





*Abb. 2: Findbuch
zum Schularchiv
NLA – StA Oldenburg,
Rep. 723,
Akz. 2012/23 Nr. 852*

das von Pagenstert aufgestellte Verzeichnis, ergänzt um Einträge zu neuen Archivalieneingängen ebenso wie zu -abgaben (1936/1938), von denen noch ausführlich die Rede sein soll. Es hat den Anschein, als sei die Sammlung nach ca. 1940 in einen jahrzehntelangen Dornröschenschlaf gefallen und nur noch sporadisch genutzt worden.

Erst 1988, im Kontext des bevorstehenden 275-jährigen Jubiläums der Schule (1989), erfolgte eine wenig glückliche Neuverzeichnung des gesamten Schularchivs – unter Beibehaltung der alten Bestandsgliederung und unter Anwendung des Pertinenzprinzips auch auf die schulische Altregistratur.²¹

Eine Überarbeitung des Findmittels lediglich zum „Nachlass Willoh“ (nicht zum gesamten Schularchiv) nahm schließlich im Jahr 2008 der Leiter des Officialatsarchivs Vechta, Willi Baumann, vor, während der zwischenzeitlichen Deponierung der Archivaliensammlung dort (2008-2010).²² Baumann leistete eine Bestandsrevision und vielfach auch gründliche Verzeichnungsarbeit, konnte aber die von ihm als notwendig erkannte Neuordnung aus Zeitgründen nicht durchführen. Nach der Übernahme des kompletten Schularchivs durch das NLA –

Staatsarchiv Oldenburg erfuhr der „Nachlass Willoh“ im Laufe des Jahres 2011 eine vollständige Neuverzeichnung, über deren wichtigste Ergebnisse am Schluss der Darstellung zu berichten sein wird.²³

Archivalien aus dem sog. Vechtaer Burgmannsarchiv im Schularchiv

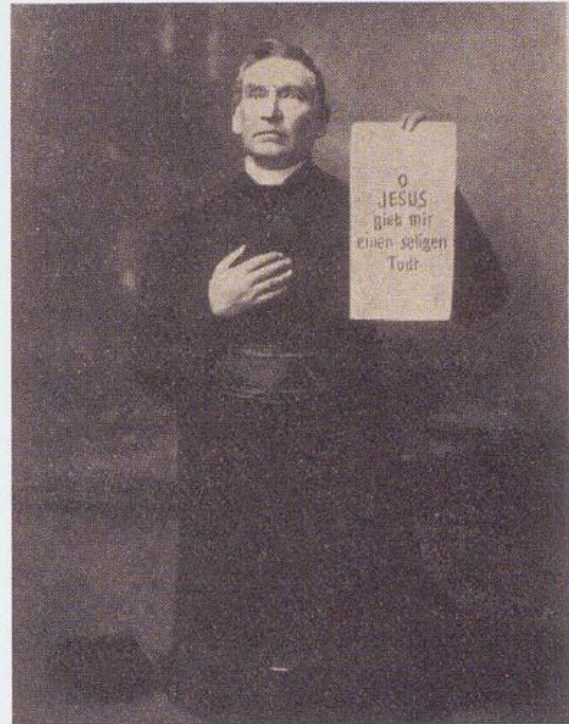
Die Festschrift zum 200-jährigen Jubiläum des Vechtaer Gymnasiums wurde im damals Großherzoglichen Haus- und Centralarchiv in Oldenburg nicht gründlich zur Kenntnis genommen, sonst hätte man leicht darüber informiert sein können, dass sich bereits 1914 im Schularchiv etwa 90 Archivalien befanden, die – wie oben berichtet – überwiegend aus „dem Archiv des ehemaligen Vechtaer Burgmannskollegiums“ stammten und „vom Herrn Pastor Dr. Meistermann in Langförden“ an das Antonianum übergeben worden waren.²⁴ Denn dass Gisbert Meistermann (1849-1933), nach verschiedenen Stationen im Officialatsbezirk Oldenburg seit 1905 spät berufener Pfarrer in Langförden,²⁵ sich im Besitz von Akten zur Geschichte der Vechtaer Burgmannschaft befand, war den Oldenburger Archivaren keineswegs verborgen geblieben – in ihren Augen handelte es sich dabei um landesherrliches Schriftgut, auf das sie Anspruch erhoben, weil das landständisch organisierte Burgmannskollegium seit dem 13. Jahrhundert bis zur Säkularisierung 1803 maßgeblich an der Regierung der münsterischen Herrschaft bzw. des späteren Amtes Vechta beteiligt war.²⁶ Auch auf welche Weise Pfarrer Meistermann in den Besitz der Archivalien gelangte, war in Oldenburg wahrgenommen worden.

Die Fährte des so genannten Burgmannsarchivs geht aus vom adeligen Gut Ihorst (Gemeinde Holdorf), wo der letzte amtierende Direktor des Burgmannskollegiums aus der Familie der Freiherren von Ascheberg zu Venne gelebt hatte.²⁷ Nach dem Verkauf des Gutes im Jahr 1871 durch die Familie an ihren damaligen Gutsverwalter, gelang es dem weithin bekannten und bestens vernetzten Pfarrer Engelbert Wulf (1814-1892) aus Lastrup, einem leidenschaftlichen Sammler von ‚Altertümern‘ im weitesten Sinne, über den neuen Ihorster Eigentümer persönlichen Zugang zum Gutsarchiv zu erhalten, von wo er *einen großen Theil der Akten* – und zwar dezidiert der Burgmannsakten, nach denen er offenbar gezielt gesucht hatte – mitnehmen konnte. Wulf selbst schildert dies in einem Brief vom 10. Mai 1877,²⁸ gerichtet



wahrscheinlich an Berthold Römer (1836-1905), Vorstand des Haus- und Zentralarchivs in Oldenburg seit 1871.²⁹

Die Auskunft Wulfs war von Römer erbeten worden, nachdem ihn der Oberkammerherr Friedrich von Alten (1822-1894), Verwalter der großherzoglichen Sammlungen und spiritus rector der



*Abb. 3: Engelbert Wulf
(1814 - 1892)
OAV Bildsammlung*

oldenburgischen Altertumsforschung, auf die Angelegenheit hingewiesen hatte.³⁰ Von Alten wiederum pflegte engen Kontakt zu Wulf.³¹ Das Schreiben des Lastruper Pfarrers an den Archivvorstand vermittelt einen heterogenen Eindruck: Wulf betonte zwar ausdrücklich den *historisch-wissenschaftlichen Wert* und die Archivwürdigkeit der Unterlagen, weshalb er dem Eigentümer geraten habe, die Archivalien *ans Oldenburgische Landes-Archiv zu schenken*; gleichzeitig nahm er jedoch einen Teil des Archivs an sich, um das noch unbekanntes Material für eine geplante Publikation über ‚*Denkwürdigkeiten aus dem oldenburgischen Münsterlande*‘ auszuwerten.³² Kleine Teile davon wiederum, so ein Aktenbündel zur Geschichte der Herrlichkeit Dinklage und ein unbestimmtes Konvolut, übersandte er dem Haus- und Zentralarchiv zur Ansicht.

Besonders auffällig ist Wulfs abschließend wiederholtes Plädoyer für die unbedingte Archivwürdigkeit: *Eingestampft oder an Krämer verkauft*

muß meines Erachtens kein Stück aus dem Iborster Archiv werden. So zu viel Platz werden die Akten im Archiv-Gebäude nicht einnehmen. Möglicherweise rekurrierte Wulf hier auf die damals bestehende Raumnot im Haus- und Zentralarchiv.³³ Dort jedenfalls ging man seit 1877 infolge der Mitteilung des Lastruper Pfarrers fest davon aus, die Archivalien der Burgmannen nach und nach von ihm zu erhalten.³⁴ Ein Irrtum, wie sich herausstellen sollte.

Als Pfarrer Engelbert Wulf am 7. Dezember 1893 verstarb, befand sich immer noch *eine Kiste mit Acten aus dem Burgmannscolleg in Vechta* in seinem Nachlass, und wieder informierte Friedrich von Alten den Vorstand des Haus- und Zentralarchivs, nachdem ihn der Lehrer und Heimatforscher Franz Böcker (1856-1935) aus Damme am 15. Januar 1893 auf den Nachlass hingewiesen hatte, weil er eine Veräußerung der Akten befürchtete.³⁵ Postwendend schrieb Archivvorsteher Georg Sello (amt. 1889-1926) an den Vikar Gisbert Meistermann als Testamentsvollstrecker Wulfs und setzte ihn davon in Kenntnis, dass der verstorbene Pfarrer ihm persönlich *vor geraumer Zeit, im Beisein des Oberkammerherrn von Alten, mündlich versicherte, es sei Vorsorge getroffen, daß diese wichtige Aktensammlung dereinst in das H. u. C. Archiv gelange.* Sello bat Meistermann *daher ganz ergebenst um sehr gefällige Mitteilung, ob der Verstorbene irgendwelche letztwillige Dispositionen über das fragliche Archiv getroffen respective um Ihre geschätzte Mitwirkung bei dem im Sinne des Entschlafenen wirkenden Bestreben, eine Geschichtsquelle von so hervorragender Bedeutung unserem Lande zu erhalten.*³⁶

Die Antwort des Molberger Vikars ließ zwei Monate auf sich warten und muss Georg Sello die Zornesröte ins Gesicht getrieben haben: Wulf habe die Burgmannsakten *leider* keineswegs dem Archiv vererbt und Meistermann beanspruche sie daher selbst *für meine Müheverwaltung* [als Testamentsvollstrecker], was er *beim Empfänger des Haupttheiles* [der Erbschaft] *mir ausgebeten und durchgesetzt habe: Dadurch sind dieselben Ihrem Wunsche entsprechend unserem Lande erhalten. Vielleicht werde ich dem allgemeinen Verlangen in hiesiger Gegend nachgeben und die Akten in Vechta unterbringen, so daß sie dort jedem zugänglich werden. Doch hat die Sache vorläufig keine Eile, da ich die Sammlung gut aufbewahre.*³⁷ Georg Sello referierte den in seinen Augen skandalösen Vorgang zwar am 6. April dem oldenburgischen Staatsminister Jansen, der sich wiederum an den bischöflichen Offizial in Vechta wenden wollte; dieses Vorgehen scheint aber zu keinem Ergebnis geführt zu haben.³⁸



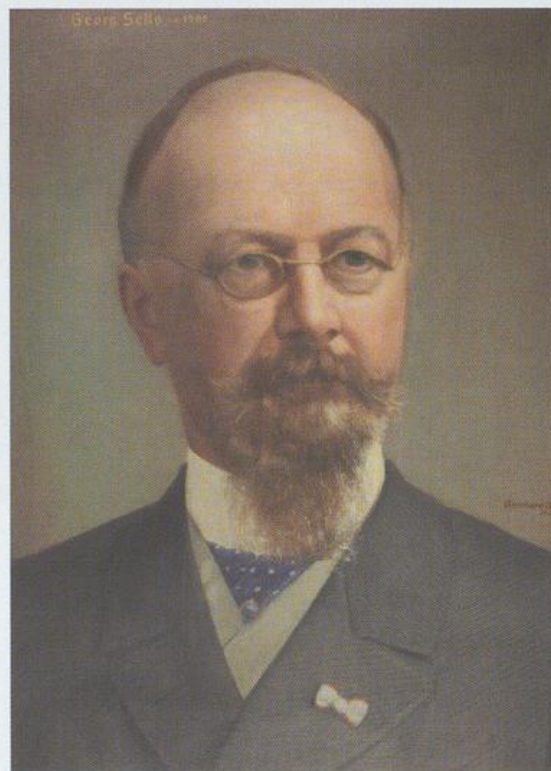


Abb. 4: Portrait Georg Sello
(1850 -1926)
NLA – StA Oldenburg,
Slg. 400 Nr. 238-C

Wulfs Testament ist überliefert und bestätigt die Einsetzung Gisbert Meistermanns zum Testamentsvollstrecker;³⁹ als faktischer Haupterbe des allerdings nicht näher spezifizierten Nachlasses erscheint *das Collegium (oder die Congregatio) de propaganda fide in Rom*.⁴⁰ In einem bald nach der Testamentserrichtung verfassten Brief an den Rektor des Collegiums Germanicum et Hungaricum, Friedrich Schröder, teilte der Lastruper Pfarrer 1886 allerdings mit, dass er seine *große Bibliothek* auf das Collegium sowie die Congregatio de Propaganda fide aufteilen und zu diesem Zweck einen „Katalog der Bücher“ anfertigen und übersenden wolle.⁴¹ Sowohl Wulf als auch Meistermann waren Germaniker.⁴²

Letztlich dürften Teile der Bibliothek von Meistermann nur an die Congregatio (nicht an das Collegium) übersandt worden sein; allerdings verzichtete ihr Präfekt, Mieczyslaw Halka Kardinal Ledóchowski, ausdrücklich auf solche *Handschriften und Bücher, die den [einheimischen] Pfarrern von Nutzen sein könnten* sowie auf alle deutschsprachigen Bände, die [zum Nutzen der Kongregation] veräußert werden sollten – Meistermann hatte dem Präfekten zuvor geklagt, dass Wulf sowohl einheimischen Pfarrern als auch dem Collegium Germanicum Teile der Bibliothek versprochen, ihm selbst jedoch die durch das Testament

gestützte Anweisung erteilt habe, die Bibliothek [allein] der Kongregation zu überlassen.⁴³

Zieht man das oben zitierte Schreiben des Molberger Vikars an Georg Sello hinzu, so entsteht ein abweichendes Bild: Meistermann lässt zwar auch dort das ihm bekannte Interesse geschichtsinteressierter Personen in und um Vechta am Burgmannsarchiv anklingen und steht dem Wunsch nach öffentlicher Zugänglichkeit der Archivalien nicht ablehnend gegenüber, er beansprucht die Akten aber gleichzeitig als materielle Entschädigung für seinen persönlichen Aufwand bei der Testamentsvollstreckung (*für meine Müheverwaltung*); vor diesem Hintergrund ist wohl die Befürchtung des Dammer Heimatforschers Böcker zu sehen, dass die Archivalien nach Münster oder Osnabrück verkauft werden könnten.



Abb. 5: Gisbert Meistermann
(1849 - 1933)
OAV Bildsammlung

Der befürchtete Fall trat jedoch nicht ein, sondern Meistermann, selbst Antonianer, gab letztlich – zu einem unbestimmten Zeitpunkt zwischen 1893 und 1914⁴⁴ – dem Drängen der südoldenburgischen Heimatforscher nach und überließ das Burgmannsarchiv dem Vechta-

er Gymnasium, wo es zum Bestandteil des Schularchivs wurde. Weitere Stücke aus dem Nachlass Engelbert Wulfs gingen jedoch andere Wege: Gedruckte Bände aus seiner Bibliothek finden sich heute in der Heimatbibliothek Vechta,⁴⁵ Teile des wissenschaftlichen Nachlasses, darunter ein älteres Archivale, verblieben im Pfarrarchiv Lastrup.⁴⁶ Und auch das Burgmannsarchiv gelangte nicht vollständig nach Vechta.⁴⁷

Archivalienabgaben aus dem Schularchiv an das oldenburgische Landesarchiv

Gisbert Meistermann, der „Bauherr des ‚Langfördenener Doms‘“, verstarb am 7. August 1933, im Jahr der nationalsozialistischen Machtergreifung.⁴⁸ Mit Schreiben vom 12. Oktober erkundigte sich Hermann Lübbling (1901-1978), seit 1932 Leiter des oldenburgischen Landesarchivs (und noch von 1946-1958 des Niedersächsischen Staatsarchivs),⁴⁹ beim Katholischen Pfarramt Langförden danach, *wer wohl der Testamentsvollstrecker des Verstorbenen ist bzw. ob in seinem Testament Bestimmungen über das zuletzt von ihm verwahrte sog. ‚Burgmannsarchiv‘ zu finden sind.* Lübbling bezog sich dabei auf die Briefe Wulfs an Römer (1877) sowie Sellos an Meistermann (1893), verwies auf die im Landesarchiv vorhandene Burgmannsüberlieferung und stellte eine Deponierung (Übergabe unter Eigentumsvorbehalt) in Aussicht.⁵⁰

Bevor ihn ein Antwortschreiben aus Langförden erreichte, wurde Lübbling jedoch von Georg Reinke (1874-1955), Studienrat am Antonianum,⁵¹ mündlich darüber informiert, dass *die betreffenden Burgmannsakten [...] von P. Meistermann schon vor Jahren an das Gymnasium in Vechta abgeliefert worden [seien], wo sie sich in einem Schrank verwahrt finden.*⁵² Dennoch lieferte der vom 15. November datierende Brief des Pfarrverwalters Diersen aus Langförden⁵³ dem Archivvorstand zusätzliche Informationen, denn Lübbling erfuhr daraus, *dass die Papiere schon lange nicht mehr beim Pfarrer [Meistermann] waren, sondern sich in den Händen des Herrn Hauptlehrers Ostendorf in Langförden befanden. Dort sind sie auch jetzt noch. Es wird Ihnen doch bekannt sein, daß der Pfarrer nur einen Teil der Schriftstücke besaß und der andere, wohl wertvollere, sich im Gymnasium zu Vechta befindet.*⁵⁴

Die Burgmannsakten aus dem Nachlass Wulfs waren also von Meistermann nicht vollständig an das Antonianum übergeben worden,

sondern in Teilen an den Lehrer und Heimatforscher Franz Ostendorf in Langförden (1883-1953) gelangt.⁵⁵ Ostendorf und Lübbling waren einander bekannt, und Pfarrverwalter Diersen riet dem Archivvorstand daher zu persönlichen Verhandlungen, da der Heimatforscher *den stillen Wunsch hat, die Papiere noch zu behalten*.⁵⁶ Vier Jahre später quittierte das Landesarchiv dann dem Hauptlehrer Ostendorf die in zwei Abgaben vom 3. August und 16. November 1937 erfolgte Schenkung (!) diverser Burgmannsakten, wobei dieser die Vollständigkeit der Abgabe ausdrücklich betonte.⁵⁷

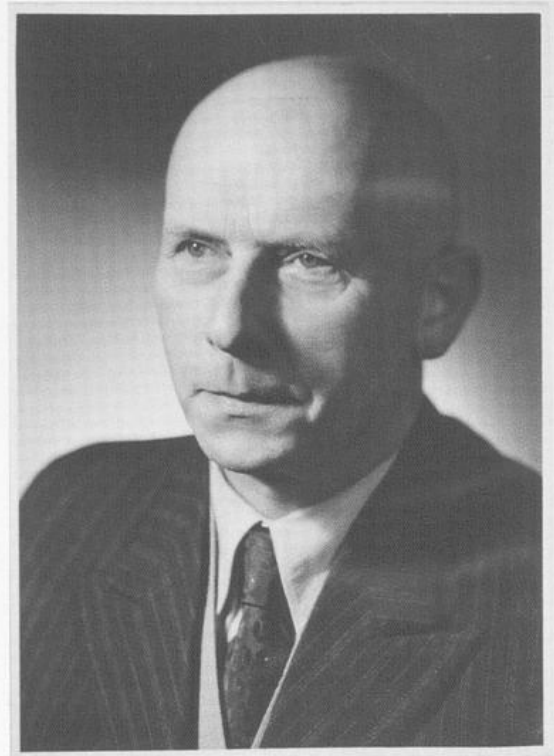
Hermann Lübbling wusste demnach seit Herbst 1933 von der im Schularchiv des Antonianums – vermutlich schon seit etwa 30 Jahren – verwahrten Burgmannsüberlieferung; ob er sich zwischenzeitlich auf informellem, diplomatischem Wege um die in seinen Augen staatlichen Archivalien bemühte, ist nicht auszumachen. Im Februar 1936 jedenfalls setzte er die Brechstange an: Er wandte sich an den Minister für Kirchen und Schulen in Oldenburg, schilderte den bekannten Sachverhalt, verwies auf den Quellenwert der Archivalien für *die im Einvernehmen mit dem Reichsnährstand (Landesbauernschaft Oldenburg) vorgenommenen Forschungen über die alten Bauernhöfe zwecks besitzrechtlichen Nachweises* und bat um eine Ministerialverfügung an das Vechtaer Gymnasium, so daß *der im Gymnasium zu Vechta ruhende Teil des Burgmannsarchivs an das Landesarchiv abgeliefert wird, damit die Archivzersplitterung ein Ende findet. Gleichzeitig bitte ich dem Gymnasium Antonianum aufzugeben, ein Verzeichnis der dort verwahrten sonstigen Akten, Urkunden und Handschriften zur Geschichte Süddoldenburgs zwecks wissenschaftlicher Nutzbarmachung aufzustellen*.⁵⁸

Das Ministerium entsprach Lübblings Ansinnen und übermittelte dem Landesarchiv zunächst das von der Schule übersandte Verzeichnis,⁵⁹ woraufhin der Archivvorstand die seiner Meinung nach dem Burgmannsarchiv entstammenden Archivalien kennzeichnete und wiederum erfolgreich eine Ministerialverfügung *auf Überweisung an das Landesarchiv* erbat.⁶⁰ Am 13. Juni 1936 traf das Aktenpaket aus Vechta in Oldenburg ein, ohne dass bis dahin eine direkte Kontaktaufnahme zwischen Landesarchiv und Gymnasium erkennbar ist.⁶¹ Die Archivaliensendung enthielt neben den Burgmannsakten auch einzelne Stücke aus der Überlieferung des (münsterischen) Amtes Vechta, die ebenfalls in das Gymnasialarchiv gelangt waren und von Lübbling anhand des von der Schule geschickten Verzeichnisses ausfindig gemacht bzw.



angefordert wurden, wobei er sich diesbezüglich eine nähere Prüfung vorbehielt.⁶²

Ende August 1937 besuchte der Archivleiter dann unvermittelt das Antonianum, um sich *wegen der dort verwahrten Archivalien einige Klarheit zu verschaffen*; nach mehrstündiger Durchsicht glaubte er, Schriftgut folgender Herkunft ermittelt zu haben: *a) Amtsregistratur Vechta, b) Amtsgericht Vechta, c) Stadtregistratur Vechta, d) Abschriften und Ausarbeitungen des Gemeinheitscommissärs Nieverding [sic], e) Abschriften und Ausarbeitungen des Professors Pagenstert, f) Burgmannskollegium*. Gegenüber dem Ministerium für Kirchen und Schulen äußerte er daraufhin den Verdacht, *dass die zu d) und e) genannten [Nieberding und Pagenstert] für ihre Forschungszwecke die im Gymnasium liegenden Archivalien z.T. dem Staat entfremdet haben*. Lübbing forderte erneut die Ablieferung von ca. 40 einzeln aufgeführten Archivalien an das Landesarchiv.⁶³



*Abb. 6: Hermann Lübbing
(1901 -1978)
NLA – StA Oldenburg,
Slg. 400 Nr. 226-A*

Vom Ministerium zur Stellungnahme aufgefordert erhob der Schulleiter, Oberstudiendirektor Karl Gottschalck, ein Nationalsozialist,⁶⁴ ausdrücklich keine Einwände gegen die nochmals geforderte Archivalienabgabe; er wies jedoch den von Lübbing geäußerten Verdacht gegen den populären Carl Heinrich Nieberding⁶⁵ und gegen Clemens

Pagenstert vehement zurück: *Ich halte es für meine Pflicht, mit aller Entschiedenheit den Verdacht zurückzuweisen, den der Herr Direktor des Landesarchivs [...] gegen den Gemeinheitscommissär Nieberding und den Professor Dr. Pagenstert zu äußern für nötig erachtet hat. Diese beiden Heimatforscher sind nach meinen Erkundigungen Männer von so untadeligem Ruf gewesen, dass jeder Verdacht einer unrechtmäßigen oder auch nur inkorrekten Handlung vollkommen unangebracht und außerdem unfein ist, da sie im Grabe liegen und sich gegen Verdächtigungen nicht mehr verteidigen können. Und Gottschalck legte kräftig nach: Ich finde die Äußerung des Verdachtes einer ‚Entfremdung‘ von Archivalien um so eigenartiger, als Herr Archivdirektor Dr. Lübbing, als er am 27. August vormittags während der Unterrichtszeit unangemeldet zur Besichtigung des Archivs hierher kam, dem Archivverwalter Herrn Studienrat Tumbrägel gegenüber, der sich ihm sofort in entgegenkommender Weise einige Stunden zur Verfügung stellte, diesen Verdacht nicht äußerte, vielleicht auch nicht zu äußern wagte. Ich bitte, Herrn Archivdirektor Dr. Lübbing zu veranlassen, den gegen ehrenwerte Männer erhobenen Verdacht zurückzunehmen.*⁶⁶

Lübbing – ebenfalls Nationalsozialist – kam der Bitte nach, rechtfertigte sich aber gleichzeitig in opportunistischer Manier: [...] *so ist es eine von den Staatsarchiven wiederholt beobachtete Tatsache, dass solche Männer [d.h. Heimatforscher] in gutem Glauben Aktenstücke mitgenommen haben, um sie vor dem Verstauben oder Vermodern zu schützen. Die staatliche Aufsicht ist ja leider erst in neuester Zeit seit 1933 schärfer geworden.*⁶⁷ Im Januar 1938 erinnerte Lübbing das Ministerium an die gewünschte Archivalienabgabe und bestätigte schließlich im Juni des Jahres dem Gymnasium den Erhalt der Archivalien.⁶⁸ Dort dürfte man es nur noch als weiteren Affront aufgefasst haben, dass der Schule im November 1939 ein einziges Archivalie zurückgegeben wurde, nachdem dieses im Juni 1936 zur Prüfung an das Landesarchiv übersandt worden war.⁶⁹

Die Ehrenrettung Nieberdings und Pagensterts durch Oberstudienendirektor Gottschalck ist bemerkenswert und lässt erahnen, welche Empörung Lübbings gesamte Vorgehensweise im Kollegium der Traditionsschule hervorgerufen haben muss. Die von ihm beim Ministerium für Kirchen und Schulen erreichten Archivalienabgaben mussten hingenommen werden; seine gegen Nieberding und, vor allem, den erst wenige Jahre zuvor verstorbenen Pagenstert geäußerten Verdächtigungen aber gingen zu weit. Selbst der dem Antonianum aufgepfropfte Schulleiter Gottschalck, vorher Studienrat in Jever, der als



Ortsfremder freilich erst Erkundigungen über Nieberding und Pagenstert einziehen musste, scheint sich über Lübblings Verhalten ehrlich empört zu haben; sonst hätte er sich kaum dazu hinreißen lassen, dem Archivdirektor letztlich Feigheit zu unterstellen.

Dem im Antonianum benutzten Findbuch zum Schularchiv wurde fortan – noch in der überarbeiteten Fassung von 1988/89 – eine Aufstellung der *Akten, die an das Landesarchiv abgegeben wurden*, vorangestellt.⁷⁰

Zersplitterung des Burgmannsarchivs und Herkunft der im Schularchiv verbliebenen Archivalien

Als Archivassessor Lenz im Jahr 1968 (in Unkenntnis der geschilderten Vorgänge) seine eingangs zitierte Anfrage an das Gymnasium richtete, traf er also exakt den drei Jahrzehnte zuvor von Hermann Lübbling tief in das ‚Fleisch‘ des Antonianum getriebenen Stachel und rief dadurch die erwähnte Reaktion des Oberstudiendirektors Nordlohne hervor; dass der Schulleiter allerdings seine Schule zum Opfer nationalsozialistischen Unrechts stilisierte, ist aus heutiger Sicht nicht nur eine Verklärung der Schulgeschichte während der NS-Zeit, sondern eben auch eine Fehleinschätzung der tatsächlichen Vorgänge.⁷¹ Gleiches gilt jedoch für die so sachlich wirkende Reaktion des Archivdirektors Crusius, der die von Lübbling durchgesetzten Archivalienabgaben als „ordnungsmäßig“ bezeichnete, obwohl sie auf zweifelhafte Weise begründet und in einer unpersönlichen Tonart kommuniziert worden waren, die man in Vechta nachvollziehbar als respektlos wahrgenommen haben musste.

Im Eifer der persönlichen und wohl auch kulturellen Gefechte, die stattfanden, seit Pfarrer Engelbert Wulf sich in den 1870er-Jahren das so genannte „Burgmannsarchiv“ unter den Nagel gerissen hatte, war auf allen Seiten schon früh aus dem Blick geraten, dass es sich um Archivalien aus dem Gutsarchiv Ihorst handelte; ob zuvor überhaupt ein „Burgmannsarchiv“ als eigenständiger Archivkörper bestanden hatte und gewissermaßen als Fremdkörper in das Gutsarchiv geraten sein könnte, wäre noch heute zu klären.⁷²

Im Staatsarchiv Oldenburg bildete Hermann Lübbling für die von ihm eroberten Archivalien den künstlichen Bestand „Best. 119: Burgmannskolleg Vechta (1251-1821)“. Der mittlerweile dem Bestand

„Best. 111-1: Münsterisches Amt Vechta mit Burgmannenkollegium“ zugeschlagene Altbestand umfasste knapp 80 Archivalien.⁷³ Das Gutsarchiv Ihorst hingegen, das 1969 als Depositum nach Oldenburg gelangte (jetzt Dep. 103, früher Best. 272-21), enthält noch ca. 100 Archivalien des Burgmannskollegs, die Pfarrer Wulf entgangen waren. Und die so genannte Sammlung Willoh aus dem Antonianum, wo man sich seit 1936/38 der *wertvollen Akten des Burgmannsarchivs* beraubt glaubte, beinhaltet ebenfalls mindestens 80 entsprechende Archivalien (vermutlich eher mehr), die Lübbling übersehen hatte.⁷⁴ Darunter befinden sich auch die von Engelbert Wulf in seinem Brief 1877 beiläufig erwähnten, ältesten Stücke des so genannten Burgmannsarchivs aus dem Jahr 1538.⁷⁵

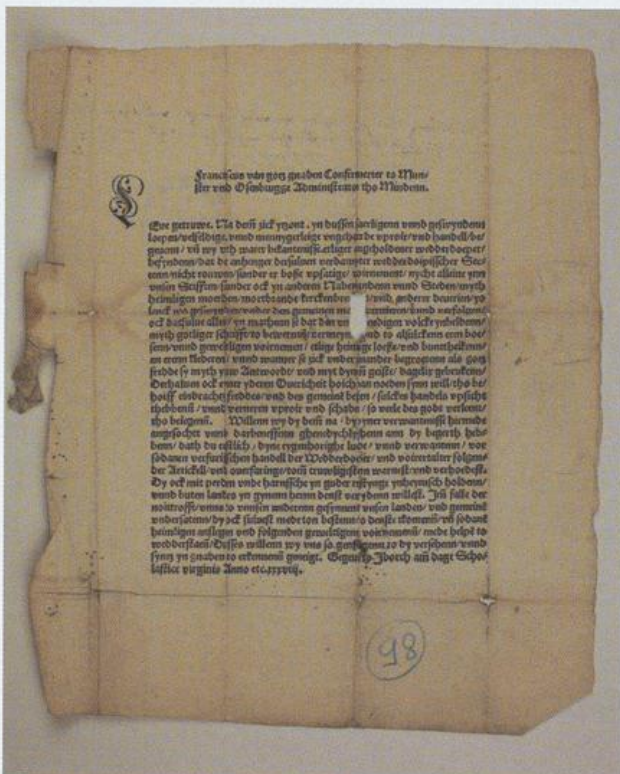


Abb. 7: Ältestes Archivale
des Burgmannsarchivs
aus dem Jahr 1538
NLA – StA Oldenburg,
Erw. 93, Akz. 2011/51 Nr. 98

Traditionsbewusst bewahrte das Gymnasium Antonianum die nach Pagensterts Tod (1932) gewissermaßen verwaiste Archivaliensammlung im Schularchiv, hütete sie aber unter dem Eindruck der von Lübbling (1936-1938) zugefügten Verluste auch eifersüchtig. Einer fachgerechten Pflege und Aufarbeitung der Sammlung war dies nicht zuträglich. So musste in Vergessenheit geraten oder konnte nicht erkannt werden, dass der „Nachlass Willoh“ im Kern die regionalge-

schichtlich-wissenschaftlichen Nachlässe 1. des Strafanstaltsgeistlichen Karl Willoh aus Vechta, 2. des Pfarrers Dr. Engelbert Wulf aus Lastrup sowie 3. des Pfarrers Carl Ludwig Niemann aus Cappeln (1830-1895) enthält.⁷⁶ Dass neben Wulf und Willoh auch Niemann vertreten ist, war meines Wissens bisher unbekannt.

Wulf war in erster Linie ein vielseitig interessierter Sammler, mit regionalgeschichtlichen Publikationen ist er kaum hervorgetreten.⁷⁷ Anders Willoh mit seiner bis heute unentbehrlichen „Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogthum Oldenburg“ und anders Niemann, der, wie Alwin Hanschmidt gezeigt hat, durch sein Hauptwerk über „Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwicklung“ (1889/91) erheblich dazu beitrug, die heutige Identität des Oldenburger Münsterlandes zu stiften.⁷⁸ Alle drei waren Antonianer; ebenso wie Wulf (und sein Testamentsvollstrecker Meistermann) war auch Niemann Germaniker.⁷⁹

Während sich ungefähr nachvollziehen lässt, wie und wann die Nachlässe Wulfs und Willohs ins Schularchiv gelangten, ist dies für Niemanns Nachlass noch ungeklärt. Der am 2. Dezember 1895 verstorbene Cappelner Pfarrer hatte wahrscheinlich kein Testament errichtet, da sein Nachlass am 9. Dezember 1895 in Anwesenheit zweier gerichtlich bestellter Nachlasspfleger entsiegelt wurde.⁸⁰ Interessanterweise erkundigte sich Georg Sello in einem Brief vom 12. Januar 1896 bei Karl Willoh nach dem wissenschaftlichen Nachlass bzw. der Bibliothek Carl Ludwig Niemanns.⁸¹ Vielleicht ist dies ein Indiz dafür, dass die Unterlagen in den Besitz Willohs gelangt sein könnten. Ein ungedruckt gebliebenes Manuskript Niemanns über „Bakum in seinen geschichtlichen Beziehungen“ sowie weitere Unterlagen mit Bezug zum Heimatort des gebürtigen Bakumers sind in das dortige Pfarrarchiv gelangt.⁸² Ein größerer Teil des Nachlasses verbarg sich aber zweifellos frei im Schularchiv.

Carl Heinrich Nieberdings Nachlass hingegen war, anders als Lübbing vermutete, nicht ins Antonianum gekommen; vermutlich dürften ihn die von Niemann gefertigten Abschriften Nieberdingscher Publikationen zu der Annahme bewogen haben, dass sich ein entsprechender Nachlass inklusive älterer Archivalien im Gymnasialarchiv befände.⁸³ Dabei übersah er erstens, dass es sich um spätere Abschriften handelte, zweitens, dass Teile des zerschlagenen Nachlasses Nieberdings sich schon seit langem im Landesarchiv Oldenburg sowie im damals



noch preußischen Staatsarchiv Osnabrück befanden.⁸⁴ Ein wenig ‚Niederding‘ befindet sich aber doch im Schularchiv, denn dem eifrigen Sammler Wulf war es gelungen, an dessen Aufzeichnungen und Abschriften zur Geschichte der Pfarrei Lastrup zu gelangen.⁸⁵

Der Bestand bietet zudem Nachlasssplitter weiterer Personen: So sind drei Handakten des Pfarrers Dyckhoff aus Cappeln vorhanden, die vermutlich mit Niemanns Nachlass ins Antonianum gelangt waren.⁸⁶ Auch eine Materialsammlung von Clemens Pagenstert zur Tätigkeit des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland ist hier zu nennen, möglicherweise noch weitere Unterlagen aus seinem Privatnachlass.⁸⁷ Was den von Lübbling gegen Pagenstert geäußerten Verdacht der Entfremdung staatlicher Archivalien betrifft, so war dieser begründet: Tatsächlich bemühte Pagenstert sich – mit Unterstützung des Schulleiters Kotthoff – zumindest bei der Vechtaer Amtsverwaltung und dem dortigen Amtsgericht erfolgreich darum, historische Akten dem Schularchiv zuzuführen.⁸⁸ Neben landesherrlich-staatlichen Archivalien flossen aber auch solche kirchlicher Behörden, kommunales Schriftgut und diverse private Unterlagen in das Gymnasialarchiv.

Fazit

Ganz abgesehen von seiner generellen Bedeutung als reichhaltige Archivalien- und Materialsammlung für die Orts-, Heimat- und Familienforschung des Oldenburger Münsterlandes und seiner Nachbarregionen bietet der „Nachlass Willoh“ eine bisher nicht ausgeschöpfte Quellenüberlieferung für wenig beackerte Forschungsfelder: etwa zur Geschichte der Historiographie und Geschichtsschreibung im Oldenburger Münsterland während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, zur Kultur- und Mentalitätsgeschichte von historisch und altertumskundlich interessierten Personenkreisen der Zeit, zur Institutionengeschichte des Gymnasiums Antonianum in seiner Bedeutung und Funktion als (inoffizielles) Regionalarchiv und Gedächtnis des Oldenburger Münsterlandes bis weit in das 20. Jahrhundert hinein – und natürlich für die Geschichte der Vechtaer Burgmannschaft und deren Archiv, um das sich (angefeuert vom fragwürdigen Verhalten zweier Pfarrer) Archivare in Oldenburg und Lehrer in Vechta über Generationen hinweg gestritten hatten – zu Lasten ihrer geschichtsinteressierten Mitmenschen, denen eine für die Geschichte und Geschichtsschreibung



des Oldenburger Münsterlandes zentrale Überlieferung weitgehend verborgen bleiben musste.⁸⁹

Anmerkungen:

- ¹ Erweiterte Fassung meines unter dem Titel „Archivaliensammler und Geschichtsschreiber im Oldenburger Münsterland. Die Nachlässe der Priester Engelbert Wulf, Carl Ludwig Niemann und Karl Willoh (NLA – Staatsarchiv Oldenburg, Bestand Erw. 93)“ am 17.10.2012 in Friesoythe/Thüle gehaltenen Vortrags (im Rahmen der Vortragsreihe des Ausschusses für Geschichte beim Heimatbund für das Oldenburger Münsterland). – Für wichtige Hinweise und wiederholte Unterstützung danke ich sehr herzlich meinen Fachkollegen Willi Baumann und Peter Sieve, M.A. im Offizialatsarchiv Vechta, ebenso meinen Kolleginnen Beate Kreienborg und Romy Meyer, M.A. im NLA – Staatsarchiv Oldenburg sowie meinem Kollegen Dr. Christian Hoffmann im NLA – Hauptstaatsarchiv Hannover.
- ² Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Oldenburg (Künftig: NLA – StAOL), Dienstregistratur, 56321/Rep. 723, Schreiben Crusius‘ vom 13.12.1968, Antwort Nordlohnes vom 03.01.1968 [recte: 1969], Antwort Crusius vom 14.01.1968 [recte: 1969].
- ³ NLA – StAOL, Best. 1 Nr. 119 und 120: Archivpflege- und Behördenkartei des Staatsarchivs Oldenburg; hier Nr. 120: *Bezeichnung: Schularchiv (betreffend Schulgeschichte sowie Geschichte des Oldenburger Münsterlandes)*. Wohl erst nach seiner Anfrage ermittelte Lenz ein noch vorhandenes Verzeichnis zum Schularchiv unter NLA – StAOL, Slg. 300 (Findmittel anderer Archive), Best. 293 Nr. 27 und trug dies auf der Karteikarte nach. Dazu vgl. unten Anm. 59.
- ⁴ NLA – StAOL, Rep. 723: Gymnasium Antonianum Vechta (verzeichnet von Dr. Wolfgang Henninger); Erw. 93: Sammlung Willoh des Gymnasiums Antonianum in Vechta (verzeichnet vom Verfasser).
- ⁵ Siehe Wolfgang Henninger, Vorwort zum Findbuch NLA – StAOL Rep. 723. – Nieberding notierte mehrfach die Verfügung *Für das Schularchiv*, so beispielsweise auf Rep. 723 Akz. 2012/23 Nr. 36. – Zu Dr. Franz Nieberding (1809-1865) siehe Hans Friedl, Art. Nieberding, Johann Gerhard Franz, in: *Biographisches Handbuch des Landes Oldenburg*, hg. von Hans Friedl u.a., Oldenburg 1992, S. 512f.
- ⁶ Großherzoglich Oldenburgisches Katholisches Gymnasium zu Vechta. Festschrift zur Feier des 200-jährigen Jubiläums der Anstalt am 12.-14. August 1914, Vechta 1914, S. 113f.: „Seit dem Jahre 1910 ist ein eigenes Gymnasialarchiv eingerichtet, das unter der Leitung des Prof. Dr. Pagenstert steht.“
- ⁷ Olaf Bröcker, Art. Clemens Pagenstert (1860-1932), Oberstudienrat in Vechta und Heimatforscher, in: *Der katholische Klerus im Oldenburger Land. Ein Handbuch*, hg. von Willi Baumann und Peter Sieve, Münster 2006, S. 431-435 mit ausführlichem Werkverzeichnis.
- ⁸ NLA – StAOL, Best. 160-2 Nr. 2816 (Schulvisitationsbericht): *Die Lehrerbibliothek hat sich in den letzten 10 Jahren ansehnlich vermehrt. Sie wird von Oberlehrer Pagenstert ordentlich verwaltet.*
- ⁹ NLA – StAOL, Best. 160-2 Nr. 2816 (Schulvisitationsbericht): *Das Schularchiv, soweit es schulgeschichtliche Sachen und ältere Akten enthält (Verwalter Professor Pagenstert) befindet sich in Ordnung und ist in der Lehrerbücherei untergebracht. Es wird gewünscht, die wertvollen Sachen zu ebener Erde unterzubringen mit Rücksicht auf etwaige Feuersgefahr.*
- ¹⁰ NLA – StAOL, Best. 160-2 Nr. 2816 (Schulvisitationsbericht): *Das Schularchiv, das die neueren und laufenden Akten enthält (Verwalter der Direktor) ist bestens geordnet; es ist alles Erforderliche vorhanden.*
- ¹¹ Pagensterts Forschungen wurden vom Schulleiter Kotthoff nachhaltig unterstützt, siehe NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210-2 Nr. 3017 (Benutzerakte Pagenstert); vgl. auch Rep.



- 723 Akz. 2012/23 Nr. 537.
- ¹² Festschrift 1914 (wie Anm. 6), S. 114.
- ¹³ Festschrift 1914 (wie Anm. 6), S. 114.
- ¹⁴ Alwin Hanschmidt, Art. Karl Willoh (1846-1915), Strafanstaltsgeistlicher in Vechta und Geschichtsforscher, in: Baumann/Sieve, *Der katholische Klerus* (wie Anm. 7), S. 565-568, Zitat S. 565. – Siehe auch N.N., Art. „Der Lokalhistoriker Carl Willoh“, in: OV vom 15.06.1915: „In seinem Testamente vermachte er die Bücher und seinen literarischen Nachlass, soweit sie oldenburgische Verhältnisse betreffen, der Gymnasialbibliothek. [...] Seinen übrigen Nachlaß, der bei seinem bescheidenen Gehalt nicht groß sein konnte, hat er zu wohltätigen Zwecken vermacht.“ – Ein Testament Karl Willohs über seinen Nachlass konnte bisher nicht ermittelt werden. Das Amtsgericht Vechta erteilte negative Auskunft mit Schreiben vom 25.09.2012.
- ¹⁵ Anton Kohnen (Hg.), *Oldenburger Kriegs- und Heimatbuch*, Vechta 1916, hier S. 123-158, Zitat S. 123.
- ¹⁶ NLA – StAOL, Rep. 723, Akz. 2012/23 Nr. 852.
- ¹⁷ Da das Signatureschema sich bei Ergänzungen oder Umordnungen von Archivalien als unzureichend erwies, musste vielfach eine Erweiterung der Signaturen durch lateinische Kleinbuchstaben erfolgen.
- ¹⁸ Siehe unten bei Anm. 88.
- ¹⁹ Siehe Franz Hellbernd, Art. Reinke, Georg, in: *Biographisches Handbuch* (wie Anm. 5), S. 588f.
- ²⁰ Zu Tumbrägel siehe NLA – StAOL, Best. 160-2 Nr. 3843. – Am 30.04.1936 ist Tumbrägel als Verwalter des Schularchivs belegt, siehe unten Anm. 59.
- ²¹ NLA – StAOL, Rep. 723, Akz. 2012/23 Nr. 644: *I. Akten, die an das Landesarchiv abgegeben wurden [= B]. – II. Akten, Urkunden und Handschriften, die für die Geschichte Südoldenburgs von Bedeutung sind; 1. Antonianum [= A]; 2. Das Münsterland [= B, C]. – III. Akten, Urkunden und Handschriften aus dem Herzogtum Oldenburg [= D]. – IV. Akten, Urkunden und Handschriften über verschiedene Gebiete in Norddeutschland [= E]. – [o. Nr.] Varia [= V]. – V. Zeitungen. – VI. Photos [= P].*
- ²² Willi Baumann, *Das Offizialatsarchiv Vechta 2008*, in: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2010*, S. 452-455, hier S. 453f.; ders., *Das Offizialatsarchiv Vechta 2010*, in: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2012*, S. 389-392, hier S. 390.
- ²³ Siehe unten Abschnitt 4.
- ²⁴ Festschrift 1914 (wie Anm. 6), S. 114.
- ²⁵ Zu Meistermann siehe Willi Baumann, *Über das Leben und Wirken des Priesters Dr. Gisbert Meistermann (1849-1933)*, in: *Im Schatten des Domes. Beiträge zur Pfarrgeschichte und zum Kirchenbau von St. Laurentius Langförden*. Festschrift zum Jubiläum 100 Jahre Kirchweihe in Langförden, hg. von der katholischen Kirchengemeinde St. Laurentius Langförden, Langförden 2012, S. 82-171; ders.: Art. Gisbert Meistermann (1849-1933), Pfarrer in Langförden, in: Baumann/Sieve, *Der katholische Klerus* (wie Anm. 7), S. 400-403.
- ²⁶ Wolfgang Bockhorst, *Das Burgmannskollegium zu Vechta*, in: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta*, red. von Wilhelm Hanisch, Franz Hellbernd und Joachim Kuropka, 4 Bände, Vechta 1992, hier Bd. 2, S. 55-94; Wilhelm Kohl, *Die Ämter Vechta und Cloppenburg vom Mittelalter bis zum Jahre 1803*, in: *Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch*, hg. von Albrecht Eckhardt in Zusammenarbeit mit Heinrich Schmidt, Oldenburg 1987, S. 229-269, hier S. 243f. u.ö.
- ²⁷ Franz Bölsker und Peter Sieve, Art. Ihorst, in: *Oldenburgisches Ortslexikon: Archäologie, Geografie und Geschichte des Oldenburger Landes*, hg. von Albrecht Eckhardt, Bd. 1, Oldenburg 2010, S. 505f.



- ²⁸ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056: *Lastrup 77 Mai 10. Werthbester Herr Staatsrat! Endlich eine nähere Mittheilung über die Akten des ehemaligen Vechtaer Burgmanns-Collegs. – Die Akten beginnen mit 1538. Im Oldenburger Krieg gegen Bischof Franz Waldeck anfangs des genannten Jahres sind sämtliche vorübergehende Dokumente zu Vechta verbrannt. Die Akten haben einen historisch-wissenschaftlichen Werth, und es wäre sehr zu bedauern, wenn sie durch Brand untergingen oder sonst verschleudert würden. Darum gab ich Herrn Abbrichs auf Iborst den Rath, sie ans Oldenburgische Landes-Archiv zu schenken.*
Der letzte Direktor des B.-C. war ein Freiherr von Aschberg, und blieb das Archiv auf \ \ Iborst. Ich begreife nicht, warum der jetzige Freiherr von Ascheberg dem Ankäufer des Gutes, Herrn Abbrichs, das Archiv ohne weiteres überlassen hat. Lange forschte ich nach dem Verbleib der Akten, und fragte Abbrichs hier in Lastrup, ob er nicht wüßte, wo das Archiv geblieben sei. Damals schien er noch gar keinen Blick in dasselbe gerichtet zu haben und versprach, nachsehen zu wollen.
Ich reiste in Folge günstiger Mittheilung hin und staunte über den Reichthum. Was ich lange gesucht hatte, fand ich dort und nahm einen großen Theil der Akten mit. Diese scheinen bisher von niemandem für die Geschichte des Niederstifts Münster verwerthet zu sein. Für meine beabsichtigten ‚Denkwürdigkeiten aus dem oldenburgischen Münsterlande‘ kann ich daraus sehr viel entnehmen. Für die Landesregierung hätte eine Akte am Ende früher, als die alte Herrlichkeit Dinklage mit ihrer Jurisdiktion aufgehoben wurde, reellen Nutzen haben können. Ein desfälliges Convolut übersandte ich zur vorläufigen Einsicht. Ein Register zu den Akten kann ich nicht finden, wengleich sämtliche Dokumente ganz genau entweder einzeln oder convolutweise rub[r]iziert sind. Heute Abend lasse ich einen Theil der Akten zur gefälligen Einsicht wieder folgen. Sie können dann selbst besser den Werth fürs Archiv schätzen.
Eingestampft oder an Krämer verkauft muß meines Erachtens kein Stück aus dem Iborster Archiv werden. So zu viel \ \ Platz werden die Akten im Archiv-Gebäude nicht einnehmen. Achtungsvollst und ganz ergebenst J. E. Wulf, Pastor.
 Zu Wulf siehe Peter Sieve, Art. Engelbert Wulf (1814-1892), Pfarrer und Dechant in Lastrup, in: Baumann/Sieve, *Der katholische Klerus* (wie Anm. 7), S. 577-582.
- ²⁹ Zu Römer siehe Friedrich-Wilhelm Schaer, *Geschichte des Niedersächsischen Staatsarchivs in Oldenburg vom 17. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, Oldenburg 1996 (= Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg 41), bes. S. 40, 47 u.ö. – Vgl. auch *Biographisches Handbuch* (wie Anm. 5), S. 607.
- ³⁰ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Vermerk von anderer Hand auf dem Schreiben Wulfs vom 10. Mai 1877 am oberen Rand: *Dies Schreiben ist veranlaßt durch eine Anfrage des Herrn Archivvorstandes, dem durch H. Okammerh. v. Alten Exc. Kunde von diesen Akten gegeben war* [folgt unbestimmte Paraphe].
- ³¹ Siehe NLA – StAOL, Dep. 112, Best. 279-1 Nr. 426: Briefwechsel zwischen Wulf und von Alten (1874-1892).
- ³² Eine entsprechend betitelt Materialsammlung Wulfs ist im „Nachlass Willoh“ überliefert: NLA – StAOL, Erw. 93 Akz. 2011/51 Nr. 4.
- ³³ Vielleicht sogar auf die daraus resultierenden Archivalienkassationen unter der Ägide Römers; siehe dazu Schaer, *Geschichte* (wie Anm. 29), S. 47 mit Anm. 41.
- ³⁴ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056: *Zur Nachricht. Diese Acten, bisher auf dem Hause Iborst befindlich, sind jetzt im Gewahrsam des Pastors Wulf zu Lastrup, der dieselben successive an das Archiv abliefern wird. Cfr. desfällige Handacte des Archivs* (undatierter Vermerk, vermutlich von 1877); später (um 1893?) aufgefunden und ergänzt von Georg Sello: *Obige Notiz fand sich einem, in der ‚Münsterschen Abteilung‘ locierten aber nicht eingetragenen, als „Acten des Burgmanns-Collegiums zu Vechta“ rubricierten Convoluts, welcher enthielt: 1.) Protokollbuch des Gerichts auf dem Desum, 1578-1652. Jetzt Mscr. Sammlung. 2.) Lose Piccen, jetzt zusammenge-*

fasst unter dem Titel: *Aa. betr. das Gericht auf dem Desum. Aa. Monast. Abt. B. Tit. IX litt. U.*

- ³⁵ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Schreiben Böckers vom 15.01.1893: *Sr. Excellenz Herrn Oberkammerherrn v. Alten. Wie Ihnen vielleicht bekannt sein dürfte, hat der verstorbene Pastor Wulf eine Kiste mit Acten aus dem Burgmannscolleg in Vechta hinterlassen und möchte ich Sie, falls es Ihnen nicht bekannt sein dürfte, aufmerksam machen, daß diese Acten wahrscheinlich Eigentum der Landesregierung und nicht des verstorbenen D. Wulf waren. Nach meiner Ansicht muß Sorge getroffen werden, daß die Acten nicht nach Osnabrück oder Münster verkauft werden [...]. – Vermutlich von Alten notierte mit Blei darunter: Vicar Meistermann Mollbergen ist Testamentsvollstrecker.*
Zur Biographie Böckers siehe Jürgen Kessel, Dr. Franz August Böcker (1856-1935). Geschichtsschreiber und Erforscher der Bohlenwege, in: Wolfgang Friemerding und Ludger Migowski, Damme im Kaiserreich. Abbildungen und Texte zur Epoche 1871 bis 1918, Damme 2000, S. 138-149; Franz Böcker, Geschichte von Damme und des Gaus Dersaburg, Köln 1887 [ND 1980], Vorwort.
- ³⁶ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Schreiben Sellos vom 18.01.1893.
- ³⁷ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Schreiben Meistermanns vom 27.03.1893.
- ³⁸ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Schreiben Meistermanns vom 27.03.1893 mit entsprechendem Vermerk Georg Sellos vom 04.04.1893 am oberen Rand.
- ³⁹ Meistermann war von 1881-1885 als Pfarrkooperator Wulfs in Lastrup tätig, siehe Baumann, Art. Meistermann (wie Anm. 25), S. 400.
- ⁴⁰ Officialatsarchiv Vechta (künftig: OAV), B-33b-3 Bd. II Nr. 18.
- ⁴¹ OAV, Dep. Pfarrarchiv Lastrup Nr. 250, Briefkonzept vom 13.12.1886.
- ⁴² Peter Schmidt, Das Collegium Germanicum in Rom und die Germaniker. Zur Funktion eines römischen Ausländerseminars (1552-1914), Tübingen 1984 (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 56), S. 336, 446.
- ⁴³ OAV, Dep. Pfarrarchiv Langförden, Karton I Repos. Nr. 113, Schreiben vom 09.05.1893 an Meistermann: *Ex bibliotheca retinere poteris manuscripta ac libros, qui utilitati plebanorum cedere poterunt; reliquos vero libros ad me transmittendos curabis. [...] P.S.: Libros linguae Germanicae non transmittas, sed vendendos curare digneris.* – Das undatierte Briefkonzept Meistermanns muss dem lateinischen Schreiben Ledóchowskis vom 09.05.1893 vorangegangen sein, weil Meistermann eingangs begründet, warum er auf ein (hier nicht überliefertes,) in italienischer Sprache abgefasstes Schreiben des Kardinals lateinisch antwortet.
- ⁴⁴ Die Übergabe muss vor 1914 erfolgt sein, weil Pagenstert sie in der oben zitierten Festschrift 1914 (s. Anm. 6) erwähnt. Möglicherweise fällt sie in die Zeit nach der Berufung Meistermanns nach Langförden 1905, vgl. oben Anm. 25.
- ⁴⁵ Freundlicher Hinweis Peter Sieve, M.A., Vechta.
- ⁴⁶ OAV, Dep. Pfarrarchiv Lastrup, Nr. 251, Münzschatzfund in Hammel (1875-1887); Nr. 252: Versetzung des Steindenkmals im Lastruper Nordesch (1884-1890); Nr. 253: Drucklegung eines Manuskripts Wulfs über den heiligen Willehad (1890) sowie diesbezügliche Korrespondenz (u.a. mit Meistermann); Nr. 254: Chronikalische Aufzeichnungen über Wildeshausen (19. Jahrhundert), Besitzvermerk: Jenni Landwehr; 94 Seiten; p. 95ff. Kommentare und Ergänzungen von Wulfs Hand, darunter vorletzte und letzte Seite zur Geschichte des Gutes Huntlosen: *NB: Vorstehende Notizen habe ich wörtlich aus einem vom sel. Pastor Trenkamp 1801 angelegten und vom sel. Gemeinheits-Kommissar Nieberding vervollständigten Hefte excerpt. Lastrup 1881 Febr. 6.*
- ⁴⁷ Nur hingewiesen werden kann in diesem Zusammenhang auf Wulfs bekannte Sammlungen vor- und frühgeschichtlicher Artefakte sowie mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Münzen.
- ⁴⁸ Willi Baumann, Art. Meistermann (wie Anm. 25), S. 400.



- ⁴⁹ Siehe Hans Friedl, Art. Lübbling, Hermann, in: Biographisches Handbuch (wie Anm. 5), S. 426f.; Schaer, Geschichte (wie Anm. 29), S. 55-58 u.ö.; zu Lübblings Rolle als stellvertretender Vorsitzender der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen (1938-1958) siehe Dietmar von Reeken, „... gebildet zur Pflege der landesgeschichtlichen Forschung“. 100 Jahre Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen 1910-2010, Hannover 2010 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 255), S. 69-72, 75-77, 125f. u.ö.
- ⁵⁰ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Schreiben Lübblings vom 12.10.1933.
- ⁵¹ Zu Reinke siehe Franz Hellbernd, Art. Reinke, Georg, in: Biographisches Handbuch (wie Anm. 5), S. 588f.
- ⁵² NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Vermerk Lübblings vom 19.10.1933.
- ⁵³ Zu Diersen siehe Baumann/Sieve, Der katholische Klerus (wie Anm. 7), S. 610.
- ⁵⁴ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Schreiben Diersens vom 15.11.1933.
- ⁵⁵ Zu Ostendorf siehe Franz Hellbernd, Art. Ostendorf, Franz, in: Biographisches Handbuch (wie Anm. 5), S. 541f. – Sein Nachlass gelangte zusammen mit Unterlagen seines Sohnes Rolf (Rudolf) Cordes (1926-2010) in das Archiv des Offizialats Vechta und enthält an Archivalien noch sechs (von ursprünglich neun) Urkunden aus der Zeit von 1545-1647 sowie wenige Aktenvorgänge aus der Zeit von 1806-1832. Zu den Urkunden siehe Peter Sieve, Aus alten Pergamenten, in: Heimatblätter. Beilage zur Oldenburgischen Volkszeitung (Vechta), 75. Jahrgang (1996), S. 22f.; zu einer mittlerweile verschollenen Handschrift aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich ebenfalls in Ostendorfs bzw. Cordes' Besitz befand, siehe ders., Aus einer Handschrift: Dinklager Dorfleben im 19. Jahrhundert, in: a.a.O., S. 54f. sowie ebd., 76. Jahrgang (1997), S. 6, 14 und 36f.
- ⁵⁶ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Schreiben Diersens vom 15.11.1933.
- ⁵⁷ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Vermerk Lübblings und Empfangsbestätigung vom 03.08. sowie Schreiben Ostendorfs vom 16.11. und Empfangsbestätigung Lübblings vom 22.11.1937. – Soweit einzeln genannt handelte es sich inhaltlich um: 1. *Proceßakte über einen Brunnen beim Pfarrhaus zu Emsteck, 1749ff.*; 2. *Akte über den Schledehauser Damm 1773/1784*; 3. *Contributionsrechnung Damme 1771/1784*; 4. *Burgmannsrechnungen 1536-1549, 1613-1749*; 5. *Viehschatzung 1618 und Protokolle 1618-21*; 6. *Burgmänner 1612/1618 contra Landesherr*; 7. *Religionsakten vom Hause Iborst 1888*; 8. *Landtagsrezesse 1700-1792 (viele Jahre fehlen)*; 9. *Verschieden[e] Burgmannsakten*.
- ⁵⁸ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Schreiben Lübblings (Konzept) vom 26.02.1936. – Die vom Ministerium an die Schule weitergeleitete Abschrift siehe unter NLA – StAOL, Rep. 723, Akz. 2012/23 Nr. 615.
- ⁵⁹ Das maschinenschriftliche Verzeichnis wurde am 30.04.1936 vom Studienrat Heinrich Tumbrägel aufgestellt; siehe NLA – StAOL, Rep. 723 Akz. 2012/23 Nr. 644. Eine nochmalige Abschrift davon wurde im Ministerium gefertigt und dem Landesarchiv übersandt, siehe Slg. 300, Best. 293 Nr. 27. Erst in späteren Jahren erhielt das Staatsarchiv eine Kopie der eigentlichen Fassung Tumbrägels, siehe Slg. 300, Best. 293 Nr. 14. – Es handelt sich bei dem Verzeichnis Tumbrägels wiederum um einen auf die Abteilungen B und C (*Das Münsterland bis 1817*; I. *Allgemeines* [= B] und II. *Die einzelnen Gemeinden* [= C]) reduzierten Auszug des von Pagenstert angelegten Verzeichnisses, siehe NLA – StAOL, Rep. 723 Akz. 2012/23 Nr. 852.
- ⁶⁰ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, Lübbling an Ministerium vom 26.02.1936; Schulleiter Gottschalck an Ministerium (Abschrift) vom 13.03.1936; Lübbling an Ministerium vom 12.05.1936.
- ⁶¹ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5056, schriftliche Mitteilung der Übersendung vom 09.06.1936 (eingegangen am 10.06.); Eingang des durch den Bahnspediteur F.W. Deus beförderten Pakets am 13.06.; Empfangsbestätigung vom 21.06.



- ⁶² NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5060, Schreiben Lübbings an Ministerium vom 12.05.1936; Ministerialverfügung an Schule vom 22.05.1936; Übersendung und Empfangsbestätigung wie oben.
- ⁶³ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5060, Bericht Lübbings an Minister der Kirchen und Schulen vom 28.08.1937; siehe auch Rep. 723, Akz. 2012/23 Nr. 326.
- ⁶⁴ Zu Gottschalck siehe NLA – StAOL, Rep. 723, Akz. 2012/23 Nr. 512.
- ⁶⁵ Zu Niederdings Bedeutung als Geschichtsschreiber siehe Alwin Hanschmidt: Wissensvermittlung oder Bewusstseinsstiftung? Zur Geschichtsschreibung über das Niederstift Münster und das Oldenburger Münsterland im 19. Jahrhundert, in: Michael Hirschfeld (Hg.): Region und religiöse Identität. Das Oldenburger Münsterland als konfessioneller Erinnerungsort. Beiträge zum 8. und 9. Studientag des Geschichtsausschusses im Heimatbund für das Oldenburger Münsterland, Cloppenburg 2008 (= Beiträge zur Geschichte des Oldenburger Münsterlandes. Die „Blaue Reihe“ 14), S. 70-95, hier S. 78-82.
- ⁶⁶ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5060, Schreiben Gottschalcks an Ministerium vom 04.11.1937; siehe auch Rep. 723, Akz. 2012/23 Nr. 326.
- ⁶⁷ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5060, Schreiben Lübbings an Ministerium vom 19.11.1937; siehe auch Rep. 723, Akz. 2012/23 Nr. 326.
- ⁶⁸ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5060, Schreiben Lübbings an Ministerium vom 06.01.1938; Ministerialverfügung an Schule vom 10.01.; Übersendung der Archivalien vom 25.01.; Schreiben der Schule an Landesarchiv vom 23.05. wegen noch ausstehender Empfangsbescheinigung; diese wurde am 03.06. ausgefertigt.
- ⁶⁹ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5060, Rücksendung vom 22.11.1939; Empfangsbescheinigung der Schule vom 24.11. – Es handelte sich um die Altsignatur B 87: *Schatzungsregister aus dem 16. und 17. Jahrh.*; hinter dem Titel verbargen sich lediglich entsprechende Exzerpte von Karl Willoh, siehe jetzt NLA – StAOL, Erw. 93, Akz. 2011/51 Nr. 36, 37, 46.
- ⁷⁰ NLA – StAOL, Rep. 723, Akz. 2012/23 Nr. 644.
- ⁷¹ Siehe oben bei Anm. 2.
- ⁷² Wahrscheinlich ja. Siehe dazu NLA – StAOL, Dep. 102 (Gut Füchtel), Best. 272-17 Nr. 451a: nach sachlichen Kriterien angelegtes Repertorium des Burgmannsarchivs (1818) mit ausführlichem Vorbericht, worin drei alphabetisch geführte Vorgängerrepertorien erwähnt werden, das älteste von 1735. – Vgl. auch Dep. 103 (Gut Ihorst), Best. 272-21 Nr. 41: Quittung über Aktenausleihe aus dem *hier [auf Ihorst] befindlichen Burgmannsarchive* an den Kammerherrn von Freytag zu Daren, 1821 Juni 14.
- ⁷³ Hermann Lübbing, Die Bestände des Staatsarchivs Oldenburg. Gesamtübersicht und Archivplan, Oldenburg 1943 (= Oldenburgische Geschichtsquellen 2), S. 78: *Das Archiv, das bereits in den Kriegswirren des 16. und 17. Jhdts. stark gelitten hatte, wurde arg zerplittert. Aus dem Nachlaß des Frh. v. Ascheberg gelangte später ein Teil an das Oldenburger Archiv, ein Teil in Privathand, ein Teil in das Gymnasium Vechta, doch wurde das meiste später dem Staatsarchiv übergeben. So ist eine freilich lückenhafte Archivaliensammlung zustande gekommen [...].*
- ⁷⁴ NLA – StAOL, Erw. 93 unter dem Klassifikationspunkt „05.01.: „Landesherrliches Schriftgut“. Die exakte Provenienz wäre in vielen Fällen noch zu erforschen.
- ⁷⁵ NLA – StAOL, Erw. 93, Akz. 2011/51 Nr. 98 und 99.
- ⁷⁶ Siehe das Vorwort zum Findbuch NLA – StAOL, Erw. 93.
- ⁷⁷ Siehe das Werkverzeichnis bei Sieve, Art. Wulf (wie Anm. 28), S. 581.
- ⁷⁸ Zuletzt Hanschmidt, Wissensvermittlung (wie Anm. 65), S. 88.
- ⁷⁹ Schmidt, Collegium Germanicum (wie Anm. 42), S. 337.
- ⁸⁰ OAV, B-13b-3, Bd. 3, Protokoll vom 9. Dezember 1895. – Negative Auskunft des Amtsgerichts Cloppenburg vom 24.09.2012.
- ⁸¹ NLA – StAOL, Erw. 93 Akz. 2011/51 Nr. 177: *Was wird denn aus dem Nachlasse Niemanns,*



insbesondere seiner Bibliothek? Mit bestem Gruß Ihr ergebener G. Sello.

- ⁸² Pfarrarchiv Bakum, Karton 25. – Vgl. auch einen Brief Hermann Onckens aus dem Jahr 1895 über das genannte Manuskript, NLA – StAOL, Erw. 93, Akz. 2011/51 Nr. 187.
- ⁸³ NLA – StAOL, Erw. 93, Klassifikationspunkt 02.02.
- ⁸⁴ Sie waren 1897 von Georg Sello für das Haus- und Centralarchiv angekauft worden, siehe Harald Schieckel (Bearb.), *Der Nachlaß von Carl Heinrich Nieberding (1779-1851)* (Best. 271-12), Göttingen 1981 (= Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg 13), S. 2f.; ders., *Der Nachlaß von Carl Heinrich Nieberding (1779-1851) im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg*, in: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland* 1982, S. 17-32.
- ⁸⁵ NLA – StAOL, Erw. 93, Akz. 2011/51 Nr. 356. – Möglicherweise auch von Nieberdings Hand a.a.O., Nr. 358 und Nr. 638. – Auch eine im Bestand enthaltene Akte aus der Registratur des Landgerichts Vechta über die „Verwaltung des Nachlasses des verstorbenen Pfarrers Bernhard Heinrich Illgens in Lohne“ hat Bezug zu Nieberding, der hier als Testamentsvollstrecker fungierte; NLA – StAOL, Erw. 93, Akz. 2011/51 Nr. 373.
- ⁸⁶ NLA – StAOL, Erw. 93, Akz. 2011/51 Nr. 72, Nr. 74 und Nr. 292.
- ⁸⁷ NLA – StAOL, Erw. 93, Akz. 2011/51 Nr. 133.
- ⁸⁸ NLA – StAOL, Rep. 420, Best. 210 Nr. 5060: Schreiben Kotthoffs an Amtshauptmann Kückens in Vechta vom 25.01.1909: *Erw. Hochwohlgeboren bittet der ergebenst Unterzeichnete, die auf dem Boden des Amtes befindlichen Akten, die aus der bischöflich münsterschen Zeit stammen und nur noch einen geschichtlichen Wert besitzen, nebst dem Schranke dem Gymnasium zur dauernden Aufbewahrung überlassen zu wollen.* Die unbedachte Anfrage zog eine Stellungnahme Sellos im Umfang von 16 Manuskriptseiten vom 13.02.1909 nach sich. – Ebd., Vermerk Pagensterts vom 12.01.1931 (Abschrift): *Vom Vechtaer Amtsgerichtsarchiv sind vor einigen Jahren folgende Akten in das Vechtaer Gymnasialarchiv gekommen:* [folgt Auflistung mit Signaturen: B 148, 149, 150, 151, 152, 153].
- ⁸⁹ Für die meiner Meinung nach wünschenswerte Erforschung der angerissenen Themenkreise wäre unbedingt auch an die Lehrerbibliothek des Antonianums zu denken, in der sich möglicherweise die Bibliotheken Willohs und Niemanns verbergen. Ebenso könnten die Heimatbibliothek Vechta und die Buchbestände des Officialatsarchivs oder einzelner Pfarreien einbezogen werden.



Michael Hirschfeld

Das Niederstift Münster in Reiseberichten der Aufklärungszeit¹

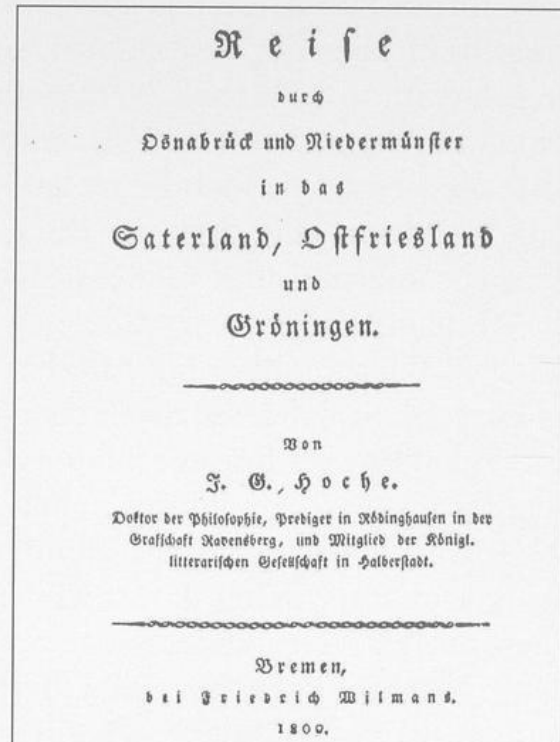
„In Westfalen, auf dem Schloss des Herrn Barons von Thunderden-tronckh, lebte vorzeiten ein Jüngling ... sein Gemüt [war] einfältig und ohne Arg. Ebendeswegen nannte man ihn im allgemeinen Candide ... Der Herr Baron war einer der mächtigsten Grundherren in ganz Westfalen. Sein Schloss hatte nämlich eine Tür und sogar Fenster, und in einem großen Saal hing ein Wandteppich zur Zierde.“² Mit diesen von einem gehörigen Maß an Ironie geprägten Sätzen gestaltete Voltaire (1694-1778) den Auftakt seines für die Epoche der europäischen Aufklärung bedeutsamen Romans „Candide ou l’optimisme“. Nach diesem märchenhaft anmutenden Einstieg entpuppen sich die handelnden Figuren in den Weiten Westfalens als Menschen mit einem beschränkten geistig-kulturellen Horizont. Angeblich soll der in Satireform verpackten beißenden Kritik des berühmten französischen Philosophen und Schriftstellers an Westfalen ein persönliches Reiseerlebnis in Brackwede bei Bielefeld vorausgegangen sein, wo Voltaire in Gegenwart seines Mäzens, des preußischen Königs Friedrich II., „vor einer Wegschränke von den dortigen Bewohnern als Affe des Königs geschmäht“³ worden sein soll.

Es sei zunächst dahingestellt, wo hier die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit liegt. Fakt ist nur, dass Westfalen spätestens seit diesem Zeitpunkt über die literarische Wahrnehmung hinaus nicht nur im literarischen Leben mit dem Klischee der hinterwäldlerischen Provinz behaftet war, sondern überhaupt gesellschaftlich desavouiert, ja verächtlich gemacht worden war.

Richtet man den Fokus auf das heutige Oldenburger Münsterland, das gemeinsam mit den heute emsländischen Kreisen Meppen und Aschendorf-Hümmling als ehemaliges Niederstift Münster ein historischer Bestandteil Westfalens ist und seit 1500 zum Westfälischen Reichskreis gehörte, begegnet einem immer wieder eine ähnliche Grundeinschät-



zung. „Der ganze Strich Landes von Quakenbrück aus über Vechta, Kloppenburg, Friesoyta bis an die Soeste, von da über die Ems und wieder an der Hase hinauf gehört nicht nur zu den schlechtesten Westphalens, sondern in ganz Deutschland. Man glaubt in den Steppen von Sibirien zu sein, wenn man die Haide durchwatet und vor sich den Wind mit Bergen oder Hügeln spielen siehet. Alles ist öde und still ... Die Schöpfung scheint hier unvollendet zu sein.“⁴



*Abb. 1: Titelblatt von
 Johann Gottfried Hoches
 „Reise durch Osnabrück
 und Niedermünster“*

Diese Passage stammt aus dem wohl bekanntesten Reisebericht über die Region aus der Aufklärungszeit, aus Johann Gottfried Hoches „Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Groeningen“. Wenn heutzutage ein geistreiches historisches Aperçu über die Kreise Vechta und Cloppenburg gebracht werden soll, bedient man sich gern dieser oder ähnlich lautender Passagen aus einem der hierzulande wohl bekanntesten Bücher eines Reisenden der Aufklärungszeit. Wer Hoche zitiert, der hat die Lacher auf seiner Seite. Das düstere und negative Bild, das dieser Reisende zeichnet, transportiert nämlich in zeitlicher Distanz vorhandene Vorurteile gegen die Provinz, gegen die katholische Kirche, ja gegen das Konservative, Bewahrende im Allgemeinen. Kurz, es eignet sich zum einen vortrefflich, um bestehende Vorurteile zu bekräftigen. Zum anderen werden

Passagen aus dem „Hoche“ aufgrund ihrer originellen und pointierten Formulierungen auch ebenso gern zitiert, wenn der elementare Wandel transparent gemacht werden soll: Der Wandel vom Armenhaus zur Boomregion, wie er für das Oldenburger Münsterland der letzten Jahrzehnte charakteristisch ist. Egal, ob abgrundtiefer Hass auf die Provinz, speziell das heutige Oldenburger Münsterland oder das Emsland, oder wohlwollende Begleitung eines immensen wirtschaftlichen Wandlungsprozesses: Angesichts des weitgehenden Fehlens anderer Quellen über das Leben der Bevölkerung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nimmt Hoches Werk gemeinsam mit anderen Reiseberichten eine unverkennbare Schlüsselstellung für Kulturhistoriker ein.⁵ So lebhaft die Resonanz noch heute ist, so wenig tiefgründig fällt sie zumeist aus, was daran liegt, dass der Blick in der Regel nicht über das in seiner Pauschalisierung und Generalisierung so treffend erscheinende Bonmot hinausgeht.

Eine Aufklärung über die Aufklärung, um dieses Wortspiel zu gebrauchen, scheint daher in zweifacher Weise notwendig: Einmal soll näher mit Inhalten von Reiseberichten der Aufklärungszeit vertraut gemacht werden. Außerdem geht es neben Kostproben besonders sprechender, Nordwestdeutschland betreffender Passagen aus der Reiseliteratur der Aufklärung als Beleg dafür, wie sich die Zeitverhältnisse um 1800 in diesem Textgenre widerspiegeln, um deren quellenkritische Behandlung. Konkret gesagt ist eine Überprüfung der These von der Ignoranz, Intoleranz und Indolenz – damit ist die Trägheit und Passivität der Bevölkerung gemeint – des Niederstifts Münster vorzunehmen. Dabei ist letztlich der Frage nachzugehen, welches Welt- und Menschenbild die Reisenden transportieren wollten, also deren Intention nachzuzeichnen. Es ist weiter zu fragen, in welchem Zeitraum und vor allem in welchen Orten sich die Reisenden überhaupt aufgehalten haben, ja weitergehend die Authentizität der Berichte kritisch zu hinterfragen. Insbesondere aber ist den zeitgenössischen politischen und schließlich den konfessionellen Intentionen der Reiseliteratur nachzuspüren.

Aktuelle Rezeption

Denn selbst wenn man die Pauschalisierungen und Generalisierungen populärer Geschichtsbilder hinter sich lässt und in die Welt der wissenschaftlichen Rezeption eintaucht, wird die These vom einsei-



tig rückständigen Menschenschlag in den geistlichen Territorien des Alten Reiches allgemein und besonders im Niederstift Münster bis heute immer wiederholt: Bestes Beispiel ist die im Jahre 2003 vom Westfälischen Landesmuseum in Münster veranstaltete Ausstellung „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“. Westfalens Weg in die Moderne. Auch sie bedient sich als eingängigem Titel eines Zitats aus der Feder eines zeitgenössischen, allerdings anonym bleibenden Journalisten, wobei „Schlendrian“ für das Ruhen im Althergebrachten steht, das negativ konnotiert ist, während der Aufbruch in die Moderne rein positiv besetzt ist. Damit bin ich bei der Rezeption angelangt, die hinsichtlich der Zäsur 1803 im Kontext des 200-jährigen Gedenkens an die Säkularisation 2003 eine Fülle an Ausstellungskatalogen, Tagungsbänden und Monographien gerade auch auf regional- bzw. landesgeschichtlicher Ebene hervorgebracht hat. Nicht zu Unrecht spricht Alwin Hanschmidt hier ja auch von einem „Mega-Ereignis“ historischen Gedenkens.⁶ Was die Reiseliteratur angeht, ist zwar hier und da auf deren bekannteste Autoren verwiesen worden, eine dezidierte Beschäftigung mit ihnen stellt aber nach wie vor zumindest im Blick auf Nordwestdeutschland ein Desiderat dar. Der Versuch des Bremer Historikers Herbert Schwarzwälder, eine Anthologie von Reiseberichten über Nordwestdeutschland zusammenzustellen und zu edieren, ist bei einem, zeitlich nur bis 1620 reichenden Band stehen geblieben.⁷ Mit deutlichem Abstand wurde ein darüber hinaus reichender Band über Bremen in Reisebeschreibungen nachgelegt.⁸ Während der Reisebericht von Hoche 1977 lediglich einen unveränderten Nachdruck erfuhr und das heutige Emsland betreffende Reiseeindrücke von Ulf K. Wulkotte in einem unpräzisen Bändchen aneinandergereiht wurden,⁹ bietet allein eine ausgezeichnete, weil akribische Aufbereitung von Justus Gruners Schriften¹⁰, die auch seinen berühmten Reisero-man „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts“ enthält, einen Anhaltspunkt dafür, dass das hier zugrunde gelegte Genre in Nordwestdeutschland noch nicht ganz in Vergessenheit geraten ist. Die von Gerd Dethlefs und Jürgen Kloosterhuis besorgte Edition verfügt zudem über den notwendigen kritischen Impetus gegenüber Gruner, den der Münsteraner Ausstellungskatalog von 2003 noch vermissen ließ,¹¹ ganz zu schweigen von dem Versuch des oldenburgischen Landeshistorikers Hermann Lübbling, der 1951 in

einem Aufsatz dem gegenüber der Residenzstadt ausgebreiteten Charme eines der Reisenden erlag und begeistert davon sprach, dass „wohl selten ... ein schönerer Lobeshymnus auf eine Stadt gesungen worden“¹² sei.

Zeitgenössische Kritik

Unbekannt war Lübbling ganz offensichtlich, dass die heute so vollmundig zitierten Reiseromane in der zeitgenössischen Wahrnehmung keineswegs unumstritten waren. Dabei handelt es sich um einen Aspekt, der erst allmählich, vor allem im Zeitalter der Digitalisierung und damit breiten Zugänglichkeit von Zeitschriften und Magazinen der Aufklärungszeit via Internet, von der Forschung wieder wahrgenommen wird. Zahlreich sind die Repliken, die beispielsweise im Dortmunder „Westfälischen Anzeiger“ oder in der Jenaer „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ zu den einschlägigen Werken von Hoche und von Justus Gruner erschienen sind. Darunter finden sich Richtigstellungen von Gruners „Wallfahrt“ durch den Magistrat der Stadt Lemgo, Proteste gegen die Darstellung der Situation in der Grafschaft Rietberg, die in Gruners Rangfolge zweifellos das Schlusslicht unter den katholischen Staaten Westfalens bildete.¹³ Nicht zuletzt da die Reichsstadt Dortmund für ihn am Ende der Skala der protestantischen Staaten stand, war er sich der beißenden Kritik des Redakteurs des „Westfälischen Anzeiger“ sicher, der die „überhaupt herrschende Tendenz ..., tadeln zu wollen, das Fehlerhafte aufzusuchen und in den Vordergrund zu stellen“¹⁴, bemängelte.

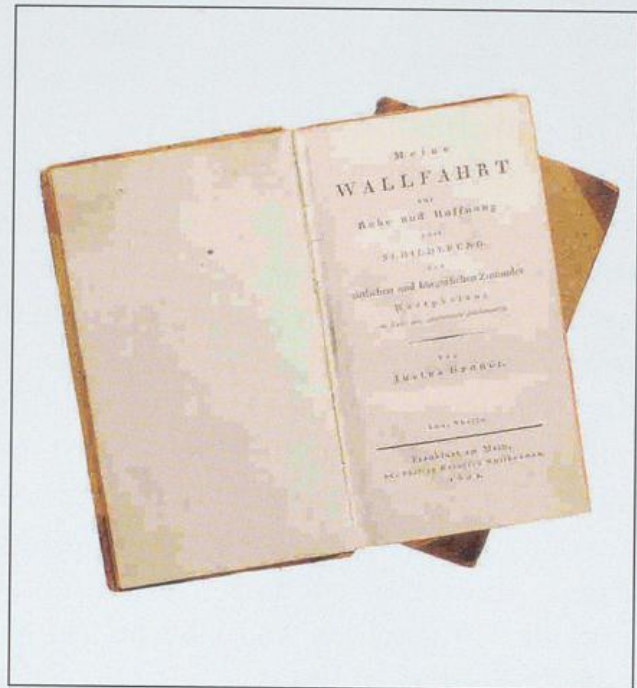
Von besonderem Interesse für das Niederstift Münster erscheint eine offenbar ungedruckt gebliebene Replik des Cloppenburger Wundarztes, Apothekers und Geburtshelfers Joseph König¹⁵. Diese handgeschriebene Rezension entdeckte der Gründer des Cloppenburger Museumsdorfes Heinrich Ottenjann im Nachlass von Königs Enkel¹⁶ und veröffentlichte sie 1936 an eben nicht gerade prominenter Stelle¹⁷, so dass sie nahezu vollkommen vergessen ist.

In der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ jedenfalls findet sich währenddessen eine Rezension, deren Verfasser sich offensichtlich stärker im benachbarten Ostfriesland auskannte bzw. von dort stammte. Zumindest konstatierte er diesbezüglich „fast lauter Unrichtigkeiten“ in



der Reisebeschreibung und bedauerte „im voraus jeden künftigen Käufer ..., der mit so loser Ware hingegangen werden wird“.

Abb. 2: Titelblatt von Justus Gruners Roman „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18. Jahrhunderts“



Zum Quellenkorpus

Ob ihres Umfangs und ihrer Wirkmächtigkeit möchte ich mich bei der Quellenanalyse auf die beiden wichtigsten Werke konzentrieren: an erster Stelle auf die bereits mehrfach erwähnte, 525 Seiten starke „Reise durch Osnabrück und Niedermünster“ von Johann Gottfried Hoche aus dem Jahre 1800, deren nüchterner und unpräntiöser Titel sogleich das Anliegen des Verfassers erkennen lässt, gleichwohl aber einer kritischen Überprüfung unterzogen werden muss; an zweiter Stelle gefolgt von Justus Gruners zwei Bände umfassendem Roman „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung“, verlegt 1802 bzw. 1803 mit 356 bzw. 546 Seiten. Erst der Untertitel machte den geneigten Leser darauf aufmerksam, dass es sich hierbei nicht um fromme Erbauungsliteratur, sondern um eine – wie es im Pathos der damaligen Zeit hieß – „Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts“ handelte. Außerdem war der Begriff „Wallfahrt“ im Zuge der Französischen Revolution seiner religiösen Konnotation entkleidet und säkularisiert worden. So wurden die begeistert zu Paris-Reisen aufbrechenden deutschen Anhänger der Revolution als „Freiheitspilger“ bezeichnet und der bekannte Pädago-

ge Joachim Heinrich Campe nannte diese Reisen „Unsere Wallfahrt“¹⁸, so dass anzunehmen ist, dass sich Gruner hier eine Anleihe genommen hat.

Marginalien zum Stellenwert des Reisens und zu den Biographien der Reiseschriftsteller

Vorausgeschickt werden muss außerdem Allgemeines zu Reisen und Reisenden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts reisten nicht mehr allein junge Adelige im Rahmen ihrer Grand Tour oder Kavaliertour in die Metropolen Europas, sondern Bildungsbürger entdeckten die Provinz als Reiseziel für ihre Bildungsreise. Wie sehr das Reisen für gebildete Menschen in dieser Zeit popularisiert wurde, zeigt sich daran, dass an der hannoverschen Landesuniversität Göttingen zu diesem Zweck schon 1749 ein eigenes Kolloquium, betitelt „Die Kunst, seine Reisen wohl einzurichten“, angeboten wurde.¹⁹ Von 1772 bis 1795 gab dort der Historiker August Ludwig Schlözer (1735-1809) interessierten Studenten in einem speziellen „Reisekolleg“ Nachhilfeunterricht im Reisen. Es liegt auf der Hand, dass die Reiseliteratur um 1800 einen wahren Boom erlebte und folglich für den Historiker „ein besonders ergiebiges Untersuchungsfeld“²⁰ bietet.

Gerd Dethlefs und Jürgen Kloosterhuis sprechen bei den Fahrten durch die Provinz von einer „preiswertere(n) Sonderform der peregrinatio academica“²¹, was sicherlich einerseits zutrifft, andererseits aber auch wieder nicht. Denn die Reisenden des Aufklärungszeitalters durchführten die ländlich-kleinstädtischen Regionen zum einen um ein für ihre berufliche Karriere förderliches überörtliches Kontaktnetz auf- bzw. auszubauen. Zum anderen und insbesondere war es ihnen aber um die Aufdeckung von Missständen in der Gesellschaft zu tun, also kurz gesagt um eine Verbesserung und Reform der Lebenswelt.

Wer waren nun die beiden prominentesten Reiseschriftsteller der Epoche für das Niederstift Münster? Johann Gottfried Hoche ist 1762 in Gratzungen in der thüringischen Grafschaft Hohnstein zur Welt gekommen, hat in Halle/Saale evangelische Theologie sowie Geschichte studiert, 1788 promoviert und kam nach Wanderjahren als Hauslehrer und Privatgelehrter 1795 als Prediger nach Rödinghausen bei Minden, wechselte aber bereits 1800 als 2. Geistlicher, später Superintendent nach Gröningen bei Halberstadt. Er war bereits durch historische



Werke zur niederländischen Geschichte bzw. zur Historie seiner engeren Heimat, der Grafschaft Hohnstein, hervorgetreten.

Justus Gruner war der 1777 in Osnabrück geborene Enkel eines evangelischen Pfarrers an St. Katharinen. Dort hatte der Vater eine klassische Beamtenkarriere durchlaufen, die als Konsistorialrat und Vizedirektor der Fürstbischöflichen Land- und Justizkanzlei endete. Seinen Vornamen hatte er von seinem Taufpaten, dem bekanntesten Staatsmann des Hochstifts Osnabrück, Justus Möser, erhalten. Somit war er im Vergleich zu Hoche als Westfale in der Region zu Hause. Gruner studierte Jura und Kameralwissenschaften in Halle/Saale, Göttingen und Rinteln, wo er auch promoviert wurde. Nachdem er sich als Anwalt in seiner Geburtsstadt niedergelassen hatte, unternahm der 23-Jährige von August bis November 1800 seine vier Monate dauernde Westfalenreise, deren Erlebnisse er in der „Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung“ niederschrieb. Bald darauf fand er zunächst provisorisch, dann dauerhaft Zugang zum preußischen Staatsdienst, in dem er ein – auch durch die Napoleonischen Wirren bedingt – unstetes Beamtenleben führte. Als reformfreudiger Patriot war der Posten eines preußischen Gesandten in der Schweiz, den er bei seinem frühen Tod 1820 bekleidete, nach einer Station als Polizeipräsident in Berlin offensichtlich mehr eine Abschiebung als ein Karrieresprung.

Die folgende Analyse des Quellenkorpus orientiert sich an den zentralen Motiven der Reiseliteratur der Aufklärung, und zwar 1. Klima und Natur, 2. Sitten und Gebräuche, 3. wirtschaftliche Entwicklung und 4. religiöses Leben, denen ich als 5. Aspekt und gleichzeitig als Interpretation die Intentionen der Verfasser hinzufügen möchte.

1. Klima und Natur

Erster starker Kritikpunkt ist die naturräumliche Gliederung Süddenburs: Die Reisenden wollen hier nur Heide, Sand, Heidschnucken und Bienenstöcke gesehen haben, durchbrochen durch einige Schafställe. Die wenigen Dörfer liegen sehr weit voneinander entfernt. So bleibt es bei dem zum Topos ausartenden, in dieser oder ähnlicher Diktion wiederkehrenden vernichtenden Kommentar Hoches: „Es ist nichts, was das Auge reizte und den Entschluss erzeugte sich hier anzubauen.“²² Und an anderer Stelle: „Nicht ein Baum, nicht ein Busch bietet ihm [dem Wanderer] Schatten dar, nicht ein Tal nimmt ihn auf,

in welchem er lieblich träumte, was jenseits sei, nicht ein grüner Hügel gewährt ihm einen fröhlichen Überblick romantischer Szenen.“ Die Naturbeschreibungen nehmen zwar breiten Raum ein, kehren in dieser oder ähnlicher Diktion aber wieder, ohne Neues zu bringen, und gipfeln bei Hoche in dem pathetischen Ausruf: „Arme Münsterländer! Euch hat die Natur stiefmütterlich bedacht.“²³ Der einheimische Hoche-Kritiker Joseph König aus Cloppenburg kann diese Beobachtungen nicht ganz von der Hand weisen, korrigiert sie aber auch mit einer kurzen Sentenz über die Wälder der Region, die Hoche offenbar übersehen habe.



Abb. 3: Erste Seite einer kritischen Rezension von Justus Gruners Reisebuch „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung“ in der bedeutenden Jenaer „Allgemeinen Litteraturzeitung“ (Westfälisches Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte Münster)

2. Sitten und Gebräuche

Ein wesentlich kontroverser zu diskutierender Aspekt ist die Sittlichkeit, die etwa Justus Gruner im Hochstift Münster in einer „elenden Beschaffenheit“²⁴ sieht. Gemeint ist damit nicht etwa das moralische Betragen der Bevölkerung im weitesten Sinne, sondern in erster Linie die Bildungslandschaft²⁵. Hier schneidet Münster aber im Vergleich zu anderen Hochstiften ziemlich gut ab, dank der Schulreformen durch Bernard Heinrich Overberg im Auftrag des Generalvikars Franz von Fürstenberg.²⁶ Hoche meinte dann auch – obgleich er kaum eine Vielzahl von Häusern betreten hat – zu sehen, dass sich in den spärlichen Bibliotheken der Einwohner im Niederstift Bücher „einschleichen,



die in Wien und Bayern in der Reihe der Verbotenen stehen“²⁷. Nicht ohne Befriedigung schloss er aus dem Vorhandensein auf dem Index stehender Bücher eine Ausweitung des geistigen Horizontes.²⁸

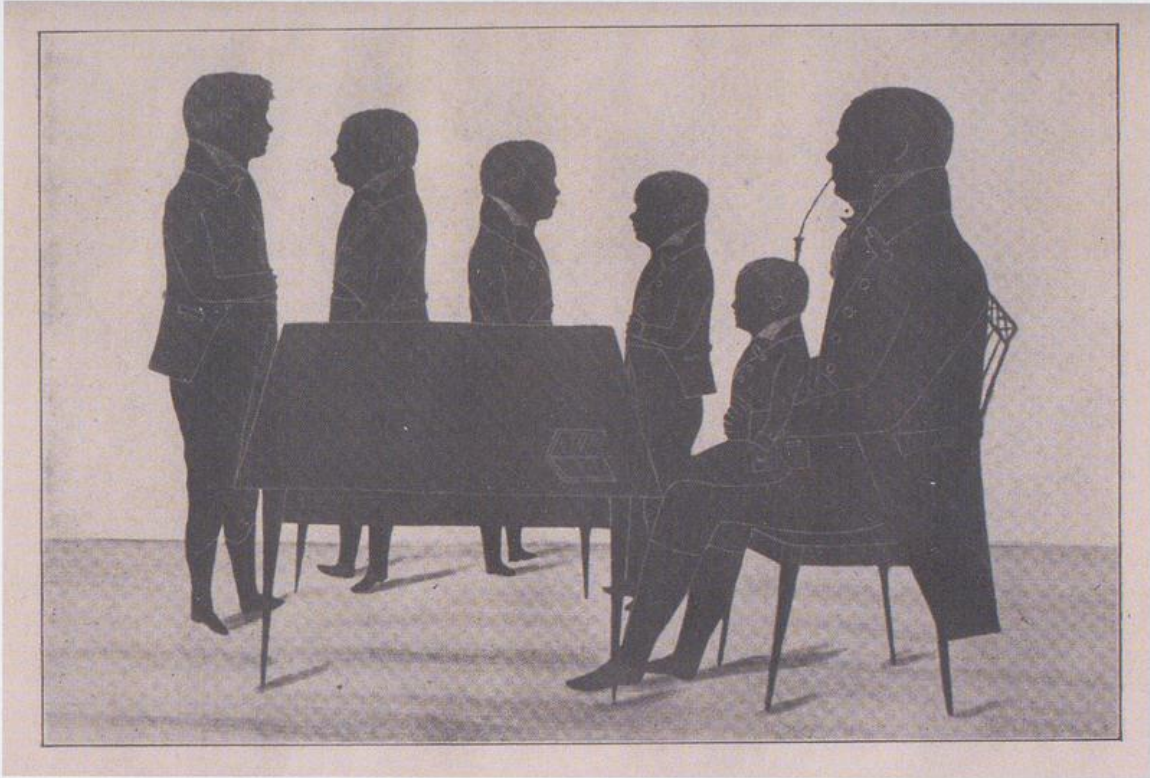


Abb. 4: Der Cloppenburgener Arzt und Apotheker Josephus König mit seinen fünf Söhnen. Aus: Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburgener Stadtgeschichte, S. 313

Eine Negativchiffre lautet für die Aufklärer Aberglauben, worunter sie nicht nur religiöse Bindungen, sondern vielmehr die Sitten und Bräuche der Einheimischen insgesamt fassen. Genauer gesagt, unterscheiden sie zwischen einem Volksaberglauben, der Allgemeingut ist, und einem spezifischen Familienaberglauben. Wenn etwa Hoches subalternen einheimischer Begleiter in einem entgegenkommenden Mann zu Pferde eine Vorausdeutung für einen glücklichen Reiseverlauf zu erkennen vermag, sieht der Aufklärer darin gleich ein allgemeines Übel aller Menschen im Niederstift, das aus mangelnder Bildung und der Einsamkeit der Natur resultiere.²⁹ Genährt würde solches Gedanken- gut an den langen einsamen Abenden am Kamin, wo eben mangels anderen Gesprächsstoffes Geschichten erfunden würden. Bei Licht betrachtet wird hier der Nährboden für jene Märchen kritisiert, welche

u.a. die Brüder Grimm erfolgreich zusammengetragen und zu einem deutschen Erinnerungsort sondergleichen gemacht haben. Und dies eben nicht im Niederstift Münster. Joseph König weist in seiner genannten zeitgenössischen Entgegnung auf Hoche zu Recht außerdem darauf hin, dass eine solche Generalisierung nicht statthaft sei und dass Aberglauben in den niederen Volksschichten allerorten üblich sei. König ist es im Übrigen, der ebenso Hoches Schwärmerei für den Menschenschlag im benachbarten Artland als Parteilichkeit kritisiert und den von Hoche unterstellten Zusammenhang zwischen wirtschaftlichem Erfolg, den er den Artländer Bauern wegen der Fruchtbarkeit ihrer Böden zuspricht, und fröhlicherem offenerem Wesenszug als Humbug entlarvt.

Eine weitere Negativschlagzeile lautete Armut: „Gesichter ohne Ausdruck, kaum wagend das Auge zu erheben“³⁰, begegnen Pastor Hoche. Entsetzt empfindet er zum Beispiel über die Beschränkung eines Mittagessens auf Kaffee und Pumpnickel, wie er es bei einer Familie in Molbergen erlebt, aber sogleich als einheimische Sitte verallgemeinert, ja zum Vorbild für die übrigen drei Mahlzeiten am Tag macht, bei denen angeblich ebenfalls nur Kaffee und Brot gereicht werden würden. „Wie ärmlich ... leben die Menschen hier“³¹, ruft er seinem Leser pathetisch zu. Dafür ist ihm auch das Einheitsschuhwerk aus Holz, die Holschen, ein Beweis. Auf die Idee, dass sie als Arbeitsausrüstung wind- und wetterfest und nicht unbedingt ein Ausdruck von Armut sind, kommt er gar nicht.

Kriterien, denen das Niederstift Münster so gar nicht standzuhalten vermochte, waren ästhetische Kultur und Humanität. Erstere fand Hoche in Quakenbrück. Jedenfalls schrieb er voll Bewunderung: „Die vornehmen Frauenzimmer sind hier elegant gekleidet, nach einem Mittelgeschmack, von Holländern und Engländern kopiert.“³² Sein Gegenbild stellten die Bier trinkenden Frauen dar, die mancherorts angetroffen wurden – offenbar eine Folge langer Abwesenheiten der sich als Hollandgänger verdingenden Männer. Bezeichnend für die Verallgemeinerung dieser Beobachtung erscheint die Tatsache, dass eine entsprechende Szene vor einer elenden Hütte den Titel der „Reise durch Osnabrück und Niedermünster“ ziert.

Und die Humanität? Sie lässt sich unter dem zeitgenössischen Schlagwort „Policey“ zusammenfassen: also alles, was Ordnung anbetrifft. Und das sieht Justus Gruner im benachbarten Herzogtum Oldenburg



ideal ausgebaut. Die öffentlichen Einrichtungen arbeiteten effektiv und geräuschlos und das in der Reformation aufgehobene Dominikanerinnenkloster Blankenburg bei Oldenburg war nutzbringend in ein Armenhaus verwandelt worden, nach aufklärerischem Geschmack ganz «comme il faut».

3. Wirtschaftliche Entwicklung

Dem im 18. Jahrhundert verbreiteten Sprichwort „Unter dem Krummstab ist gut leben“ – eine Anspielung auf die Milde, mit der die Fürstbischöfe ihre Untertanen behandelten – konnten die Reisenden der Aufklärungszeit nicht viel abgewinnen.³³ Dafür, dass das Hochstift Münster in der Frühneuzeit als „das Malta des Nordens“ ausgebaut worden war,³⁴ womit auf seine Funktion als Bollwerk zu den evangelischen Niederlanden wie auch den evangelischen Territorien Nordwestdeutschlands angespielt wird, hatten Gruner wie Hoche keinen Sensus.

Ihnen stieß die Leibeigenschaft bzw. das Heuerlingswesen als Relikt des Mittelalters auf. Es gehört aber nicht viel dazu, mit Verweis auf die Sozialstruktur der zahlreichen ostelbischen Gutsbezirke die patriarchalische Struktur der ländlichen Gesellschaft in großen Teilen Preußens dagegen zu halten.

Dabei monieren die Reisenden nicht allein die mangelhafte Qualität der Böden, sondern schlicht und einfach die fehlende Innovationskraft der Bevölkerung. Vor allem aber sei die „Unwissenheit des Landmannes“ für die mangelnden Fortschritte in Ackerbau und Viehzucht verantwortlich. Die Hauptschuld treffe aber die Landesfürsten, welche wie so häufig in geistlichen Staaten mehrere Bistümer in einer Hand vereinigten, sich für die Situation vor Ort nicht interessierten, denen kurz und gut einfach „der schöpferische Geist“ fehle.

Angesichts der niedrigen Bevölkerungsdichte müssten die Einwohner zu steterem Fleiß angehalten werden, beispielsweise durch Akazienanbau³⁵. Zur Beförderung der Wirtschaft schlugen sowohl Hoche als auch Gruner den Bau von Kanälen vor, etwa zwischen Ems und Dümmer oder auch zwischen Hunte und Hase. Letztere sollte schiffbar gemacht werden,³⁶ um so die Region als Durchgangsland für den Handel attraktiver zu gestalten. Denkt man aus heutiger Perspektive an den Mittelkanal oder auch den Küstenkanal und nicht zuletzt an die A1, die

Hansalinie, welche die heutigen Kreise Vechta und Cloppenburg in die Transitroute des Fernverkehrs zwischen Nord- und Ostsee einerseits und dem Rheinland andererseits einbezieht, lässt sich ein durchaus visionärer Zug in diesen Überlegungen erkennen. Wenn die Reisenden allerdings die schlechten Wegeverhältnisse monieren, ist dies keineswegs als spezifisches Phänomen des Niederstifts Münster zu werten. Als Beleg sei ein anonymer Artikel im „Braunschweigischen Magazin“ herangezogen, in dem 1793 der desolate Zustand insbesondere der Nebenstraßen beklagt wird und der in der Feststellung gipfelt, dass der Reisende überall in entlegeneren Gegenden „gewiss gar oft, zu seinem größten Missvergnügen ... die Bemerkung gemacht haben [wird], dass man fast zu allen Jahreszeiten nirgends elendere und wirklich gefährlichere Wege antrifft, als in den meisten Dörfern.“³⁷



*Abb. 5: Saterländerinnen
beim Bierkränzchen
Kupferstich von Johann
Georg Penzel, Leipzig 1799
(Titelvignette in Hoches
Reisebuch „Reise durch
Osnabrück und Niedermünster“)*

Die Tatsache, dass das Saterland mit der Soeste über eine lebendige Wasserader als Transportweg verfügte, nahm Hoche zum Anlass,

den Inselcharakter der Saterländer bildlich zu nehmen, indem er diese friesische Sprachinsel selbst per Boot aufsuchte und den Eindruck einer fehlenden Landverbindung erweckte, obgleich man das Saterland selbstverständlich mit Pferd und Wagen oder aber auch zu Fuß erreichen konnte. Letztlich lobt er die Saterländer aber aufgrund ihrer freiheitlichen Auffassung und unterstellt dem geistlichen Landesherrn, er wolle diese Eigenständigkeitsgedanken dadurch einzudämmen versuchen, dass er keine Saterländer als Priester und damit als geistige Führungspersönlichkeiten in ihre Heimat schicke. Ein Blick in die Weihematrikeln besagt aber, dass kaum ein Saterländer die geistliche Laufbahn einschlug und daher „der Seelenhirte ... die Stimme seiner Schafe so wenig kennt, als die Schafe die Stimme des Hirten.“³⁸

Gruner macht für die ungünstigen Strukturen die Tatsache verantwortlich, dass die geistlichen Territorien Wahlmonarchien seien,³⁹ deren Bischof kein bleibendes Interesse an Land und Leuten besitze, da er keine Dynastie auspräge. Dieses Argument ist schon sehr bezeichnend, weil es der Realität kaum Rechnung trug. Zum einen wurden die für die Verwaltung maßgeblichen Domkapitel stets mit jüngeren Söhnen des regionalen Adels besetzt, die natürlich ein – um den Sprachgebrauch Gruners aufzugreifen – bleibendes Interesse an ihrem Hochstift besaßen. Zum anderen waren die meisten geistlichen Territorien im 18. Jahrhundert de facto Sekundogenituren der Wittelsbacher oder auch der Habsburger, so dass ein dynastisches Interesse durchaus vorhanden war. Interessanterweise fehlt in diesem Kontext das durchaus logische Argument der Simonie von Bistümern, wie sie von Clemens August von Wittelsbach (1700-1761), dem Herrn der cinq églises, also dem Oberhaupt von fünf Bistümern, exemplarisch vorgelebt worden war. Dass für einen solchen geistlichen Herrscher das Hochstift Münster nur ein Nebenland war, in dessen Niederstift er sich allenfalls an seinem Jagdschloss Clemenswerth ergötzte, liegt auf der Hand, wurde aber nicht vorgebracht.

4. Religiöses Leben

Ein Schlüsselthema in Reiseberichten, die das heutige Oldenburger Münsterland thematisierten, war die Kritik am dort prägenden religiösen Leben, dessen Praktiken als Bigotterie verspottet wurden.⁴⁰ Wenn die Menschen in die Kirchen strömten und viel beteten, unterstellten



die Reisenden, dass sie dies aus Zwang tun würden bzw. bezeichneten die Gottesdienste als „Rendezvous“⁴¹, also als Treffpunkt für Plaudereien und Börse für Neuigkeiten. Negativ wirkte sich dabei aus, dass insbesondere in dem besonders dicht mit Reiseberichten bestückten Aufklärungszeitalter Katholiken weit weniger reisten als Protestanten und die hier zur Sprache kommenden Eindrücke von Protestanten geschrieben wurden, denen die Bilderverehrung der Katholiken ein besonderer Dorn im Auge war.⁴²

Als auffälliges Kennzeichen dafür, dass er in einem geistlichen Territorium sei, nannte der evangelische Pfarrer Hoche die Kruzifixe und Heiligenbilder am Wegesrand, die Justus Gruner als „hölzerne Götzen“⁴³ abtat. Spöttisch bemerkte Hoche: „... nirgends ist Christus mehr gekreuzigt, nirgends sein Bildnis mehr verstümmelt als hier. Ich habe es oft ohne Beine, ohne Arme, ja ohne Kopf gesehen. Man trägt die Stücke nach Hause und erwärmt sich dabei. Einst sah ich ihn sogar in einem Kasten, in der Form eines Vogelbauers, unter den Zweigen eines Baumes hängen. Aus dem Verfall der Bilder an den Wegen machte ich einen Wechselschluss, entweder die katholische Religion ist hier im Verfall ... oder die Menschen sind so arm, dass sie ihre Heiligen verwittern und verfaulen lassen müssen.“⁴⁴

Schenkt man der bereits erwähnten Entgegnung Joseph Königs Glauben, dann standen damals weniger als zehn Marienbilder im Landkreis Cloppenburg, so dass Hoche wohl Kreuzanlagen gemeint haben muss. Vor allem aber weist König auf den Nutzen hin, den der an solchen Wegekreuzen empfangene Trost für den Einzelnen mit sich bringt. Nach Hoches Eindruck hingegen waren „alle Straßen ... mit Bildern besetzt, und nirgends ist Christus mehr gekreuzigt, nirgends sein Bildnis mehr verstümmelt als hier.“⁴⁵ Verfallene Kreuzanlagen sah er als Ausdruck der aktuellen Morbidität der Kirche.

Schuld an diesem beklagenswerten Zustand seien vor allem die katholischen Geistlichen, über deren Bildung der gelehrte protestantische Pastor Hoche wenig schmeichelhafte Worte fand. Mit einem Seitenhieb auf die scholastische Schule des Thomas von Aquin bezeichnete er sie als „Theologen aus dem 13. Jahrhundert, bei denen man die Politur des 18. Jahrhunderts nicht suchen darf, aber dennoch eine bessere Kultur des Geistes zu fordern berechtigt ist. Sie machen ihre so genannte vierte oder fünfte Schule bald hier, bald dort, erhalten die Priesterweihe, kommen hierher, lesen Messe, beobachten die Zeremonien, und damit



sind sie fertig.“⁴⁶ Der Katholizismus erschien ihm also als eine Ursache für die geistige Armut der Menschen.

Höchster Ausdruck der Nutzlosigkeit waren – ganz im Geist aufklärerischen Gedankenguts – die Mönche und Nonnen in den Klöstern, deren Tagesablauf nach dem Eindruck der Reisenden nur aus frommen Gebeten und Liturgien bestand, die keinen Ertrag brachten.⁴⁷ „Der veraltete Cultus, das Rituale, das Cerimoniel und die Liturgie machen so wenig die Religion aus, als die tausendjährigen Mysterien, die mit dem Geiste der Zeit in Kontrast stehen, und durch keinen Zwang sich Ansehen verschaffen können“⁴⁸, urteilte er schroff. Bei Justus Gruner ging der Ruf nach dem Eingreifen des Staates sogar so weit, dass er die Prüfung der Ordensregeln durch die weltlichen Behörden empfahl.⁴⁹ Dabei wurde die Wichtigkeit der Religion grundsätzlich nicht in Frage gestellt. Gute Religion ließ sich allerdings immer an ihrem Nutzen messen, und den sah beispielsweise Gruner in Christus selbst, nicht aber in seinen Abbildern verwirklicht. Und Hoche berichtet amüsiert von einem Schäfer, den er unerwartet nicht beim Strümpfestricken antraf, worauf er ihn prompt wegen seiner Müßigkeit getadelt, aber nicht bedacht habe, dass Sonntag war.⁵⁰

5. Intentionen

Die Absicht der beiden analysierten Reiseberichte liegt explizit darin, einerseits zu unterhalten, andererseits zu belehren.⁵¹ Gruner sagt dazu expressis verbis: „Reisen wollte ich, nicht nur, um Länder und Städte, sondern Menschen und ihre Verhältnisse zu sehen. Beruhigen wollte ich mich ... an der Beobachtung des menschlichen Fortschreitens, an der Verschiedenheit menschlicher Schicksale – Belehren wollte ich mich ... durch die Verschiedenheit menschlicher Verhältnisse und ihrer Wirkungen. Helfen wollte ich ... durch Teilnahme ... und durch Aufmerksamkeit auf niederdrückende Mängel und Gebrechen ...“⁵²

Letztere zu beseitigen, bedeutete für die Reiseschriftsteller der Aufklärung das Tor zur „Glückseligkeit“ der Untertanen als höchstes Ziel aufzustoßen. Und dies erscheint ihnen in den geistlichen Staaten als ein besonderes Desiderat. Gruner etwa stellt seiner Leserschaft das Hochstift Münster zwar als „die größte Provinz Westfalens – aber bei weitem nicht die glücklichste desselben“⁵³ vor. Daher bleibt ihm, dem „ächten Kosmopoliten ...“, kein anderer Wunsch als die Säkularisation⁵⁴, wäh-

rend Hoche durchaus bewusst war, dass die Bevölkerung selbst zwar auf die Abstellung von inneren Mängeln aus war, die äußere Form ihrer Herrschaftszugehörigkeit jedoch keinesfalls zu beseitigen wünschte.⁵⁵ Aber letztlich reihte auch er sich in den Grundtenor der Reiseschriftsteller der Aufklärung ein, die „ja den Verfechtern der Säkularisation die argumentative Hand boten.“⁵⁶

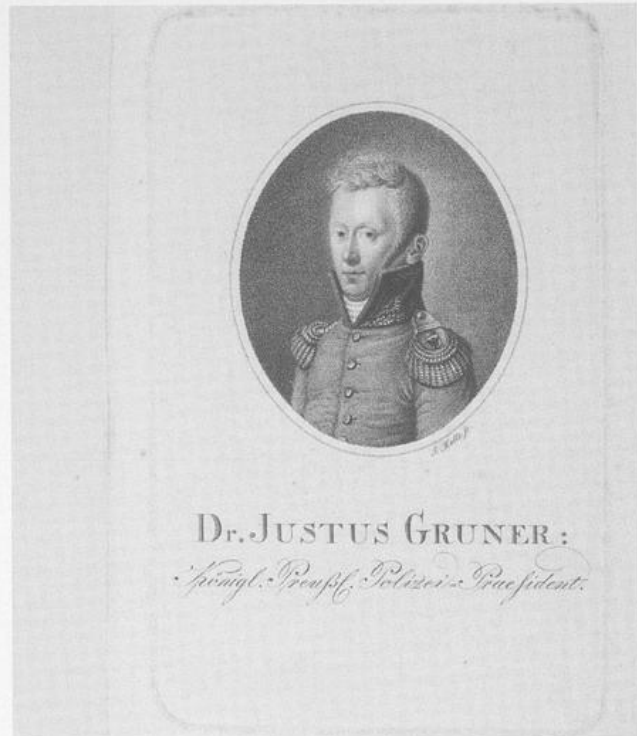
Justus Gruner war also felsenfest davon überzeugt, dass die – wie er sich ausdrückte – „verderbliche geistliche Indolenz“⁵⁷ hierzulande solange nicht zu beheben sei, wie „das Bistum ein Bistum bleibt“. Dieser Passus verrät im Übrigen, dass Gruner mit seinen Aufzeichnungen nicht nur eine literarische Verarbeitung des Gesehenen und eben auch des nicht Gesehenen, aber Gehörten oder besser gesagt Vermuteten beabsichtigte, sondern gleichzeitig auch noch ein anderes Ziel verfolgte. Ein Ziel, das eine schon im Dezember 1801 von ihm publizierte und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gewidmete Denkschrift offenbart. Gruner stellte darin die ökonomische Situation der geistlichen und weltlichen Territorien Westfalens einander gegenüber. Demgegenüber war sein Reisebuch eben nur ein Nebenprodukt. In einem solchen Ranking stand das Niederstift Münster dann am unteren Ende der Skala. Interessanterweise urteilte ein führender aufklärerischer Reisender, der als reisender Franzose in die Annalen der Geschichte eingegangene Johann Kaspar Riesbeck, über die Situation der Führungsspitze des Hochstifts Münster 1800, sie sei „ohne Vergleich die aufgeklärteste und tätigste unter allen geistlichen Regierungen Deutschlands“⁵⁸, in der „die ausgesuchtesten Männer“ die Regierung bildeten, was zweifellos ein Kompliment an den Minister Franz Freiherr von Fürstenberg war.

Wenn Gruners Roman als „typisch westfälisches Beispiel moderner ökonomiepolitischer Aufklärungsliteratur“⁵⁹ eingeordnet wird, entspricht dies nur dieser Intention, deren Maxime sich am treffendsten mit dem Begriff Fortschritt kennzeichnen lässt.⁶⁰

In seiner Selbstwahrnehmung war Gruner zwar ein „gelehrter Fußreisender“, dessen Protagonist gerade durch die vier Monate dauernde Reise „vom Jüngling zum Manne“ geworden war.⁶¹ Sein Buch enthält also einen typischen Zug des bildungsbeflissenen Bürgertums seiner Epoche, einen bürgerlichen Selbsterfahrungstrip. In Wahrheit suchte er aber gemäß dem Motto, „Wes' Brot ich ess', dess' Lied ich sing“ sich dem neuen Landesherrn anzudienen, wovon seine Widmung an



die Königin Luise von Preußen Zeugnis ablegt. Dass der Band „der allverehrten Landesmutter und huldreichsten Beförderin des Wahren, Guten und Schönen“, dediziert ist, stellt also mehr als eine Reminiszenz an Frauen als Leserinnen dar.⁶² Justus Gruner macht dann auch aus seiner Bewunderung für das Preußen Friedrichs des Großen keinen Hehl und mutmaßt über die Situation Deutschlands, „wenn alle einzelnen Staaten von diesem Gemeingeist beseelt würden.“⁶³



*Abb. 6: Porträt von Justus Gruner (1777 - 1820)
(Westfälisches Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte Münster)*

Trotz seiner Abgelegenheit kam für ihn das Herzogtum Oldenburg diesem Idealbild besonders nahe, weil dort Bildung und Humanität vorherrschten, der Hof ohne Prunk repräsentierte und die Behörden effektiv arbeiteten.⁶⁴ Noch besser gefiel ihm die Grafschaft Ravensberg, weil sie bereits seit beinahe zwei Jahrhunderten (1609) „unter Preußens glücklichem Szepter ... das ruhige Glück“⁶⁵ genieße. Dieser Preußen-Patriotismus Gruners passt im Übrigen nicht zu seinem zur Schau gestellten Kosmopolitismus und der in seiner „Vorerinnerung, also dem Vorwort, gegebenen Versicherung, sein Werk sei „weder durch Einseitigkeit, noch durch Parteilichkeit getrübt.“⁶⁶

Politische Intentionen bleiben im Übrigen auch bei Hoche nicht außen vor. Er spottete beispielsweise, dass ihm die Kapuzinermönche von Clemenswerth bei der Besichtigung des Jagdschlusses sehr verhalten

begegnet seien und ihn und seine Reisebegleiter „für preußische Kundschafter des Landes – von welchem sie manches fürchten mochten“⁶⁷, gehalten hätten. Dass das kein Hirngespinnst hinterwäldlerischer Verschwörungstheorie war, beweist Gruners ja letztlich erfolgreiches karriereorientiertes Verhalten.

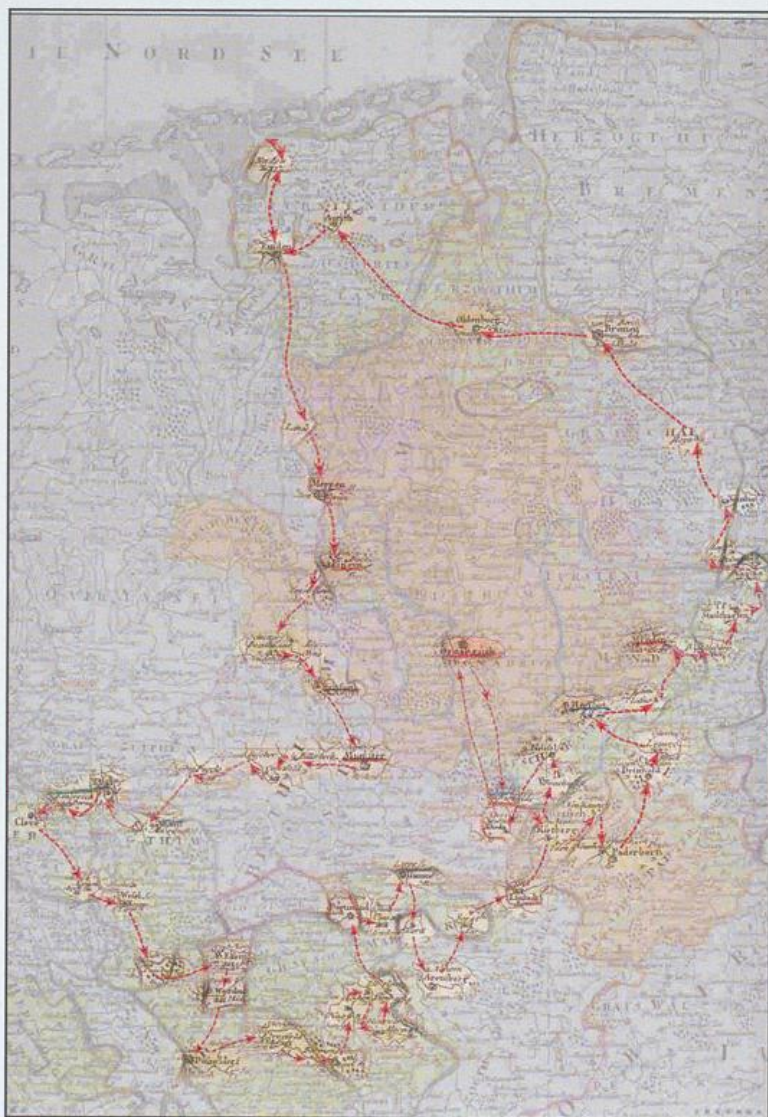


Abb. 7: Reiseroute des Justus Gruner, die Südoldenburg gar nicht berührte. Entnommen aus: „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“, S. 44

Bei aller Parteinahme für die Vernunft und Wahrhaftigkeit als Maximen spielen die Reiseschriftsteller mit den in den Köpfen ihrer Leser verankerten Klischees, die ja bekanntlich ohnehin langlebiger sind, als die Wahrheit, wozu der Topos von der grundsätzlichen Rückständigkeit der geistlichen vor den weltlichen Staaten gehört. Des Weiteren begründet Johann Gottfried Hoche den Anlass seiner Reise damit, er habe „vor mehrern Jahren ... von einem Völkchen im nördlichen West-

falen gehört, von welchem ein Reisender sonderbare Dinge erzählte.“⁶⁸ Gemeint sind die Saterfriesen, deren wirtschaftliche und kulturelle Abgeschiedenheit dann eben auch deshalb so übertrieben betont wird, um der Legende neue Nahrung zu verschaffen, indem sie als Wilde gekennzeichnet werden, die in Deutschland einen ähnlichen Status besäßen wie für den römischen Schriftsteller Tacitus die Germanen.

Zu Recht muss zudem die Tendenz der Pauschalisierung von Aussagen kritisiert werden. Natürlich kann man nicht erwarten, dass ein Reisender aufgrund der zwangsläufigen Kürze seiner Aufenthalte den Einheimischen gleichkommende Kenntnisse von Land und Leuten vorweist. Aber die Reiserouten sprechen durchaus Bände hinsichtlich dessen, was wirklich von den Verfassern in Augenschein genommen wurde und was der mündlichen Tradition, der Presse oder der Literatur, so etwa auch anderen Reisebeschreibungen, entnommen wurde. Hoche beispielsweise startete bei Freunden in Haldem in den Stenweder Bergen und gewann auf seiner Reiseroute über Damme, Holdorf, Quakenbrück, Essen, Hemmelte, Molbergen, Dwertge und Markhausen nach Ellerbrock und dann weiter in das Saterland zwangsläufig schon deshalb ein unvollständiges Bild, weil er mit dem heutigen Südkreis Vechta und dem Heidegebiet um Molbergen die ärmsten Regionen des Niederstifts durchschritt. Weil auch noch um 1800 trotz der stärkeren Ausrichtung auf die Natur der „soziale Raum, in dem sich die Reisenden bewegten, ... die Stadt“⁶⁹ geblieben war, bewunderte Hoche in Quakenbrück „eine gewisse Eleganz“⁷⁰ im Hausbau, die er natürlich im heutigen Süddoldenburg nicht fand. Einmal weil dort ja kaum Städte zu finden waren, vor allem aber weil er die beiden Drostensitze Vechta und Cloppenburg oder die alte Hansestadt Friesoythe überhaupt nicht in Augenschein nahm.

Gruners Reiseroute berührte das heutige Süddoldenburg überhaupt nicht.⁷¹ Seine Kenntnisse des Niederstifts gewann er allein dadurch, dass er von Ostfriesland kommend Ems aufwärts zog und die Stadt Meppen besuchte. Außerdem hatte er in einer Buchhandlung in Emden Hoches Reisebuch ausfindig gemacht ...⁷²

Das Textgenre der Reiseberichte möchte im Übrigen – was von den Historikern häufig verkannt wird – nicht allein die Realität widerspiegeln. Dies sei zur Ehrenrettung Gruners und Hoches angefügt. Es will vielmehr als Roman zugleich ein Produkt literarischer Fiktion sein. Dies wird exemplarisch bei Hoche deutlich, der als Belege für seine



Reiseschilderungen neben Gesprächen mit Einheimischen „meine Einbildungskraft“⁷³ anführt. Noch stärker bewegt sich Gruner auf die fiktionale Ebene, wenn er nicht aus der Ich-Perspektive erzählt, sondern in die Rolle eines fiktiven Reisenden namens Ludwig schlüpft.⁷⁴

Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die untersuchten Reiseberichte zum einen durchdrungen vom Geist der Aufklärung und der Französischen Revolution manche Missstände zu Recht anprangerten. Dabei sprechen sie allerdings die Sprache missionarischer Aufklärer, die zwar die Ignoranz, Intoleranz und Indolenz insbesondere in den geistlichen Territorien beklagen, dabei aber gleichfalls Intoleranz und Überheblichkeit an den Tag legen, indem sie an einem Ort gemachte Beobachtungen generalisieren, pauschalisieren und übertreiben. Kurz gesagt, man darf keineswegs, das hat die Analyse am Beispiel des Niederstifts Münster gezeigt, alles für bare Münze nehmen, was die Reisenden schreiben. Wie bei allen Menschen schwingen bei ihnen Sympathien und Antipathien, Vorlieben und Vorurteile stets mit. So beispielsweise der nicht zuletzt durch die weitaus größere Anzahl der Feiertage bedingte Topos der katholischen Lethargie gegenüber dem protestantischen Arbeitsethos.

Zum anderen wird aber vor allem deutlich, dass es sich nur äußerlich um Reiseerlebnisse handelt, die Werke aber im Grunde ganz klar den Charakter politischer Streitschriften in sich tragen, ihr Ziel und Zweck war nämlich die Rechtfertigung des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 und der darauf folgenden Säkularisation mit vordergründig positiv konnotierten und deshalb kaum hinterfragten Schlagworten wie Modernisierung, Effizienz und Fortschritt. Dass diese Slogans nicht historisch-kritisch zu hinterfragen sind, ist ein bis heute weit verbreiteter Glaube, und das, obgleich die Dialektik der Aufklärung durchaus ein akzeptierter Topos der Intellektuellen ist. Immerhin wird mittlerweile schon häufig wesentlich differenzierter geurteilt, wenn das System Preußens nicht mehr einseitig nur glorifiziert und Elemente der Modernisierung in geistlichen Staaten nicht mehr unbeachtet bleiben. Das Hochstift Münster mit seinem reformorientierten Minister und Generalvikar Franz von Fürstenberg kann hier ja auch als Paradebeispiel dienen, wenn es um die Bekämpfung der Rückständigkeitsthese geht. Hinzu kommen die konfessionellen Vorurteile ihrer Verfasser,



die als Protestanten, zum Teil ja auch wie etwa Hoche evangelische Theologen, den antikatholischen und antirömischen Affekt ihrer Glaubensgenossen transportierten. Dass diese Dimension in der bisherigen Forschung keine Beachtung gefunden oder wenn dann verharmlosend artikuliert wurde, wirft schon ein bezeichnendes Licht auf die Kontinuitätslinien borussischer Historiographie des 19. Jahrhunderts. Durch den Mythos der Stein-Hardenbergschen Reformen und vor allem von 1813 und 1871 überhöht, hat sie den Blickwinkel über das offizielle Ende des preußischen Staates 1947 bis in unsere Generation gefunden, wofür der Titel der erwähnten Münsteraner Säkularisationsausstellung von 2003 ja exemplarisch steht. Allein vom Zerbrechen der Fesseln des Schlendrians zu sprechen, mag ja provokant klingen, prolongiert aber in der populärgeschichtlichen Wahrnehmung bloß die alten Klischees. Der Definition von Geschichte als Wissenschaft wie Leopold von Ranke sie gab, dass sie nämlich „bloß zeigen [will], wie es eigentlich gewesen“⁷⁵ ist, trägt dies keinerlei Rechnung. Die hier näher in den Blick genommene Reiseliteratur der Aufklärungszeit bietet dafür den Beweis. Denn wenn Johann Gottfried Hoche auf den Hinweis eines einheimischen Cicerone im Saterland auf dessen landschaftliche Reize mit dem Kommentar reagierte „was er fand, konnten wir nicht finden, denn es war nicht unser Vaterland“⁷⁶, ist dies schon bezeichnend für den fehlenden Willen aufklärerischer Kosmopoliten Fremdes zu akzeptieren. Und wenn die heutige Forschung in Bezug auf Voltaires eingangs zitiertes Urteil über Westfalen von einer „wohl erfundenen Anekdote“⁷⁷ spricht, wirft dies ein mehr als deutliches Licht auf die Authentizität aufgrund ihrer Originalität gern kolportierter Reiseeindrücke.

Anmerkungen:

- ¹ Überarbeitete Fassung eines im Rahmen einer Ringvorlesung der Abteilung Kulturgeschichte und vergleichende Landesforschung der Universität Vechta am 7.12.2010 gehaltenen Vortrags.
- ² Voltaire, *Candide oder der Glaube an die beste der Welten*, zit. nach: Ders., *Sämtliche Romane und Erzählungen*, München o.J. (1969), S. 176-287, hier S. 176.
- ³ So Wilfried Reininghaus, *Reisende in Westfalen – Westfalen auf Reisen*, in: Gisela Weiß/Gerd Dethlefs (Hrsg.), *„Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“*. Westfalens Aufbruch in die Moderne, Münster 2002, S. 110-121, hier S. 110.
- ⁴ Vgl. J[ohann] G[ottfried] Hoche, *Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Groeningen*, Bremen 1800 (ND Leer 1977), S. 96f.
- ⁵ Vgl. dazu bisher Wilfried Reininghaus, *Reisende in Westfalen – Westfalen auf Reisen*, in: *„Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“* (wie Anm. 3), S. 110-121; Friedrich Keine-



- mann, Zeitgenössische Ansichten über die Entwicklung von Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur in den westfälischen Territorien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 120 (1970), S. 399-454; Cornelius Neutsch, Reisen um 1800. Reiseliteratur über Rheinland und Westfalen als Quelle einer sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Reiseforschung, St. Katharinen 1990. Vgl. auch Gerhard Kaldewei, „On the road“ – Zur Kulturgeschichte des Reisens im Nordwesten, in: Oldenburger Jahrbuch, Bd. 98 (1998), S. 1-22; u. Michael Hirschfeld, Das Oldenburger Münsterland in alten Reiseberichten, in: Volkstum und Landschaft v. 29.10.2009, S. 2-10.
- ⁶ Vgl. Alwin Hanschmidt, Die Säkularisation von 1803 nach 200 Jahren. Eine Umschau in der Literatur zu einem „Mega-Ereignis“ historischen Gedenkens, in: Historisches Jahrbuch, Bd. 129 (2009), S. 387-459.
- ⁷ Vgl. Herbert und Inge Schwarzwälder (Hrsg.), Reisen und Reisende in Nordwestdeutschland. Beschreibungen, Tagebücher und Briefe, Itinerare und Kostenrechnungen, Bd. 1: bis 1620, Hildesheim 1987.
- ⁸ Vgl. Herbert Schwarzwälder (Hrsg.), Bremen in alten Reisebeschreibungen. Briefe und Berichte von Reisenden zu Bremen und Umgebung (1581-1847), Bremen 2007.
- ⁹ Vgl. Ulf-K. Wulkotte, Das Emsland in alten Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts, Sögel 1978.
- ¹⁰ Vgl. Gerd Dethlefs/Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), Auf kritischer Wallfahrt zwischen Rhein und Weser. Justus Gruners Schriften in den Umbruchjahren 1801-1803, Köln u.a. 2009. Darin abgedruckt: Justus Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, 2 Bde., Frankfurt/M. 1802 u. 1803, hier S. 117-432.
- ¹¹ Vgl. dort Wilfried Reininghaus/Gisela Weiß, Eine Reise in die Moderne, in: „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“ (wie Anm. 3), S. 45-48.
- ¹² Hermann Lübbling, Stadt und Land Oldenburg im Spiegelbild von älteren Reiseberichten. Ein Beitrag zur nordwestdeutschen Kulturgeschichte, in: Oldenburger Jahrbuch, Bd. 51 (1951), S. 5-37, hier S. 35. Lübbling bezog sich dabei auf Justus Gruner.
- ¹³ Die Antworten auf Gruners Roman aus dem „Westfälischen Anzeiger“ sind bei Dethlefs/Kloosterhuis, Auf kritischer Wallfahrt (wie Anm. 10), S. 433-481, abgedruckt und ediert.
- ¹⁴ Anmerkung [des Redakteurs A. Mallinckrodt], in: Westfälischer Anzeiger Nr. 19 v 8.3.1803, abgedruckt bei Dethlefs/Kloosterhuis, Auf kritischer Wallfahrt (wie Anm. 10), S. 457.
- ¹⁵ Zu König (1764-1822) vgl. jetzt Dorothee Peus. Die Arzt- und Apothekerfamilie König, in: Maria Anna Zumholz/Michael Hirschfeld/Klaus Deux (Hrsg.), Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburg Stadtgeschichte, Münster 2011, S. 311-320.
- ¹⁶ Dr. Heinrich Ottenjanns Museumsgründung basierte u.a. auch auf dem Grundstock der Sammlung eines Enkels von Joseph König, des Löninger Apothekers Bernhard König. Außerdem verfasste er eine Familiengeschichte. Vgl. Heinrich Ottenjann, Aus Cloppenburgs vergangenen Tagen. Die Geschichte einer alten Cloppenburg Familie [König], Cloppenburg 1928.
- ¹⁷ Vgl. Dr. [Heinrich] Ottenjann-Cloppenburg, König contra Hoche, in: Heimatblätter der Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta, 18. Jg. 1936, S. 32 u. 34-38. Den Hinweis auf diesen versteckten Aufsatz verdanke ich Officialatsarchivar Peter Sieve M.A., Vechta.
- ¹⁸ Joachim Heinrich Campe, Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben, Braunschweig 1790, S. 71. Vgl. auch Karin Hlavin-Schulze, „Man reist ja nicht, um anzukommen“. Reisen als kulturelle Praxis, Frankfurt/M./New York 1998, S. 58f.
- ¹⁹ Vgl. Hlavin-Schulze (wie Anm. 18), S. 40.
- ²⁰ Reininghaus, Reisende in Westfalen – Westfalen auf Reisen (wie Anm. 3), S. 110.
- ²¹ Gerd Dethlefs/Jürgen Kloosterhuis, Einleitung, in: Auf kritischer Wallfahrt (wie Anm. 10), S. XI.



- ²² Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 14.
- ²³ Ebd., S. 107.
- ²⁴ Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil II, S. 172.
- ²⁵ Vgl. dazu jetzt Alwin Hanschmidt, Für „Glückseligkeit“ und gegen „Regierungsstürmerey“. Ziele und Grundzüge der „Bildung des Volkes“ bei Franz von Fürstenberg, in: Thomas Flammer u.a. (Hrsg.), Franz von Fürstenberg (1729-1810). Aufklärer und Reformier im Fürstbistum Münster, Münster 2012, S. 19-41.
- ²⁶ Vgl. dazu Werner Freitag, Das Fürstbistum Münster in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Handlungsfelder Katholischer Aufklärung, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte, Bd. 139/140 (2003/2004), S. 27-45.
- ²⁷ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 33.
- ²⁸ Zu diesem geistigen Horizont vgl. inzwischen Bertram Haller, Buchmarkt und Lesekultur in Münster zur Zeit Fürstenbergs, in: Flammer u.a. (Hrsg.), Franz von Fürstenberg (wie Anm. 25), S. 81-106.
- ²⁹ Vgl. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 13.
- ³⁰ Ebd., S. 101.
- ³¹ Ebd., S. 90.
- ³² Ebd., S. 49.
- ³³ Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 104, der dort die Variante wählt: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen.“
- ³⁴ Vgl. Gerd Dethlefs, Das Malta des Nordens. Zur Kirchengeschichte des Niederstifts Münster zwischen 1650 und 1802, in: Michael Hirschfeld (Hrsg.), Region und religiöse Identität. Das Oldenburger Münsterland als konfessioneller Erinnerungsort, Cloppenburg 2008, S. 34-54.
- ³⁵ Vgl. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 103.
- ³⁶ Vgl. ebd., S. 47.
- ³⁷ N.N., Über die schlechten Wege in manchen Dörfern, in: Braunschweigisches Magazin 1793, Sp. 321-323, zit. nach Reinhard Oberschelp (Hrsg.), Niedersächsische Texte 1756-1820, Hildesheim 1983, S. 89-93, hier S. 89.
- ³⁸ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 179.
- ³⁹ Vgl. Dethlefs/Kloosterhuis, Einleitung (wie Anm. 21), S. XX.
- ⁴⁰ Vgl. Cornelius Neutsch, Religiöses Leben im Spiegel von Reiseliteratur. Dokumente und Interpretationen über Rheinland und Westfalen um 1800, Köln/Wien 1986. Hier zum Hochstift Münster, S. 31-40.
- ⁴¹ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 110.
- ⁴² Vgl. Michael Maurer, Reisen interdisziplinär – Ein Forschungsbericht in kulturgeschichtlicher Perspektive, in: Ders. (Hrsg.), Neue Impulse der Reiseforschung, Berlin 1999, S. 287-410, hier S. 353.
- ⁴³ Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 88.
- ⁴⁴ Hoche, zit. nach Wulkotte, Das Emsland in alten Reiseberichten (wie Anm. 9), S. 94.
- ⁴⁵ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 116.
- ⁴⁶ Ebd., S. 109.
- ⁴⁷ Vgl. ebd., S. 112.
- ⁴⁸ Ebd., S. 405.
- ⁴⁹ Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil II, S. 126.
- ⁵⁰ Vgl. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 104.
- ⁵¹ Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 3.
- ⁵² Ebd., S. 13.
- ⁵³ Ebd., Teil II, S. 130.



- ⁵⁴ Ebd., Teil I, S. 113f.
- ⁵⁵ Vgl. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 53.
- ⁵⁶ Freitag, Das Fürstbistum Münster in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (wie Anm. 26), S. 45.
- ⁵⁷ Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 3f. Hier auch das folg. Zit.
- ⁵⁸ [Johann Kaspar Riesbeck], Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris, 2. Bd., 2., beträchtlich verbesserte Ausgabe, Zürich 1784, S. 331.
- ⁵⁹ So Dethlefs/Kloosterhuis, Einleitung (wie Anm. 21), S. XLI.
- ⁶⁰ Vgl. Hans Erich Bödeker, Reisebeschreibungen im historischen Diskurs der Aufklärung, in: Ders. u.a. (Hrsg.), Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert, Göttingen 1986, S. 276-298, hier S. 297.
- ⁶¹ So Wilfried Reininghaus/Gisela Weiß, Eine Reise in die Moderne, in: „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“ (wie Anm. 3), S. 45.
- ⁶² So die einzige Erklärung bei Dethlefs/Kloosterhuis, Einleitung (wie Anm. 21), S. XXII.
- ⁶³ Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 150.
- ⁶⁴ Vgl. ebd., S. 236.
- ⁶⁵ Ebd., Teil II, S. 489.
- ⁶⁶ Vgl. ebd., Teil I, S. 8.
- ⁶⁷ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 448.
- ⁶⁸ Ebd., S. 4.
- ⁶⁹ Bödeker, Reisebeschreibungen im historischen Diskurs der Aufklärung (wie Anm. 60), S. 285.
- ⁷⁰ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 44.
- ⁷¹ Vgl. die Routenzeichnung, in: „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“, S. 44. Ebd. auch Reininghaus/Weiß, Eine Reise in die Moderne (wie Anm. 61), S. 45-48.
- ⁷² Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil II, S. 295.
- ⁷³ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 5.
- ⁷⁴ Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 136 u. 138.
- ⁷⁵ Leopold von Ranke, Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494-1514, Leipzig u. Berlin 1824, S. VII.
- ⁷⁶ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 131f.
- ⁷⁷ Alfred Heggen, Voltaires Urteil über Westfalen, in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 140 (1990), S. 279-285, hier S. 282.



Geschichte des Alexanderstifts zu Wildeshausen¹

Der Name Wildeshausen deutet auf einen Ortsgründer Wigald oder Wigwalt im 8. Jahrhundert hin. Dieser dürfte dem Sippenkreis des Sachsen-„Herzogs“ Widukind zuzurechnen sein. Bei der ersten schriftlichen Nennung in der „Translatio Sancti Alexandri“ (Übertragung des Hl. Alexander) von 850/51 befand sich Wildeshausen in der Hand von Widukinds Enkel Waltbert, der Graf im Lerigau war. Waltbert brachte damals die Gebeine des Hl. Alexander von Rom an die Hunte und schenkte sie seiner dortigen Kirche, die sich daraufhin, wenn auch nur vorübergehend, zu einer bedeutenden Wallfahrtsstätte entwickelte. Der Siedlungsplatz Wildeshausen verdankt seine Bedeutung vor allem dem wichtigen Hunteübergang der hier durchführenden Handelsstraße, der im Spätmittelalter so genannten Flämischen Straße, und den sie kreuzenden anderen Straßen.

872 schenkten Waltbert und seine Frau Alburg dem Alexanderstift ihr Erbgut im Lerigau mit dem Dorf („villa“) Wildeshausen und einem Herrenhof. Diese „casa dominicata“ lag als Zentrum eines Fronhofsverbandes vermutlich im Stiftsbereich auf dem linken Hunteufer und könnte ein Vorläufer des im 13. Jahrhundert im Besitz der Grafen von Oldenburg-Bruchhauen bezugten „mächtigen Hofes“ („curia maior“) auf dem rechten Hunteufer gewesen sein. Außer dem Besitz in und um Wildeshausen, der als Sondergut des Rektors galt, übertrug das Stifterpaar den Brüdern des Stifts umfangreichen Streubesitz in der näheren und weiteren Umgebung von Wildeshausen, der später zur Ausstattung des Propstes gehörte.

Waltberts Herrschaft in und um Wildeshausen gründete sich auf Eigengut der Widukind-Sippe. 872 wurde das von dem Stifterehepaar Waltbert und Alburg erbaute zweite Wildeshauser Gotteshaus des Hl. Alexander geweiht. Die vermutlich ebenso wie ihre Vorgängerin aus Holz erbaute Kirche war nunmehr die Kirche des zwischen 851

und 871 gegründeten Kollegiatstifts. Waltberts Nachkommen, von denen immer einer Rektor des Stifts war, blieben bis 980 die Besitzer. Spätere Besitzungen bzw. Einkünfte reichten bis Steinkimmen im Kirchspiel Ganderkesee, Glüsing bei Berne im Stedingerland und in das Gebiet um Barnstorf. Weiter abgelegene Besitztümer im Raum Oldenburg (die Haarenmühle in der Stadt Oldenburg war bis zum 16. Jahrhundert Lehen des Wildeshäuser Propstes), im Ammerland, in den Ämtern Vechta, Cloppenburg und Friesoythe und anderswo, stieß das Stift im 13./14. Jahrhundert zum Teil ab. Die Besitzungen, die zu der bereits im Spätmittelalter aufgelösten Villikation der „curia maior“ bei Wildeshausen gehörten, befanden sich noch im 16. Jahrhundert größtenteils in der Verfügungsgewalt der Propstei. Viele Besitzungen waren von den Grafen von Oldenburg-Wildeshausen, -Alt- und -Neubruchhausen dem Stift entfremdet worden und nur z.T. zurückgelangt. Noch im 16. Jahrhundert und später hatte die Propstei Einkünfte und Berechtigungen in zahlreichen Orten der näheren und weiteren Umgebung der Stadt Wildeshausen.



Abb. 1: Der Remter in Wildeshausen, Blick von Westen

Das Stiftskapitel erwarb, vor allem im 13. und 14. Jahrhundert, Zehntberechtigungen in einer großen Zahl von Orten, darunter allein etwa zehn in den heutigen Gemeinden Harpstedt und Colnrade. Die Be-

sitzgeschichte des Wildeshauser Alexanderstifts ist für das Mittelalter durch die 1933 erschienene Dissertation von Johannes Göken (s. Literaturverzeichnis) gut erforscht. Für die Zeit vom 17. Jahrhundert an fehlt eine entsprechende Darstellung. Archivalien dazu sind im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Oldenburg zur Genüge vorhanden und warten auf ihre Auswertung.

Das Stift ist ein Kollegium von kanonisch – nach einer Kanonikerregel – lebenden Klerikern, Weltgeistlichen ohne Gelübde, die gemeinsam den Chordienst (Gottesdienst mit Chorgebet) an einer Kirche versehen. Es ist eine geistliche Körperschaft mit einem eigenen Stiftungsvermögen. Ein Teil dieses ursprünglich einheitlichen Vermögens war jedoch schon bis zum 11. Jahrhundert auf die einzelnen Mitglieder in Form von Präbenden (Pfründen) aufgeteilt worden. Im Rahmen einer gemäßigt-asketischen Lebensform war u.a. Privatbesitz zugelassen. An der Spitze des Kollegiatstiftes steht der Propst, der vor allem für die Verwaltung der Stiftsgüter zuständig ist. Dem Dekan steht die Aufsicht im Innern, insbesondere über den Gottesdienst, und die innere Strafgewalt über die Kanoniker (Stiftsherren) und das Stiftspersonal zu. Mit dem Selbstversammlungsrecht (im Stiftskapitel), dem Recht, sich selbst Statuten zu geben, und dem Selbstergänzungsrecht, der Urkunds- und Siegelfähigkeit besaß das Stift einen hohen Grad von Selbstständigkeit. Die Verpflichtung der Kanoniker zur „vita communis“, dem – sich aber weitgehend auf den Gottesdienst und das Stundengebet beschränkenden – gemeinschaftlichen Leben im Stift, wird bereits seit dem 10. Jahrhundert durchlöchert und trotz mehrerer Reformversuche allmählich abgebaut. Neben Kanonikerstiften gab es auch Kanonissenstifte.

872 war ein wichtiges Epochenjahr in der Geschichte Wildeshausens. Mit der Vollendung der neuen Stiftskirche, mit der großzügigen Ausstattung des Stifts mit Grundbesitz und Einkünften und mit der Bindung des Rektorats an ein Familienmitglied hatte Walbert die Weichen für die weitere gedeihliche Entwicklung von Stift und Ort Wildeshausen gestellt. Letzter Rektor des Stifts aus der Familie Walberts und damit Herr über Wildeshausen dürfte Liudolf gewesen sein. Er war seit Ende 967 oder Anfang 968 Bischof von Osnabrück und von 952 bis 967 Kanzler Kaiser Ottos I. (des Großen).

980 schenkte Kaiser Otto II. seinem Hauskloster Memleben an der Unstruth (südwestlich von Halle/Saale) Besitzungen im Lerigau und



im Dersigau, die er von dem verstorbenen Osnabrücker Bischof Liudolf erworben hatte. Dazu gehörte auch Wildeshausen mit dem Alexanderstift. Diese Schenkung ist aber offensichtlich nicht realisiert worden. Wildeshausen ist entweder im Besitz der Ottonen verblieben oder nach kurzer Zeit an diese zurückgefallen. Im März 988 hielt sich der damals erst achtjährige König Otto III. mit seiner Mutter, der Kaiserin Theophanu, mindestens fünf Tage in Wildeshausen auf und stellte hier drei Urkunden aus.



Abb. 2: Chor der Alexanderkirche und Remter, Blick von Osten

Etwa aus dieser Zeit, jedenfalls aus dem Ende des 10. oder Beginn des 11. Jahrhunderts stammt das älteste erhaltene Gebäude Wildeshausens, das Kapitelhaus oder der Remter (von Refektorium = Speisesaal). Das südlich der Kirche gelegene langgestreckte Gebäude wurde aus Granitfindlingen, wie es sie in der Umgebung massenhaft gibt, errichtet und weist mächtige, fast 1 m dicke Außenmauern auf.

In der Urkunde von 980 war erstmals von einem Vogt gesprochen worden. Vögte waren adlige Schutz- und Gerichtsherren für den Bereich einer kirchlichen Einrichtung. Jede Kirche musste (mindestens) einen (weltlichen) Vogt haben. Bei den adligen Eigenklöstern blieb

die Vogtei in der Hand der Stifterfamilie, und so darf man vermuten, dass auch schon Waltberts Nachkommen das Wildeshauser Vogteiamt ausgeübt haben. Später ist die Herrschaft über das Stift Wildeshausen an die Billunger und von diesen an Lothar von Süpplingenburg, Herzog von Sachsen und seit 1125 römischer Kaiser, gekommen. Dabei ist an eine Abstammung und einen damit verbundenen erbrechtlichen Übergang zu denken. Noch 1215 sprach Heinrichs des Löwen Sohn Pfalzgraf Heinrich davon, dass seine Vorfahren das Stift Wildeshausen gegründet und mit ihren Gütern ausgestattet hätten.

1135 bestätigte Lothar III. den Ministerialen (also den adligen Dienstmannen) seines Stifts Wildeshausen das Recht, welches sie seit alters zur Zeit des Billunger-Herzogs Magnus genossen hatten. Außerdem setzte er unter Zustimmung des Stiftsvogtes Egilmar – es war Graf Egilmar II. von Oldenburg – fest, dass die Ministerialen von der Gerichtsbarkeit der Vogtei gänzlich befreit sein sollten. Das Alexanderstift erscheint in voller Blüte, werden doch neben dem Propst und dem Dekan (der hier erstmals vorkommt) weitere acht Stiftsherren (Kanoniker) namentlich aufgeführt, von denen einer das Amt des Scholasters bekleidete.

Der Kaiser, der zugleich auch Herzog von Sachsen war, spricht hier von seiner Propstei (bzw. Kirche). Dabei handelt es sich nicht etwa um Reichsgut, sondern mit hoher Wahrscheinlichkeit um Hausgut des Süpplingenburgers. Dieses hatte er – wohl mit dem Herzogsamt – von den 1106 ausgestorbenen Billungern übernommen und vererbte es dann an die Welfen weiter. Das alte Rektorat der Stifterfamilie in Wildeshausen war inzwischen in ein geistliches Amt, die Propstei, und ein weltliches, die Vogtei, zerfallen.

Mit dem Stiftsvogt begegnet uns erstmals ein Mitglied des Oldenburger Grafenhauses in einem unmittelbaren Bezug zu Wildeshausen. Im Schatten der Billunger hatten sich hier die Egilmaringe etabliert, die sich später (1149) nach ihrer Stammburg Grafen von Oldenburg nennen sollten. Ihre Vogteigerechtsame über die Propstei des Alexanderstifts konnten sie allmählich zu einer tatsächlichen Herrschaft über den Raum Wildeshausen ausbauen und verfestigten. Durch den Sturz Heinrichs des Löwen 1180 und das damit verbundene Ende des sächsischen „Stammesherzogtums“ war ein Machtvakuum eingetreten, das die Wildeshauser Grafen ebenso wie ihre Oldenburger Vettern für den Ausbau ihrer Herrschaft auszunutzen verstanden.



1184 schenkte Bischof Arnold von Osnabrück den Stiftsherren den Zehnten des Dorfes Wildeshausen, den sie schon lange inne hatten. Besaßen ihn bislang Propst und Kapitel gemeinsam, so bildete er nunmehr den Grundstock eines eigenen, nicht der Gewalt des Vogtes unterliegenden Vermögens des vom Dekan geleiteten Stiftskapitels. Der Zehnte stellte eine wichtige Einnahmequelle im Bereich der nachmaligen Stadt dar.

Die Seelsorge in dem Kirchspiel bzw. in der Pfarrei Wildeshausen oblag den Kanonikern des Stiftskapitels unter Aufsicht des Dekans. Seit 1312 wurde das Pfarramt jeweils von dem ständigen Vikar am Hauptaltar in der Stiftskirche ausgeübt. Ende des 12. Jahrhunderts wurde die vermutlich hölzerne Kirche des Grafen Waltbert durch einen Neubau ersetzt und dabei der sächsische Grundriss des Osnabrücker Doms für die neue Stiftskirche in Wildeshausen übernommen. Man hat sich diese dritte Wildeshäuser Kirche als romanische Basilika mit zwei Türmen vorzustellen.

1219 trat der Welfe Pfalzgraf Heinrich die Propstei Wildeshausen an die Bremer Kirche ab, erhielt sie jedoch auf Lebenszeit als Lehen zurück. Mit dem Tod des Pfalzgrafen und Sachsenherzogs im Jahre 1227 fiel die Propstei endgültig an Bremen. Mit ihr ging vermutlich auch die Lehnshoheit über die Vogtei an den Erzbischof von Bremen über. Mit der Propstei war das Patronat, also das Recht, den jeweiligen Propst vorzuschlagen, verbunden. 1231 ordnete der Bremer Erzbischof an, dass der Wildeshäuser Propst stets aus den Mitgliedern des Bremer Domkapitels genommen werden sollte. Damit wurde eine auf Jahrhunderte hinaus gültig bleibende Verbindung zwischen dem Bremer Domkapitel und dem Propst des Alexanderstifts in Wildeshausen geschaffen und die Wahlmöglichkeit des Stiftskapitels erheblich eingeschränkt.

Mit der Wildeshäuser Propstei war nach Ansicht des Bremer Erzbischofs (1236) auch die Oberhoheit über den Grund und Boden, auf dem die Stadt Wildeshausen stand, dem Hochstift Bremen übertragen worden. Der eigentliche Grundherr, wenn auch meist nicht mehr Grundbesitzer, war allerdings auch weiterhin der Propst des Alexanderstifts. Noch im 15. Jahrhundert ging von diesem eine beträchtliche Zahl von Bürgerhäusern und Grundstücken in Wildeshausen zu Lehen. War der Propst auch aus der Leitung des Stiftskapitels verdrängt und durch den Dekan abgelöst worden, so blieben ihm doch offen-



sichtlich wichtige Einflussmöglichkeiten und Herrschaftsrechte in Wildeshausen. Hierzu zählte in erster Linie die Münze.



Abb. 3: Die Alexanderkirche, Blick von Südwesten

Um 1230 ließen sowohl Graf Heinrich der Bogener von Oldenburg-Wildeshausen als auch Stiftspropst Otto zur Lippe in derselben Münze in Wildeshausen Geld prägen. Die Rosen auf den Wildeshauser Münzen führen uns zur Rose im Wildeshauser Stadtsiegel und heutigen Stadtwappen. Sie war das Wappensymbol sowohl der Grafen von Oldenburg-Wildeshausen als auch der Edelherren zur Lippe, zu denen der Wildeshauser Propst Otto gehörte. Wahrscheinlich haben Graf Heinrich der Bogener und Propst Otto zur Lippe gemeinsam um 1230/40 Wildeshausen zur Stadt erhoben. Die beiden Türme im heutigen Wildeshauser Stadtwappen sind fälschlich zu Kirchtürmen umstilisiert worden. Ursprünglich sollten sie Stadtmauertürme darstellen. 1242 übertrug der Bremer Erzbischof die Pfarrseelsorge für einige zur Pfarrei Harpstedt und zu seiner Diözese gehörige Höfe und Orte rechts der Hunte unter deren Belassung im Harpstedter Pfarrverband der Kirche in Wildeshausen, die bekanntlich in der Diözese Osnabrück

lag. Der zu jener Zeit erfolgte Um- und Erweiterungsbau der Alexanderstifts- und Stadtpfarrkirche in Wildeshausen mag der Anlass dafür gewesen sein, den beschwerlichen Kirchweg für die Bewohner der näher an Wildeshausen als an Harpstedt gelegenen Ortschaften zu verkürzen. Zweifellos besaß Wildeshausen in den frühen 1240er-Jahren eine gewisse Bedeutung als Wirtschaftsort mit Markt- und Handelsverkehr, Münze, Zoll und Handwerk. Vermutlich erlebte der um diese Zeit zur Stadt gewordene Ort einen erheblichen Bevölkerungszug aus der näheren Umgebung. Diese Bevölkerungsvermehrung und die neuen Aufgaben der Pfarrseelsorge – die Stiftskirche war nunmehr auch Stadtpfarrkirche geworden – werden sicherlich die durchgeführte Veränderung des Baus der Alexanderkirche aus dem späten 12. Jahrhundert mit veranlasst haben. Nachdem die beiden Türme eingestürzt waren, wurde 1224 mit der neuen Einturmanlage des Westquerriegels begonnen. Während man die Granitquadersteine der unteren Geschosse beibehielt, errichtete man den Turm nunmehr aus Ziegelsteinen. In Ziegelbauweise wurde auch die Basilika nach westfälischen Vorbildern umgebaut.

Nach dem Tod des Grafen Heinrich der Bogener von Oldenburg-Wildeshausen als dem unbestrittenen Stadtherrn trat 1270 der Erzbischof von Bremen die Herrschaft in Wildeshausen an, wobei er sich darauf berief, dass seinem Vorgänger 1219/1228 die Propstei Wildeshausen übertragen worden war. Im 15. Jahrhundert kam Wildeshausen dann an den Bischof von Münster als weltlichem Territorialherrn.

Während des gesamten Mittelalters blieb das Alexanderstift mit seiner imposanten Kirche, die zugleich Pfarrkirche für die Stadt und das gleichnamige Kirchspiel war, kirchlich-geistlicher Mittelpunkt für Wildeshausen und Umgebung. Das heißt aber nicht, dass das Verhältnis des Kapitels zur Stadt, ihrem Stadtrat und der Bürgerschaft immer harmonisch und ungetrübt war. Darüber legt das älteste Stadtrechtsbuch aus dem 14. Jahrhundert ein beredtes Zeugnis ab. In mehreren Paragraphen setzt es sich mit der örtlichen Geistlichkeit auseinander. So gibt es darin eine Reihe von Bestimmungen, die sich gegen den Erwerb bürgerlicher Güter durch Geistliche wenden. Ein Ratsbeschluss bestimmt, dass kein geistlicher Mann, Pfaffe oder Mönch, ein Haus oder Erbe in der Stadt Wildeshausen kaufen bzw. als Pfand oder als Geschenk erwerben durfte. Auch sollte man keinen geistlichen Leuten in Zwischenbrücken (einem städtischen Vorort rechts der



Hunte) oder innerhalb der Mauern Erbgut verkaufen, verpfänden oder geben.

Grundsätzlich sind Bestimmungen gegen den Gütererwerb der Geistlichkeit in mittelalterlichen Städten nichts Besonderes. Man bezeichnete geistliche Korporationen, Anstalten und Stiftungen auch als „Tote Hand“, weil ihnen zugewendete Güter „dem freien Liegenschaftsverkehr entzogen waren“. Der Stadtrat erließ sie in erster Linie aus finanziellen Gründen, da bisher der Stadt steuerpflichtige Besitzungen beim Übergang an die Geistlichkeit wegen der ihr zustehenden Steuerimmunität von dieser als lastenfrei betrachtet wurden und somit als ständige Einnahmequellen entfielen.



Abb. 4: Die Alexanderkirche, Blick von Nordosten, vorne das Straßenschild „Herrlichkeit“

In älterer Zeit war die Zahl der Wildeshauser Stiftsherren offenbar nicht genau festgelegt. 1248 beschränkten der Dekan und das Kapitel die oberen Kanonikate auf zwölf, wozu noch zwei untere kamen. Anteil an den Zehnten, den Haupteinnahmequellen des Stifts im Spätmittelalter, hatten nur die oberen Stiftsherren. Die Einkünfte aus dem einträglichen Zehnten in der Stadt Wildeshausen wurden gemäß Statut

von 1265 gar nur auf die fünf dienstältesten von ihnen verteilt. Zu den oberen Kanonikaten kamen um 1300 zwei weitere, und auch die Zahl der unteren stieg im Verlauf des 14. Jahrhunderts auf vier. Das Kapitelsstatut von 1317 billigte nur den inzwischen 14 oberen Stiftsherren, nicht den unteren, Sitz und Stimme in den Kapitelsversammlungen zu. Um weiteren Streit zu unterbinden, bestimmte ein Statut von 1401, dass künftig die oberen 14 und die unteren vier Kanoniker gleiche Rechte haben sollten. Zu diesen 18 Stiftsherren kamen noch die nicht mit einer Weihe versehenen Domicellare, deren Zahl offenbar nicht festgelegt war. Schon im Spätmittelalter war die überwiegende Mehrzahl der Wildeshauser Stiftsherren bürgerlicher Herkunft; es gab aber immer wieder auch Angehörige des niederen Adels im Kapitel.

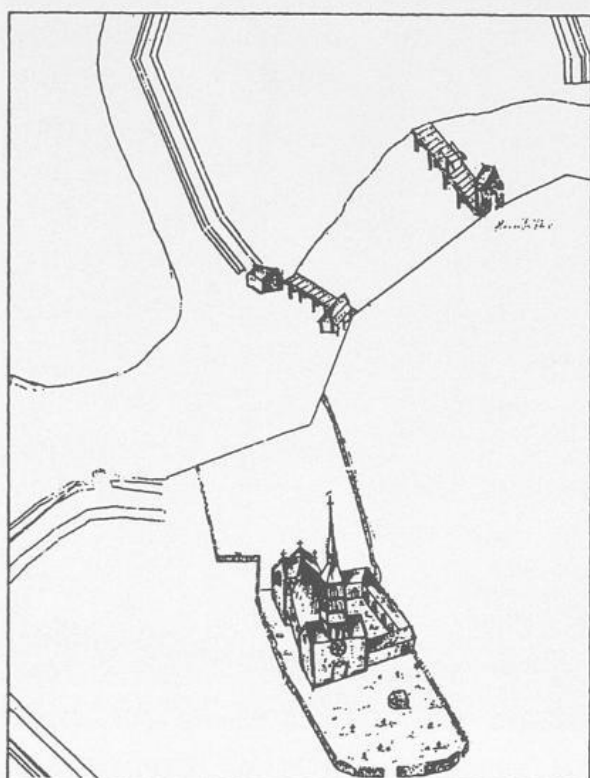


Abb. 5: Die Alexanderkirche mit den Stiftsgebäuden auf einer Zeichnung aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1651/um 1675?)

Da mehr als die Hälfte der damals 18 Kanonikate so wenig erbrachte, dass die Stiftsherren davon nicht leben konnten, ermächtigte der Papst auf Antrag des Kapitels 1618 den Bischof von Münster, die Zahl wieder auf zwölf (je vier Priester, Diakone und Subdiakone) zu beschränken. 1624 gab es außer dem Dekan neun residierende (von ihren Präbenden lebende) und neun nichtresidierende Kanoniker (durchweg Studierende, die eine Anwartschaft auf ein Kanonikat bzw. eine Vikarie besaßen

und entweder nichts oder nur sehr wenig aus ihrer Pfründe bezogen), sieben residierende (einschließlich des Pastors) und vier nicht residierende Vikare; hinzu kamen ein Schullehrer und zwei Küster. Es gab also damals abgesehen von dem Propst insgesamt 33 Stiftsangehörige. Bestanden die Rechte eines Stiftsherrn im Genuss der Präbende und dem Besitz einer Kurie (eines Hauses) im Bereich des Stiftes oder auch in der Stadt, im Anspruch auf einen bestimmten Chorstuhl und in der Teilnahme am Kapitelskapitel und dem Stimmrecht in ihm, so hatte er auch Verpflichtungen. Er musste am Chordienst (Chorgebet) und an der Konventsmesse teilnehmen, ließ sich darin aber zunehmend durch Vikare vertreten, da er immer häufiger abwesend war. Außerdem hatte er finanzielle Leistungen zu erbringen und sich an der Güterverwaltung zu beteiligen. In den ersten Jahrhunderten der Stiftsexistenz hielten sich die Kanoniker an die „vita communis“, d.h. das gemeinsame Leben und Wohnen im Kapitelhaus, das gemeinschaftliche Schlafen im Schlafhaus („dormitorium“). Noch 1253, für sonstige Verhältnisse recht spät, ist von dieser Gemeinschaft die Rede. Das Statut aus diesem Jahr regelt auch die Vertretung bei Abwesenheit eines Kanonikers wegen Krankheit. Andere Gründe werden damals noch nicht genannt. Andererseits ist von Stiftshöfen (Kurien), auf denen Stiftsherren wohnen konnten, schon 1223 und 1232 die Rede.

Das Stift lebte von dem Güterbesitz und den Einkünften aus Zehnten, Renten, Zinsen usw. Wiederholt gaben die Päpste Schutzversprechen für das Stift ab bzw. erließen Anordnungen und Mandate zur Wiederbeschaffung entfremdeter Stiftsgüter.

Der seit dem 13. Jahrhundert stets vom Wildeshauser Kapitelskapitel aus dem Domkapitel Bremen gewählte und vom Osnabrücker Bischof bestätigte Propst hatte längst die Leitung des Kapitels an den Dekan abgetreten. Er wohnte meist in Bremen und ließ sich nur selten in Wildeshausen sehen. Der Propst von Wildeshausen gehörte zu den Dignitäten des Bremer Domkapitels. In Wildeshausen beschränkte er sich auf die Verwaltung der Propsteigüter durch einen Rendanten und die Wahrnehmung bestimmter Rechte, z.B. des Münzrechtes, das er aber offensichtlich nicht mehr persönlich ausübte. Manche Einnahmen hatten Propst und Kapitel immer noch gemeinsam. Für den Unterhalt des Kapitels und die Bestreitung von Kosten des Gottesdienstes hatte der Propst nur noch jährliche Abgaben an Geld und Naturalien zu leisten, über deren Höhe es wiederholt Streitigkeiten gab. Diese



Ausgaben machten im frühen 16. Jahrhundert nur noch ein Viertel seiner Einkünfte aus. Seinen immer noch beachtlichen Besitz ließ der Propst durch einen Rendanten verwalten.



*Abb. 6: Spätgotischer Levitenstuhl
im Chor der Alexanderkirche,
Ende 15. Jahrhundert*

Leiter des Kapitels war der Dekan. Er hatte „in erster Linie die Sorge für die Ordnung des Gottesdienstes, die der Gesamtheit des Kapitels obliegende Abhaltung des Chordienstes und die Zelebrierung der Konventsmesse in der Stiftskirche, und für die Seelsorge in der Kirchengemeinde Wildeshausen; ferner die Aufrechterhaltung und Erweiterung der Kapitelsstatuten, die das Kapitel als autonome kirchliche Korporation unter seinem Vorsitz meistens im Anschluss an die Satzungen des Osnabrücker Domkapitels beschloss; unter seiner Leitung stand der Bau der Stiftskirche selbst [...]“ (Oncken) Bei Abwesenheit oder Tod des Dekans vertrat ihn meist der älteste Stiftsherr (Senior) oder bisweilen auch der Scholaster. Dieser hatte die Aufsicht über die Stiftsschule und die Domicellare oder Jungherren – die Angehörigen der Stiftsschule (Scholaren) und künftigen Stiftsherren. Die weiteren Stiftsämtler sollen hier unerwähnt bleiben.

Außerdem gab es eine zunehmende Zahl von Stiftsvikaren, welche die Kanoniker regelmäßig im Chordienst und im Messelesen vertraten.

Zum ersten Mal werden solche Vikare in Wildeshausen 1230 erwähnt. Die ersten Vertreter der Stiftsherren waren anscheinend Chorvikare, die für die Stiftsherren das Chorgebet verrichteten, aber über keinen eigenen Altar verfügten. 1412 gab es bereits sechs davon. Von diesen Chorvikaren unterschieden sich die Altarvikare oder Altaristen, die einem bestimmten Altar zugewiesen waren und die Einkünfte der Altarpräbende bezogen. 1357 gab es schon sieben Altarfründen oder -vikarien. Sie waren – häufig infolge von Schenkungen und Stiftungen Wildeshauser Bürger, Geistlicher und anderer Personen – mit Grundbesitz und Zehnten ausgestattet. Im späten 15. Jahrhundert existierten neben dem Pfarrer (Kirchherrn) noch mindestens weitere 15 Altar- und sechs Chorvikare. Die Altäre und ihre Schutzheiligen hatten auch für die Wildeshauser Ämter (Zünfte) eine große Bedeutung, weil jede Zunft sich als Bruderschaft einen Schutzheiligen an einem Altar der Stiftskirche wählte.



*Abb. 7: Dreiteilige
Sakramentsnische mit
Reliquienschreinen
im Chor der Alexanderkirche,
wohl Ende 15. Jahrhundert*

Recht aussagekräftig für die Geschichte des Stifts und des dort gepflegten Alexanderkults sind die Stiftssiegel. Auf die Entwicklung des Alexanderbildes im Laufe der Jahrhunderte soll aber hier nicht ein-

gegangen werden. Auch über die weiteren Bauphasen der Stiftskirche und über die spätmittelalterlichen Wandmalereien in der Sakristei soll hier nicht berichtet werden. Die Sakristei liegt zwar innerhalb des Kirchengebäudes, gehört aber ihrem Ursprung nach zu den Stiftsgebäuden, von denen ansonsten nur noch der bereits erwähnte Remter (das Kapitelhaus, in dem sich bis 1891 die Wildeshauser Schule befand) erhalten ist. An die Kirche schloss sich im Süden ein Kreuzgang an. Anfang des 18. Jahrhunderts wurde er abgebrochen. Im Westen der Kirche und auch vor dem Kreuzgang befand sich der – erst im 19. Jahrhundert aufgegebene – Kirchhof. Er war von einer hohen Mauer umgeben, „durch welche die Kirche nebst ihren Pertinentien gegen die Außenwelt abgeschlossen wurde, und innerhalb deren der sog. Bezirk der Freiheit lag.“



Abb. 8: Gotisches Taufbecken aus Sandstein in der Alexanderkirche

Der alte Immunitätsbezirk des Alexanderstifts, die Stiftsfreiheit, wird heute wie selbstverständlich als „Herrlichkeit“ bezeichnet. Dabei ist dieser Begriff relativ jung. Sie umfasste „die Lindenallee und außer ihr die Gesamtheit der Anlagen und Wege bei der St. Alexanderkirche, in der Hauptsache das Gebiet des Kirchhofs, der vordem dort war und der noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Wildeshausen als

größeres Dorf erscheinen“ ließ. Die Herrlichkeit entstand nach der Einebnung des alten Kirchhofs 1849. Östlich der Kirche erstreckten sich zur Hunte hin verschiedene Kapitelsgärten. Bei der Kirchhofslinde, unter der schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Propst seine Lehnstage abhielt und bei der sich noch 1678 die Schützengilde versammelte, vermutlich nördlich der Kirche im Bereich des späteren Amtshauses, lag das Haus des Propstes, die Propstei. Dahinter zogen sich am Stadtwall im Halbkreis um die Kirche herum die Kurien (Wohnhäuser) der Stiftsherren und Vikare. Propstei und Häuser wurden im Dreißigjährigen Krieg, insbesondere durch die Mansfelder (1622), zerstört, der Rest im Auftrag des Grafen von Wasaburg um 1650 beseitigt. Gleichzeitig wurden auch das Chorgestühl und neun Altäre der Kirche herausgerissen.



*Abb. 9: Die beiden Wildeshauser
Armreliquiare des Hl. Alexander,
heute in der Propsteikirche
St. Georg in Vechta*

Das Alexanderstift unterhielt eine Stiftsschule unter Oberaufsicht des Scholasters, in der auch Bürgerkinder unterrichtet wurden. Es war eine Lateinschule. Die Schule befand sich wohl schon im Spätmittelalter im Kapitelhaus. Aus dem Kapitelsstatut von 1399 erfahren wir, dass die neu aufgenommenen Stiftsherren den Stiftsherren, anderen Benefiziaten und Scholaren (d.h. den Domicellaren, welche die Stifts-

schule besuchten) „kostspielige, ausschweifende, eitle und ungeistliche Gastmähler, Schmausereien und Imbisse“ veranstalteten und den Scholaren eine Fahne aus kostbarer indischer Leinwand und Seide „zu Reigentänzen oder hochfährigen öffentlichen Aufzügen“ liefern mussten, was zu allerhand Ausschweifungen und Streitereien führte und daher nun abgeschafft wurde. Ein Schulmeister, der ein Vikar des Stifts war, begegnet uns erstmals um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Aus der Stiftsschule sind im Mittelalter viele Studenten in Köln, Erfurt, Rostock und Leipzig hervorgegangen.



Abb. 10: Blick durch das Hauptschiff mit mittelalterlichem Triumphkreuz in den Chor mit einem Glasfenster von Georg Rohde

In dem kirchlich ursprünglich zu Osnabrück, politisch und seit 1667/68 auch kirchlich zu Münster gehörigen Wildeshausen wurde 1543 die Reformation durch den Reformator Hermann Bonnus eingeführt, konnte sich aber nicht vollständig durchsetzen. Die Stiftsherren sollen 1547 nach der Niederlage der Protestanten im Schmalkaldischen Krieg zum Katholizismus zurückgekehrt, in der Kirche das katholische Exerzitium wieder aufgenommen worden sein. Allerdings ging damit eine Lockerung der Kirchenzucht einher. Während in den Fol-

gejahrzehnten die Bürgerschaft der Stadt überwiegend protestantisch war und der Pastor evangelisch predigte, waren die Kanoniker (in der Mehrheit?) katholisch, und so wurde in derselben Alexanderkirche auch die Hl. Messe gefeiert.

Die Rekatholisierung begann mit dem Amtsantritt des Münsteraner Bischofs Ferdinand von Bayern 1612. Er schickte als Landesherr 1613 eine Kommission nach Wildeshausen. Diese fand eine weitgehend protestantische Stadt mit fast durchweg verheirateten oder zumindest mit Frauen zusammenlebenden Klerikern vor. Es dauerte Jahre, bis der alte Glaube im Stiftskapitel wieder einigermaßen durchgesetzt und die „Konkubinen“ endgültig fortgeschickt waren. Dieser Zustand änderte sich jedoch im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges mit den häufig wechselnden Besetzungen durch katholische oder evangelische (insbesondere schwedische) Truppen immer wieder. Da sich im Bremer Domkapitel nach 1618 keine geeigneten katholischen Kandidaten für das Wildeshauser Propstamt finden ließen, hob der Papst die Propstei offiziell auf unbestimmte Dauer auf.

Der seit 1650 residierende schwedische Stadtherr Gustav Gustavson Graf von Wasaburg ließ die katholischen Würdenträger vertreiben und Ende 1651 auch das Alexanderkapitel ausweisen. Dieses nahm seinen Sitz im benachbarten Visbek, doch wohnte noch 1654 ein beachtlicher Teil der residierenden Kapitulare in Wildeshausen und unterstützte die dortige katholische Gemeinde. Mit Billigung des Bischofs in Münster siedelte das Alexanderkapitel dann 1667 nach Vechta über. 1668 gab es dort nur noch vier residierende Kanoniker.

Nachdem 1675 münsterische Truppen Wildeshausen besetzt und die Herrschaft der Wasaburger beendet hatten, kehrte das Alexanderkapitel 1678 auf Befehl des Bischofs von Münster nach Wildeshausen zurück. Seitdem wurde auch wieder ein Propst gewählt, doch spielte nun das Bremer Domkapitel keine Rolle mehr. In dem 1679 von Schweden an Münster verpfändeten Amt Wildeshausen herrschte bis zur Einlösung im Jahr 1699 zwar die katholische Konfession vor, doch wurden die Protestanten nicht vollständig unterdrückt.

1699 verließ das Alexanderkapitel (ihm gehörten 1689 außer dem Dekan zehn Kapitulare, davon fünf residierende an) unter Protest seinen Stammsitz Wildeshausen und kehrte Ende des Jahres nach Vechta zurück, um dort bis zu seiner Säkularisierung zu verbleiben. In Vechta waren die Mitglieder des Kapitels fortan an den Gottesdiensten in der



Pfarrkirche St. Georg beteiligt. In der Folgezeit wohnten allerdings die meisten Kanoniker nicht in Vechta, sondern versammelten sich dort nur noch einmal im Jahr, am Vorabend des Festes des Hl. Alexander (9. Juli). Bei der Säkularisation 1803 hatte nur der Dekan seinen Wohnsitz hier. In diesem Jahr bestimmte der Herzog von Oldenburg als neuer Landesherr, dass das Kapitel nicht weiter bestehen, nach dem Tod der Kapitulare aber deren Renten für fromme und milde Zwecke zu Gunsten des katholischen Bevölkerungsteils verwendet werden sollten. Aus den Gütern und dem Vermögen des Alexanderstifts wurde dann 1809 der Alexanderfonds gegründet, dessen Erträge für das katholische Kirchen- und Schulwesen zu verwenden waren. Die Reste des Fondsvermögens gingen wohl in der Inflationszeit 1923 restlos verloren. (Hier besteht noch Forschungsbedarf.) Bei der endgültigen Durchführung der Säkularisation im Jahr 1806 lebten noch vier Kanoniker und vier Domicellare. Der letzte Stiftsherr starb 1830.

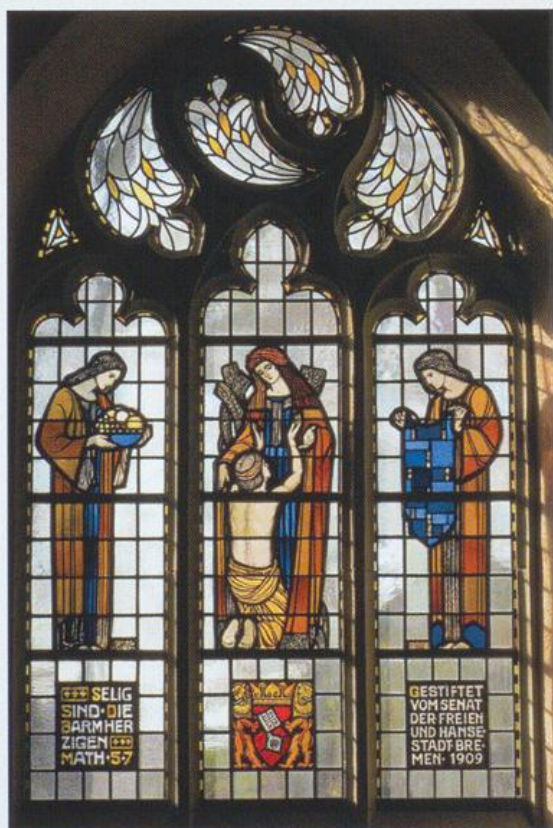


Abb. 11: Jugendstil-Glasfenster (zur „Verherrlichung der Barmherzigkeit“) von Georg Rohde im südlichen Seitenschiff der Alexanderkirche, gestiftet 1909 von der Freien und Hansestadt Bremen

Noch heute bildet die Alexanderkirche das Wahrzeichen der Hunte-Stadt. Im Inneren sind einige Ausstattungsstücke sowie Wandmalereien aus dem Spätmittelalter erhalten. Der steinerne Speisesaal (Remter)

der Stiftsherren stellt das älteste erhaltene Gebäude des Oldenburger Landes dar. Das Stiftsarchiv befindet sich im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort (vormals Staatsarchiv) Oldenburg. Die beiden kostbaren silbernen Armreliquiare aus der Zeit um 1230 werden in der Propsteikirche St. Georg in Vechta aufbewahrt. Kein Kloster oder Stift im Oldenburger Land kann auf eine so lange Geschichte zurückblicken wie das Alexanderstift in Wildeshausen.

Das Innere der Alexanderkirche wurde im Zuge der Restaurierung in den Jahren 1907 bis 1910 in erheblichem Maße umgestaltet und von modernen Formen des Jugendstils geprägt. Seit 1908 waren der Oldenburger Baurat Carl Ferdinand Adolf Rauchheld mit der Bauleitung und der Braunschweiger Architekt Alexander Former mit der Bauaufsicht vor Ort beauftragt. Für die Gestaltung der Glasfenster gewann man den aus Oldenburg stammenden Bremer Glasmaler Georg Ernst Karl Rohde. Dieser „verknüpfte“ Elemente des Jugendstils „mit der Ikonographie der Scholastik“ (Berlinicke).

Anmerkung:

¹ Der Beitrag basiert hauptsächlich auf einem Vortrag, der beim Zweiten Harpstedter heimatgeschichtlichen Studientag am 27.4.2013 in Harpstedt gehalten wurde. Dabei sind einige spezielle Bezüge zu Harpstedt herausgestrichen worden. Der Text wurde an einigen Stellen erweitert bzw. ergänzt. Die Liste der Institutsvorstände (Dignitäten) wurde aus dem Beitrag des Autors im Niedersächsischen Klosterbuch, S. 1545 f., übernommen. Auf die Beigabe von Anmerkungen wird verzichtet. Stattdessen wurde das Literaturverzeichnis aus dem Artikel im Niedersächsischen Klosterbuch (s. Literaturverzeichnis) in modifizierter und ergänzter Form übernommen. Für die Aufnahmen des Alexanderstifts aus dem Oktober 2013 habe ich Herrn Jürgen Woltmann in Großenkneten zu danken.

Bildnachweis:

Abb. 1-4, 6-8, 10-11: Jürgen Woltmann, Großenkneten; Abb. 9: Willi Rolfes, Stapelfeld, bzw. Vechta; Abb. 5: Eckhardt, Wildeshausen. Geschichte der Stadt, S. 218, Abb. 98 (nach Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg, Best. 298 Z Nr. 813; Ausschnitt).

Anhang:

Institutsvorstände (Dignitäten) des Alexanderstifts (nach Eckhardt, Wildeshausen – Kollegiatstift, in: Niedersächsisches Klosterbuch, S. 1545 f.):

Rektoren: Waltbert (872); Wicbert, Waltberts Sohn (891), Bischof von Verden; Liudolf (952), Bischof von Osnabrück.

Pröpste: Otto (1135); Bruno (1144-1147); Burchard (1163); Graf Gerhard von Oldenburg-Wildeshausen (1190; seit 1191 Bischof von Osnabrück, 1210-1219 Erzbischof von Bremen); Konrad (1205); Hildeward (1219, †1230); Otto von der Lippe (1231-1243); Gottfried (1242 oder 1243?); Konrad von Rietberg (1257-1270); Dietrich (1272-1288[?]); Ludolf (1287); Moritz von Oldenburg (1301-1306); Hermann van Bluchere (1311); Meinhard (1313); Hermann



(1315-1324, 1336, 1346); Hermann von Wersabe (1368); Rembert von Mönninghusen (1376-1377, 1384 Domkantor in Bremen, ehemaliger Propst in Wildeshausen); Rolef von Bordeslo (1383-1388); Dodo von Norden (1392-1398, † wohl 1401); Dietrich Went (1401); Liborius von Bremen (1406-1415, tot 1422); Johann von Schönebeck (1422-1448; zeitweise auch Amtmann des Amts Wildeshausen); Friedrich Schulte (1448, †1509); Segebad Clüver (1502-†1547); Ludolf von Varendorf (1547-1571); Rudolf von Din(c)klage (1571-†1604); Dietrich Droste (1604-†1619); Burkhard Clüver (1619-†1625?) und Arnold von der Horst, Dekan der Paderborner Kirche (1619-1620); Dietrich Clüver (1626-1629 resigniert); Johann Wilhelm von Geertzen gen. Sintzig (1629-1636; verliert 1633 sein Bremer Kanonikat; seit 1635 verlangt das Bremer Domkapitel wiederholt seine Absetzung in Wildeshausen, doch erhebt er noch 1642 aus Münster Ansprüche auf die Propsteieinkünfte); Johann Schade (1636-1654?); (Vakanz in der Propstei); Matthias von Korff gen. Schmising (1678-1714); Heinrich von Korff gen. Schmising (1714-1730?), Nikolaus Hermann von Ketteler, Generalvikar in Münster (1730-†1737); Joseph Anton Ignatius Frhr. von Roll (1737-†1768); Friedrich Graf von Plettenberg (1768-†1796); Karl Arnold von Hompesch (1796-1803).

Dekane (Dechanten): Ratbert (1135); Hathebrand (1194-1196); Sigebodo (1209-1213); Siegfried (Anfried?) (1224-1232, 1240 quondam); Gerhard (1240-1257); Albert (1265); Johannes [eine Person?] (1271-1311); Heinrich (1317-1325); Burkhard (1336, 1337 Vakanz); Bernhard von Smerten (1338, 1343, tot 1356); Asp(ell)anus von Holtorpe (1347-1348, †1356); Sander (Alexander) Todranck (1352-1358, versetzt 1353); Hermann Dryhuss (1363-1399, ausgeschieden vor 1401); Bernhard Kelle (1402 vom Papst providiert nach Verzicht des Petrus de Esculo); Dietrich van der Molen (de Mola) (1408-1431, 1440?, 1442 Vakanz); Arnd Appelbom (1447-1455); Adelef von Hamel (1469); Hermann von Misinck (1520, Willoh); Johannes Mysinck (1525-1533, auch Generalvikar und Offizial in Osnabrück); Johann Mellinckhus (gen.) von Emden (1537-1545, auch Dekan an St. Johann in Osnabrück); Konrad de Castro (von Borch) (†1582); Johannes Kögelken (1582-†1595); Wilhelm (von) Elsen (1595, †1605); Heinrich Nutzhorn (1607-†1615); Johannes Fleitmann (1615-1618, resigniert); Hermann Wilage (1618-†1653); Kaspar Düvell (1653-†1665); Johannes Stockmann, Pastor in Vechta (1667-†1674); (Vakanz); Dr. theol. Johannes Knoop, Pastor in Vechta (1678-†1690; vom Bischof von Münster eingesetzt, vom Kapitel nicht anerkannt, daher Vakanz für das Kapitel seit 1674); Heinrich Averhage (1690-†1702); Anton Hermann Esleben (1702-1713; vom Kapitel gewählt, blieb aber Thesaurar und Senior, führte Geschäfte des Dekans); Gottfried Steding, Pastor in Vechta (1713-†1730); Johannes Heinrich Pundsack, Pastor in Langförden (1730-†1736); [Franz Wilhelm Lameyer, Pastor in Dinklage (1736, von Münster nicht bestätigt, stattdessen eingesetzt); Johann Gabriel Schmidts (Schmitz), Pastor in Vechta (1736-†1744); Christian Magnus von Höfften (1745-†1765); Konrad Spiegelberg, Pastor in Bokeloh bei Meppen (1765-†1768); Johann Heinrich Anton Waldeck (1768-1803, †1805).

Literatur (in Auswahl):

Baumann, Willi und Sieve, Peter (Hg.): Die katholische Kirche im Oldenburger Land. Ein Handbuch, Vechta 1995, S. 653-659

Berlinicke, Hartmut: Die Alexanderkirche von Wildeshausen als lebendiges Gesamtwerk [...], Berlin/Wildeshausen 2009

Brunken, Oskar: Die Wasaburger im Amt Wildeshausen [...] (Oldenburger Studien 32), Oldenburg 1988, bes. S. 68-81

Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bd. Bremen, Niedersachsen, bearb. von Gerd Weiß, 2. Aufl. München-Berlin 1992, S. 1369-1372

Eckhardt, Albrecht: Artikel Wildeshausen, Stadt, in: Oldenburgisches Ortslexikon. Archäolo-

- gie, Geografie und Geschichte des Oldenburger Landes, hg. von Albrecht Eckhardt, Bd. 2: L-Z, Oldenburg 2011, S. 1124-1134
- Eckhardt, Albrecht: Beiträge zur Geschichte der Stadt Wildeshausen im 13. Jahrhundert, Oldenburg 1995
- Eckhardt, Albrecht: Die Entstehung der Stadt Wildeshausen, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 67, 1995, S. 139-157
- Eckhardt, Albrecht: Kirchlicher und kultureller Mittelpunkt der Stadt Wildeshausen. Geschichte des Alexanderstifts bis zum frühen 16. Jahrhundert, in: Menschen, Bilder und Geschichten, Jahrbuch für den Landkreis Oldenburg 2, Wildeshausen 2007, S. 16-35
- Eckhardt, Albrecht: Konfessionswechsel in Wildeshausen vom 16. bis zum frühen 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 90, 1992, S. 43-62; nachgedruckt in: Beiträge zur oldenburgischen Kirchengeschichte. In Zusammenarbeit mit Inge Mager und Rolf Schäfer hg. von Reinhard Rittner, Oldenburg 1993, S. 43-62, dazu Abb. 19-29, S. XIX-XXIX
- Eckhardt, Albrecht: Mittelalterliche Städte in Oldenburger Land: Wildeshausen, Oldenburg, Vechta, Friesoythe, Delmenhorst, Cloppenburg (Vorträge der Oldenburgischen Landschaft 37), Oldenburg 2006
- Eckhardt, Albrecht: Wildeshausen – Kollegiatstift, in: Niedersächsisches Klosterbuch, Teil 3 (s. dort), S. 1535-1546
- Eckhardt, Albrecht: Wildeshausen. Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert. Mit Beiträgen von Günter Wegner, Heinz-K. Junk, Peter Heinken und Walter Schultze, Oldenburg 1999
- Findbuch zum Bestand Alexanderstift Wildeshausen (mit Alexanderfonds) (Best. 109), bearb. von Harald Schieckel und Stefan Hartmann, hg. von Albrecht Eckhardt (Veröff. der Niedersächsischen Archivverwaltung. Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg 7), Göttingen 1979
- Geschichte des Landes Oldenburg. Im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft hg. von Albrecht Eckhardt in Zusammenarbeit mit Heinrich Schmidt, Oldenburg 1987, 4. Aufl. 1993
- Göken, Johannes: Die wirtschaftliche Entwicklung des Alexanderstifts Wildeshausen im Mittelalter, phil. Diss. Münster, Friesoythe 1933
- Hägermann, Dieter: Bremen und Wildeshausen im Frühmittelalter. Heiliger Alexander und heiliger Willehad im Wettstreit, in: Oldenburger Jahrbuch 85, 1985, S. 15-33
- Hoffmann, Hans-Christoph: Evang.-luth. Alexanderkirche Wildeshausen (Schnell, Kunstführer Nr. 1769), München und Zürich 1989
- Junghans, Martina: Die Armreliquiare des Heiligen Alexander. Eine kunsthistorische Einordnung, in: Queckenstedt, Heilige Helfer (s. dort), S. 81-93
- Krusch, Bruno: Die Übertragung des Hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen durch den Enkel Widukinds 851 [...], in: Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse 1933, [Berlin 1933], S. 405-436 [zu weiteren Ausgaben bzw. Übersetzungen s. Eckhardt, Wildeshausen, S. 100, Anm. 9 sowie unten, Pabst]
- Lackmann, Heinrich (Hg.): Katholische Reform im Niederstift Münster. Die Akten der Generalvikare Johannes Hartmann und Petrus Nicolartius über ihre Visitationen im Niederstift Münster in den Jahren 1613 bis 1631/32 (Westfalia Sacra 14), Münster 2002
- Lier, Th(eodor): Das Alexanderstift in Wildeshausen, in: Magazin für die Staats- und Gemeinde-Verwaltung im Großherzogtum Oldenburg 3, Oldenburg 1862, S. 36-74, 117, 146
- Lübbing, Hermann/Jäkel, Wolfgang: Geschichte der Stadt Wildeshausen, Oldenburg 1970
- Niedersächsisches Klosterbuch. Verzeichnis der Klöster, Stifte, Kommenden und Beginenhäuser in Niedersachsen und Bremen von den Anfängen bis 1810, hg. von Josef Dolle unter Mitarbeit von Dennis Knochenhauer, 4 Teile (Veröffentlichungen des Instituts für Historische



- Landesforschung der Universität Göttingen Bd. 56,1-4), Bielefeld 2012
- Oldenburgisches Urkundenbuch, Bd. 1-8, hg. bzw. bearb. von Dietrich Kohl und Gustav Rütthing, Oldenburg 1914-1935, insbes. Bd. 5: Süd-Oldenburg, [bearb.] von Gustav Rütthing, Oldenburg 1930
- Oncken, Hermann: Das Amt Wildeshausen, in: Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, 1, Oldenburg 1896, bes. S. 91-115
- Pabst, Wilfried (Übersetzung): Die Übertragung des Heiligen Alexander von Rom nach Wildeshausen (Translatio S. Alexandri), in: Queckenstedt, Heilige Helfer (s. dort), S. 45-57
- Queckenstedt, Hermann (Hg.): Heilige Helfer. Die Reliquien Alexanders und Reginas im Spiegel der Osnabrücker Bistumsgeschichte [...], Osnabrück 2001
- Queckenstedt, Hermann: Alexander – ein Heiliger im Spiegel der Jubiläumskultur, in: Queckenstedt, Heilige Helfer (s. dort), S. 119-137
- Reinsch, Christina: Auf der Suche nach dem Seelenheil. Waltbert und seine fromme Tat, in: Wildeshauser Schriften für Heimat, Geschichte und Kultur 4, 2004, S. 69-72
- Schmidt, Heinrich: Mittelalterliche Kirchengeschichte, in: Rolf Schäfer in Gemeinschaft mit Joachim Kuropka, Reinhard Rittner, Heinrich Schmidt (Hg.): Oldenburgische Kirchengeschichte, 2. Aufl. Oldenburg 2005, S. 1-191, hier 951 (Register)
- Schmidt, Heinrich: Wildeshausen. Widukind und Waltbert. Zur Bedeutung Wildeshausens im 8. und 9. Jahrhundert, in: Der Landkreis Oldenburg – Menschen – Geschichte – Landschaft. Gesamtedaktion Walter Barton unter Mitwirkung von Wolfgang Haubold, Oldenburg 1992, S. 157-166
- Schubert, Ernst: Geschichte Niedersachsens vom 9. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert, in: Geschichte Niedersachsens. Zweiter Bd., Teil 1. Hg. von Ernst Schubert, Hannover 1997, S. 3-904, hier 76-81, 229-230 und öfter
- Schwegmann, Werner: Die Visitationen im Niederstift Münster durch die Generalvikare Dr. Joh. Hartmann und Lic. theol. Petrus Nikolartius in den Jahren 1613 bis 1631. Ein Beitrag zur Gegenreformation im Bistum Münster. Phil. Diss. Münster 1950. Für den Druck bearb. von Peter Sieve. Mit einer Einleitung von Tim Unger (Quellen und Beiträge zur Kirchengeschichte des Oldenburger Landes 3), Vechta 1999
- Schwens, Christa: Die Alexanderkirche in Wildeshausen und ihre Baugeschichte (Oldenburger Studien 2), Oldenburg 1969
- Sello, Georg: Wildeshausen. Aus der Vergangenheit von Stadt, Stift und Burg, in: Georg Sello, Alt-Oldenburg. Aufsätze zur Geschichte von Stadt und Land, Oldenburg und Leipzig 1903, S. 81-142 (auch Sonderdruck mit eigener Seitenzählung, ohne Jahr [1903])
- Strahlmann, Fritz: Wittekinds Heimat. Die alte Stadt Wildeshausen und ihre Umgebung [...], Oldenburg 1952
- Streich, Gerhard: Klöster, Stifte und Kommenden in Niedersachsen vor der Reformation (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 2: Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens 30), Hildesheim 1986, S. 130
- Sudendorf, Hans: Beiträge zur Geschichte des Stiftes Wildeshausen. Aus der Zeitschrift für vaterländ. Geschichte und Alterthumskunde 6. Band besonders abgedruckt, Münster 1843
- Vasa sacra. Da berühren sich Himmel und Erde. Schätze aus den katholischen Kirchen des Oldenburger Landes. Hg. von: Bischöflich Münstersches Offizialat Vechta, Oldenburgische Landschaft, Museumsdorf Cloppenburg, Katholische Akademie Stapelfeld, Münster ohne Jahr [2010]
- Willoh, Karl [Hg.]: Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. 3, Köln [1898], S. 350-507



Claus Lanfermann

Ein Freikauf vom Meierhof zu Lastrup

Vorbemerkung

Über den Meierhof im Kirchdorf Lastrup gibt es wenig originales Quellenmaterial, insbesondere nicht aus der Zeit seiner Anfänge im Mittelalter. Was sich heute an Urkunden und Belegen noch finden lässt, stammt in der Regel aus Abschriften¹ und der Sekundärliteratur² oder ist aus späterer Zeit. In staatlicherseits angeordneten Schatzungsregistern ab dem 15. Jahrhundert werden verschiedentlich Meierhöfe in Bauerschaften des Kirchspiels aufgeführt, weil ihre Einwohner zu Dominalgefällen (Steuern, die an den Landesherrn abgeführt werden mussten) herangezogen wurden.

Eine Originalurkunde, die sich direkt mit dem Meierhof in Lastrup befasst, ist Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden. Sie befindet sich im Niedersächsischen Landesarchiv - Staatsarchiv Osnabrück³ und ist abgedruckt unter den Urkunden des Stifts Börstel.⁴ Dieses in Mittelniederdeutsch abgefasste Dokument, ein einen Freikauf besiegelnder Freibrief, bildet den Hauptbestandteil dieser Ausführungen. Es wird ins Hochdeutsche übertragen, ausgewertet und in den damaligen Geschehenszusammenhang eingeordnet.

Am Beispiel des Freibriefs soll darüber hinaus kurz Geschichtliches über den Meierhof im Kirchdorf Lastrup in den Blick genommen werden, soweit sich dazu Aussagen machen lassen. So kann deutlich werden, wann dieser Meierhof entstanden ist, in welcher Form er bewirtschaftet wurde, wie die Menschen, die auf ihm wohnten und arbeiteten, ihr Leben zu gestalten hatten und welche Bedeutung der in alten Urkunden als „curia in Lasdorph“⁵ bezeichnete Hof für die Entwicklung des Ortes Lastrup besaß.



Der Freibrief in Übertragung aus dem Mittelniederdeutschen ins Hochdeutsche

1552 Juni 14

Der Knappe Wille von Bockraden⁶ lässt seinen Eigenbehörigen Toeleke Marquard frei.

„Ich Wille von Bockraden, Knappe, tue kund, anerkenne und bezeuge in und vermittels dieses offenen, gesiegelten Briefes offenbar für jeden, dass ich für mich, für Frau Grete, meine eheliche Hausfrau, für alle unsere Kinder und Erben in der allerbesten Gestalt, Weise und Manier, wie ich immer auf das allerbeständigste, bündigste und kräftigste tun sollte und von Rechtswegen tun konnte, gefreit und quit gelassen, und jetzt hinfort gegenwärtig kraft dieses Briefes lasse ich frei, quitt, ledig und los Toeleke von Johann Marquard, dem Meier zu Lastrup

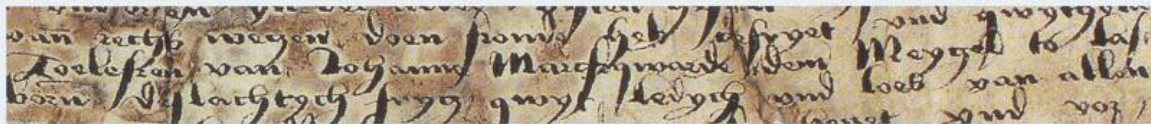


Abb. 1: Ausschnitt aus der Originalurkunde: In der mittleren Zeile heißt es: „... Toeleken van Johanne Marckwarde dem Meyger to Las [torpe].“ Niedersächsisches Landesarchiv - Staatsarchiv Osnabrück, Dep 91a Nr. 290

und Beseken, seiner ehelichen Hausfrau, geboren als mein eigenhöriger Mann und Meier (*mynen egenhorygen luden und meygern*) durchschlächting frei, quitt, ledig und los von allen Rechten, Gehörigkeiten, Pflichten, Diensten und Eigentum (*van allen rechte, geborsame, plychte, denste und egendome*), da er mir bis dahin vollschuldig eigen und hörig (*vulschuldych egen ynne horafftych*) war und gewesen ist, und verzichte (*vortye*) fürderhin für mich, alle meine zuvor benannten auf den vorgenannten Toeleke und alle Rechte und Ansprüche und gehe dessen aus gänzlich, vollständig und in allem, so dass ich und alle meine Mitbeschriebenen noch irgend jemand sonst unseretwegen sollten noch wollten den Willen haben oder behalten in Bezug auf den vorbeschriebenen Toeleke als von Eigentums wegen, keinerlei Gerechtigkeit, Aufsicht, Anrechte, Zusage oder Anspruch in keinerlei Weise (Wiederholung von: *nynerleye gerechtycheit, anwolt, anwachtynge, tosage oder ansprake nynerleywys*), sondern darauf und von ewig und immer unwi-

derrufflich (*van ewych und yummermer unwederropelych*) verzichten und verlassen sind und bleiben; dass ich von dem vorgemeldeten Toeleke hinreichende Erstattungen zum üblichen Wingeld empfangen und erhalten und des weiteren in mein Eigentum

mit bestem Frommen eingesetzt und verwendet habe, bekenne ich öffentlich, und auf das Erbe, von dem Toeleke stammt (*darvan Toeleke geborn ys*), genannt der Meierhof, zu Lastrup gelegen soll und will



Abb. 2: Ausschnitt aus der Originalurkunde: In der mittleren Zeile heißt es: „... Toeleke geborn ys genommet de Meygerhoff to Lastorpe belegen.“ Niedersächsisches Landesarchiv - Staatsarchiv Osnabrück, Dep 91a Nr. 290

er wegen des Wechsels und der rechtmäßigen Erstattung seiner Freiheit und seines freien Halses gänzlich, gründlich, vollständig und alles umfassend und auf ewig und immerdar unwiderrufflich verzichten und verlassen sein und bleiben, in der Weise, dass weder er und seine Erben noch sonst jemand anderer um seinetwegen sollten noch wollten in Zukunft nach diesem Tag keinerlei Gerechtigkeit, Aufsicht, Anrecht, Zusage oder Anspruch auf keine Weise erheben noch dazu den Willen oder behalten, sondern darauf auf ewig und immerdar verzichten und verlassen sein und bleiben (*van ewych und yummermer vortogen und vorlaten wesen und blyven*). Deswegen gelobe ich für mich und alle meine Vorbenannten dem vorgenannten Toeleke seiner Freiheit und freien Halses und auch des Verzichts auf das Erbe, jetzt und in allen noch kommenden Zeiten für jeden geständig und bekannt zu sein, wo, wann, wie oft und mit wem der vorgemeldete Toeleke dessen bedarf und erhofft und er das von mir und meinen Erben erheischt und verlangt ohne Widerspruch, so dass er sich nun weiter nach diesem Tag und Datum dieses Briefes zur Ehe geschickt (*vor hylken geschycken*) habe, soll und mag, alle Privilegien halten, genießen und gebrauchen und Gerechtigkeit gleich anderen freien Leuten, alles ohne Gefahr, Mangel und ohne alle Arglist. Dieses zur weiteren Urkunde und reinem Geloben der Wahrheit habe ich, Wille von Bockraden, Knappe, mein vorgenanntes übliches, angeborenes Siegel, das Frau Grete, meine eheliche Hausfrau, hierzu mitgebraucht, für uns und unsere Erben wohlweislich unten an diesen Brief gehängt, der im Jahr unseres

Herrn, als man tausend fünfhundert fünfzig und zwei zählte, am Abend des Martyrers Vitus.“⁷

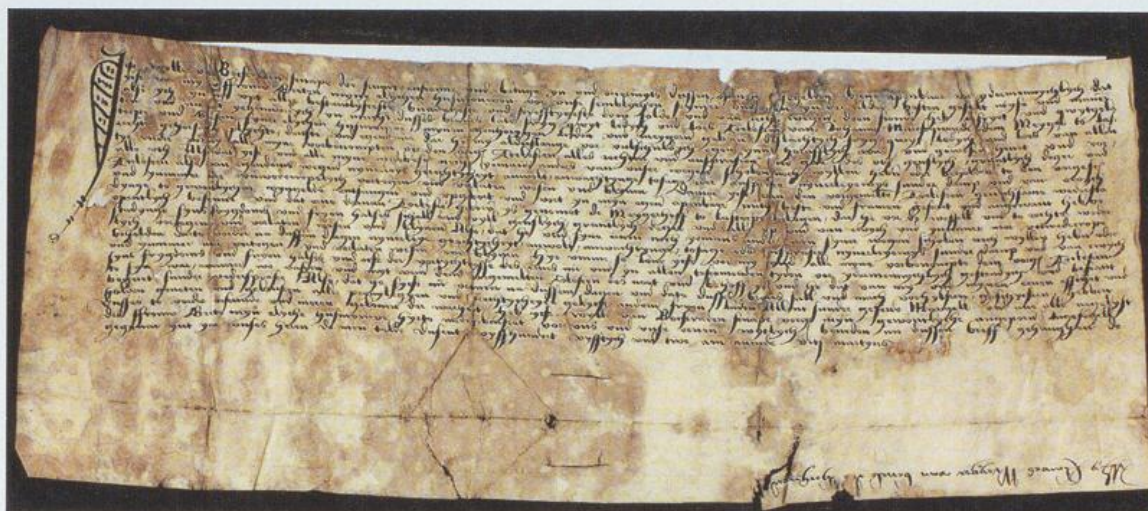


Abb. 3: Der Freibrief für Toelege Marquard im Original. Niedersächsisches Landesarchiv - Staatsarchiv Osnabrück, Dep 91a Nr. 290 – Der Freibrief, in dem das Rechtsgeschäft des Freikaufs vollzogen wurde, zeigt deutliche Spuren der Brieffaltung. Die Briefform wurde oft bei sog. Privaturkunden gewählt, deren Aussteller nicht Träger öffentlicher Gewalt war. Letzteres galt für den Knappen Wille (Wilhelm) von Bockraden.

Der Vorgang des Freikaufs

Der Freikauf hatte seine Wurzeln im Leibeigentum. Nach Ausstellung eines Freibriefes oder der Zubilligung eines „freien Halses“ durch den Lehnsherrn war es dem aus der Abhängigkeit entlassenen Leibeigenen oder Eigenbehörigen⁸ möglich, von dem alten in ein neues Hörigkeitsverhältnis einzutreten. Dazu hatte er sich dem neuen Herren zu eigen zu geben, im Fall des Toelegen van Markward⁹ der Äbtissin des Stifts Börstel und seines Konvents auf einem Erbe im Kirchspiel Berge.¹⁰ Das Verfahren ist aus der Urkunde nachvollziehbar. Der Freibrief beginnt mit der namentlichen Nennung dessen, der den Freibrief ausstellt. Dann wird die Form des Dokuments angegeben: „*dussen openen, versegelden breve*“ (diesen offenen, gesiegelten Brief), der den Vorgang des Freikaufs „*vor yedermennychlych*“ (für jedermann) anerkennen und bezeugen soll und öffentlich macht. Es folgt die Qualifizierung des Vorgangs: „*... in der alderbesten gestalt, wyse und manner*“ (in der allerbesten Gestalt, Weise und Manier) und wer ihn anerkennt und bezeugt,

„vor my [Wille von Bockraden] vor ffrouw Greten myne elichen busfrouwen, vor uns semblychen kynder und erven.“

Weiter wird schriftlich festgehalten, um wen es beim Rechtsgeschäft des Freikaufs geht, d.h. wer den Freibrief erhalten soll, aus welcher Familie er stammt und in welchem Status er sich befindet: „*Toeleken van Johanne Marckqwarde dem meyger to Lasetorpe und Beseken syner elychen busvrouwen mynen egenhorygen luden und meygern*“ (Toelken [Sohn] von Johann Marquard dem Meier zu Lastrup und Beseke, seiner Ehefrau, meinen eigenbehörigen Leuten und Meiern). Der den Freibrief ausstellende Wille von Bockraden verspricht, dass er den Vorgang „*yimmer upt aller bestantlykeste, bundygeste und krefftygeste*“ (immer auf das allerbeständigste, bündigste und kräftigste) realisieren wolle, wie er „van rechts wegen“ zu tun habe. Er hat mittels des Freibriefes den Eigenbehörigen Toelege Markward „*fryg, qwyt, ledych und loes*“-gelassen und von allen Rechten und Pflichten, die er bisher dem Lehnsherrn schuldete, entbunden.

Der Knappe verzichtete für sich und seine Familie sowie den Erben auf alle Ansprüche und Rechte gegenüber dem Freigekauften. In zahlreichen Bestätigungsformeln und Wendungen wird dieser Verzicht in der Urkunde angesprochen, um die Unwiderrufbarkeit des Vorgangs festzuschreiben. In mehrfacher Wiederholung leistet die Familie von Bockraden ein für allemal Verzicht auf die Eigenbehörigkeit des Toelege Markquard, des Sohnes von Johann Markquard, dem Meier zu Lastrup, und seiner Ehefrau Beseke. Sie gibt ihn „frei, quit, ledig und los von allen Rechten, Gehorsamen, Pflichten, Diensten und Eigentum“ und verzichtet damit auf alle Rechte und Ansprüche, die sie gegenüber ihrem Eigenbehörigen hatte. Vor dem Freikauf hatte Wille von Bockraden von Toelege Markquard als Eigenbehörigem die üblichen Dienstleistungen erhalten. Nunmehr kann er „*dat erve, darvan Toelege geborn ys, genomt de meygerhoff to Lastorpe belegen ... fryen halses*“ (mit freiem Hals) und „*genslych grundtlych, deger und alle up und van ewych und ymmermer unwederropelych*“ (gänzlich, gründlich, vollständig und in jeder Hinsicht und von ewig und für immer unwiderruflich) verlassen und so solle es bleiben. Die anschauliche Formulierung „freien Halses“ ist eine damals allgemein gebräuchliche Wendung für die Freigabe eines Eigenbehörigen oder Leibeigenen.

Im Gegenzug hat Toelege Markquard auf die dinglichen Rechte und auf jeglichen Anspruch auf das von ihm verlassene Erbe zu verzichten.



Dieser Verzicht wird wie die Freilassung aus dem Eigenbehörigenverhältnis in zahlreichen Wendungen bekräftigt, zum Zeichen, dass auch von Seiten des Eigenbehörigen keinerlei Deutungsmöglichkeiten heraufbeschworen werden können.

Im vorliegenden Freibrief wird auch der Blick auf den zukünftigen Lebensweg des Eigenbehörigen gerichtet. Eine beabsichtigte Heirat ist der eigentliche Grund für den Freikauf. In Zukunft möchte Toe-eleke Markquard „*na dussem dagen und date dusses breves ... vor hylken geschycken haben*“ (nach diesem Tag und Datum dieses Briefes sich in den Stand der Ehe begeben) und alle Privilegien und Rechte genießen „*gelyck andern fryen luden*“ (wie andere freie Personen) „*sunder geferde, mangell und ane alle argelyst*“ (ohne Gefährdung, Mangel und ohne jede Arglist). Er „mag sich“, wie es im 16. Jahrhundert in vom Stift Börstel ausgestellten Freibriefen heißt, „nun hinfort nach Datum dieses Briefes begeben, kehren und wenden, in welchen echten Schutz und Städte es ... [ihn] gelüsted und beliebt und ... [ihm] am allerbequemsten ist.“¹¹

Damit „kann er freien Standes auf ein anderes Erbe kommen, muss sich dort aber wieder in Abhängigkeit begeben entsprechend dem Grundsatz mancher Eigentumsordnungen jener Zeit: „Ist die antretende Person freyen Standes, muß sie sich eigen geben.“¹²

Der Freikauf als Rechtsgeschäft zwischen einem Freien und einem Unfreien

Der Knappe Wille von Bockraden agiert beim Aufsetzen des Freibriefs wie sein eigener Notar und hat die Federführung beim Rechtsgeschäft zwischen Lehnsherrn und Leibeigenem oder Eigenbehörigem. Der Eigenbehörige war bei Änderung des Rechtsverhältnisses auf das Entgegenkommen seines Lehnsherrn angewiesen. Dieser konnte die Bedingungen des Freikaufs weithin einseitig nach den damals üblichen Regeln gestalten, ihn aber nicht verhindern, wenn der Betroffene z.B. auf einem anderen Erbe die Ehe eingehen wollte.

Der als Unfreier geborene Meiersohn aus Lastrup konnte sein Schicksal nur frei und unabhängig gestalten, wenn er die Zustimmung des Lehnsherrn hatte, als Individuum frei zu sein und in diesem Zustand etwa durch Einheirat das Erbe zu wechseln. Er bekam die Einwilligung, und so heiratete Toe-eleke Markquard vom Meierhof in Lastrup auf ein anderes Erbe im Kirchspiel Berge, das der „*abdissin*“ (Äbtissin)



und den „*stiftsjufferen zum Borstell*“ (Stiftsjungfrauen im Konvent des Stifts Börstel)¹³ hörig war.

Rein formal macht die Spitzenstellung des Personalpronomens „ich“ gleich im ersten Satz der Urkunde mit Nennung des Namens des Lehnsherrn von vornherein klar, dass es sich bei dem Rechtsgeschäft um eine säkulare Angelegenheit handelt und wer der maßgeblich Beteiligte ist. Der vorliegende Freibrief als Urkunde schafft Recht. Man könnte das Dokument deswegen eine „konstitutive Urkunde“ nennen. Ihre Recht-schaffende und -beweisende Kraft liegt in der Handschrift, hier des Wille von Bockraden, in der eigenhändigen Unterschrift des Ausstellers und in der Beglaubigung durch das Siegel.¹⁴ Vielfach begannen sonst die Urkunden dieser Zeit mit der Anrufung Gottes oder der Dreifaltigkeit, der sog. *Invocatio*, die hier fehlt, weil es sich um einen Freibrief handelt.

Alle rechtlichen Verpflichtungen sowohl auf Seiten des Ausstellers wie des Empfängers und die dazu erforderlichen Aussagen und Angaben werden in dem Dokument vielfach zum Ausdruck gebracht, wiederholt und verstärkt, um jede Möglichkeit eines Einwands oder Einspruchs, einer andersartigen Interpretation als die in der Intention der Urkunde liegende auszuschließen; in diesem Fall die Zusicherung der persönlichen Freiheit an eine Person unfreien Standes, die damit jedweden Anspruch auf das Erbe, von dem sie stammt, aufgeben muss. Dieses Verfahren der mehrfachen Umschreibung desselben Sachverhalts war in früheren Zeiten allgemein üblich und lässt sich z. B. auch in Urkunden des Lastruper Gerichts nachweisen.

Zur Beglaubigung des Rechtsakts wird, wie es schon immer bei Urkunden und in solchen Fällen üblich war, ein Siegel angehängt. Form und Ausdrucksweise dienen dazu, die Echtheit und den Wahrheitsgehalt des beurkundeten Rechtsaktes zu unterstreichen und jede Missdeutung auszuschließen. Außerdem wollte man einer späteren Anfechtung zuvorkommen. Zwar ist in heutigen Urkunden zu Rechtsgeschäften ebenfalls das Bemühen herauszulesen, Eindeutigkeit zu schaffen, aber nicht in dieser verbalen Fülle. Die rechtliche Begrifflichkeit, die sich an der jeweiligen Gesetzes- und Verordnungslage orientiert, hat sich weiterentwickelt, und damit ändern sich auch Form und Sprache, wenn auch gewisse Rechtsformeln lange Zeit gebräuchlich bleiben. Gleich geblieben ist das Bemühen, sich rechtlich nach allen Seiten abzusichern und für die Vertragsschließenden ein hohes Maß an Rechtssicherheit zu erreichen.

Der Freibrief spiegelt in eindeutiger Weise einen Aspekt der damaligen sozialen Gliederung im Niederstift Münster und im Fürstbistum Osnabrück wider, die Einteilung in Stände. Der eine war durch Geburt privilegiert, verfügte über Grundbesitz, der andere lebte von Geburt an in Abhängigkeit, besaß nur seine persönliche Habe. „Jeder ist seiner Aufgabe und seinem Stand verhaftet, in den er gestellt ist, und ein Ausbrechen daraus ist ihm nicht bestimmt.“¹⁵

Eigentümer von Grund und Boden waren mehrheitlich Angehörige aus dem (im Oldenburger Münsterland niederen) Adelsstand, die, wie der Verweis auf das „*angeporn ingesegell*“ erkennen lässt, sich ihrer herausgehobenen gesellschaftlichen Stellung wohl bewusst waren. Sie zeigt sich auch in dem Begriff „Knappe“, der dem Ritterstand zukommt, dem Wilhelm von Bockraden angehörte. Diese herausgehobene gesellschaftliche Stellung lag in der Geburt begründet, nicht wie heute in Lebenseinstellung und Leistung. Die frei Geborenen waren nicht an die Scholle Gebundene (*glebae adscripti*), wie der andere, größere Teil der bäuerlichen Gesellschaft. Sie waren persönlich frei und genossen Privilegien, wie sie unfreien Leuten nicht zukamen. Der Unfreie oder Eigenbehörige, wie es im Freibrief heißt, verfügte nur als Pächter und Verwalter über den von ihm bewirtschafteten Grund und Boden, der ihm vom eigentlichen Grund- oder Lehnsherrn überlassen wurde. Es gab auch einige persönlich freie Bauern, aber selbst diese waren nicht Eigentümer der von ihnen bewirtschafteten Höfe.¹⁶ Das Leben der Leibeigenen und Eigenbehörigen war geprägt von vielen Pflichten und einigen Rechten, die mit dem überlassenen Erbe in Verbindung standen. Vom Ursprung her bedeutete die Abhängigkeit von der Grundherrschaft in Form von Leibeigenschaft und Eigenbehörigkeit im System des Lehnswesens ein Geben und Nehmen. So hat das aus dem Lehnswesen hervorgegangene Abhängigkeitsverhältnis noch bis in das 16. Jahrhundert hinein funktioniert.¹⁷ Für die Wirtschaftsleistung des Lehnsnehmers konnte dieser im Sinne eines Treueverhältnisses mit „Schutz und Schirm“ (Hode) des Lehnsherrn rechnen.¹⁸ Das Treueverhältnis ist aber im Laufe der Zeit zu Ungunsten der Lehnsnehmer als Leibeigene und Eigenbehörige degeneriert, es kam „zu bedrückende[r] Einseitigkeit“.¹⁹ Das bäuerliche Leben war im Gegensatz zu jenem der adeligen Grundherren geprägt von Hand- und Spanndiensten, Abgaben und sehr weitreichenden Eingriffs- und Mitspracherechten des Grundherrn im Familienleben und in der Wirtschaftsführung eines



Eigenbehörigen. Darin kam die Herrschaft adeliger Gutsherren über die hörigen Bauern des Oldenburger Münsterlandes zum Ausdruck. Sie war noch bis in das 19. Jahrhundert gängige Praxis. Eine „gute alte Zeit“ war das für diesen Personenkreis kaum, sicherte aber auf den zur Pacht überlassenen Erbestellen wie den Meierhöfen immerhin einen wenn auch manchmal bescheidenen Lebensunterhalt. Die adeligen Grundherren achteten sehr darauf, dass ihr das Einkommen sichernder Besitz keinen Schaden nahm, die Pächter ihn pflegten und das Grundeigentum mit den entsprechenden Wohngebäuden und Stallungen im Bestand erhalten blieb.

Einiges zur Geschichte des Lastruper Meierhofs

Der Meierhof in Lastrup hatte zur Zeit des Freikaufs schon eine lange Geschichte, denn er existierte seit der Jahrtausendwende. Meierhöfe hat es nicht nur in Lastrup, sondern auch in einigen Bauerschaften des Kirchspiels gegeben. Jener in Lastrup war aber wohl der älteste. Wie Personenschatzregister des 15. und 16. Jahrhunderts belegen, gab es solche Höfe in den Bauerschaften Bixlag (Meygerhoff to Bixloh, bis 2013 Niels-Stensen-Hof), Hemmelte (Wessel de Meyger, heute Meyer/Haker und Meyer/Hackmann), Matrum (de Meiger to Matrem, heute Meyer), Kneheim (de Meyger to Knehem, heute Grabber), Oldendorf (Dedeke Meiger, heute Meyer/Behne) und Schnelten (de Meyger to Snelten, 1690 lt. Kirchenbuch „im Meyerhoff“).²⁰

Die Meierhöfe gehen in ihren Anfängen zurück auf die Zeit Karls d.Gr. und der Neuorganisation der von ihm eroberten sächsischen Gebiete. Die Bewirtschaftung erfolgte zunächst im sog. Villikationssystem, d.h. zur Sicherung der Grundherrschaft wurden Fronhöfe als eine Art Haupthöfe eingerichtet, denen mehrere weitere Höfe als Nebenhöfe unterstellt waren. Diese Haupt- und Nebenhöfe wurden von „Meiern“ betrieben. Der Name leitet sich her vom lateinischen Wort „maior“ (Komparativ von „magnus“) in der Bedeutung der Größere, der Höhergestellte als „Vorsteher eines Hofes“.

Die Aufgabe des Meiers bestand ursprünglich darin, als Verwalter im Auftrag des Grundherrn mit Hilfe des Hofgesindes und der Frondienste der abhängigen Bauern den Hof zu bewirtschaften und auch die grundherrlichen Abgaben der untergebenen Bauern einzuziehen.²¹ Im Laufe des 12./13. Jahrhunderts löste sich die Villikationsverfassung

auf, weil die Grundherren dazu übergingen, ihre zentralen Höfe nicht mehr selbst (mit Hilfe der Meier) zu bewirtschaften, sondern sie den Meiern gegen entsprechende Dienst-, Natural- und Geldleistungen in Erbpacht zu überlassen.²²

Snelten	
De meyer to Snelten	vij
huzerke to Snelten	vij
ludde to Snelten	vij
anreft to Snelten	vij
herste to Snelten	vij
anreft to Snelten	vij
anreft to Snelten	vij
ludde to Snelten	vij
poppe to Snelten	vij
toke to Snelten	vij
johan de wette	vij
bernd to Snelten	vij
ludde to Snelten	vij
johan opste	vij
albert to Snelten	vij
de olde anreft to Snelten	vij
Lastrup	
de meyer to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
anreft to Lastrup	vij
Herbergen	
anreft to Herbergen	vij
anreft to Herbergen	vij
anreft to Herbergen	vij

Abb. 4: Auszug aus einem Personenschatzregister aus der Zeit um 1540. Erhoben wurden die Schatzungen für die Kirchspiele Lastrup und Lindern vom Lastruper Gericht. Unter „Lastorpe“ ist in 2. Position zu lesen „Merten de Meyger“ und in 3. Position „Marquard Wessel“. Unter „Snelten“ findet sich in erster Position „De Meyger to Snelten“. Die zuletzt genannte Bauerschaft ist Herbergen mit den seinerzeit zum Kirchspiel Lastrup gehörenden Hofstellen Polryneke, Abeke to Herbergen, Berend to Herbergen. Nordrhein-Westfälisches Staatsarchiv Münster, Signatur: Fstm Münster - Landesarchiv, 680

Der Meierhof in Lastrup war kein Haupthof, sondern dem Haupthof in Löningen unterstellt und ursprünglich Eigentum des Reichsklosters Corvey.²³ Belehnt war Anfang des 12. Jahrhunderts mit der ‚curia Lastorpe‘ der corveyische Graf Otto von Zutphen. Von dort gelangte



das Lehen im 13. Jahrhundert (um 1275) an die Grafen von Oldenburg. Diese belehnten im 15. Jahrhundert die niedere Adelsfamilie von Bockraden auf Calhorn mit dem Meierhof in Lastrup, und bei dieser Familie ist das nunmehr oldenburgische Lehen bis zum Aussterben der Familie von Bockraden verblieben (1652).²⁴

Mit der Zeit entwickelte sich eine immer stärkere Abhängigkeit der Meier von ihrem mit Verfügungsgewalt ausgestatteten Grundherrn, die in Leibeigenschaft oder Eigenbehörigkeit mündete. Als „*egenboryg*“ und damit unfrei werden auch Johann Marckqward, der „*meyger to La-setorpe und Beseken syne[r] elychen husvrouwen*“ im Freibrief bezeichnet. Auf einer Bauernstelle unfrei zu sein bedeutete über die materiellen Belastungen hinaus, keine Freizügigkeit in der Wahl seines Wohnortes zu haben oder seinen Beruf frei wählen zu können. Wer als Unfreier ein Erbe verlassen wollte, hatte sich freizukaufen und dafür zu bezahlen. Das Gleiche galt für Söhne und Töchter von Leibeigenen und Hörigen, wenn sie auf ein anderes Erbe gingen. Die zu leistende Freikaufsumme war von den jeweiligen Eltern, die das Erbe bewirtschafteten, an den Grundherrn zu leisten.

Das rechtliche Verfahren eines solchen Freikaufs und dessen Konsequenzen für den Grundherrn einerseits und den eigenbehörigen Meier andererseits werden aus dem vorliegenden Freibrief des Wilhelm von Bockraden aus dem Jahr 1552 ersichtlich.

Nun darf der Freikauf des Sohnes des Meiers zu Lastrup im Jahre 1552 nicht zu der Annahme verleiten, alle oder auch nur die meisten Bauern in Lastrup seien zu dieser Zeit persönlich unfrei gewesen. Denn neben der Eigenbehörigkeit hatte sich eine mildere Form der Abhängigkeit vom Grundherrn entwickelt, die so genannte „Hofhörigkeit“, die dadurch gekennzeichnet war, dass die Hofhörigen persönlich frei (Freikauf, Gesindezwangsdienst und Sterbfallabgabe waren nicht zu leisten), wirtschaftlich aber als Erbpächter auf dem Hof vom Grundherrn abhängig waren (Auffahrts- und Gewinn gelder waren zu zahlen, und auch die laufenden Abgaben und Dienste mussten geleistet werden). „Leib frei, Gut eigen“ lautete die knappe Formulierung für diese Rechtsstellung. Und neben den Eigenbehörigen und den Hofhörigen gab es – im Amt Cloppenburg mehr als im Amt Vechta – auch viele jüngere Bauernstellen, die völlig frei waren.

Eine Aufstellung für das 16./17. Jahrhundert²⁵ ergibt für Lastrup 50 Höfe in grundherrschaftlicher Abhängigkeit und 84 freie Bauernhöfe.



Wie viele von den grundherrlich abhängigen Stellen eigenbehörig waren, lässt sich leider nicht mehr zuverlässig ermitteln.²⁶

Vor etwa 200 Jahren fanden die Abhängigkeiten auf den Bauernhöfen des Oldenburger Münsterlandes ihr Ende. Eingeleitet wurden Maßnahmen gegen grundherrschaftliche Abhängigkeiten, wie sie sich im Freibrief darstellen, vor allem durch die Ideen der Französischen Revolution (1789), die sich u.a. durch die napoleonischen Eroberungen in ganz Europa verbreiteten. Von den Bauern selbst sind im Oldenburger Münsterland vor dem 19. Jahrhundert keine Auflehnungen gegen die starken persönlichen und materiellen Belastungen ausgegangen. Sie fühlten sich trotz ihrer oft ärmlichen Lage unter dem „Schutz und Schirm“ ihres Grundherrn wirtschaftlich und familiär versorgt und brauchten zur Sicherung ihres Lebensunterhalts auf dem Pachthof nicht sehr initiativ zu werden angesichts der strengen Regeln und Vorschriften, wie sie durch das Pachtverhältnis vorgegeben waren. Entscheidende, vielfach aus wirtschaftlicher Sicht positive Veränderungen traten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein mit der so genannten Bauernbefreiung, die aber nicht „bottom up“, sondern „top down“ erfolgte und erst mit dem oldenburgischen Ablösungsgesetz vom 11. Februar 1851 ihren Abschluss fand. Nun wurden auch die Bewirtschafter von abhängigen Meierstellen zu wirklich persönlich freien und unabhängigen Individuen und zu echten Eigentümern. Sie entschieden nun selbst über ihr persönliches Schicksal und das ihres Hofes.

Siedlungsgeografisch war der Meierhof, dessen Gründung zeitlich noch vor der des Kirchspiels Lastrup und vor der Einrichtung eines Gogerichts lag, die Keimzelle für die Entwicklung der Bauerschaft Lastrup zum Mittelpunkt der Gemeinde. Als ungeteiltes Lehen existierte er zu corveyischen und oldenburgischen Zeiten bis in das 13. Jahrhundert. Dann ist er offensichtlich geteilt worden. Er erstreckte sich über die Bauerschaft Lastrup und die sie umgebenden Eschländereien. Die Lage ergibt sich aus den bis heute nachvollziehbaren Besitzverhältnissen der Nachfolgehöfe. Als der Oldenburger Graf Dietrich der Glückselige den Wille (Wilhelm) von Bockraden auf Gut Calhorn 1421 im Kirchspiel Lastrup belehnte, umfasste das Lehen zwei Höfe und die Mühle von Lastrup,²⁷ die Teilung muss also schon vor dem 15. Jahrhundert stattgefunden haben. Bei den Nachfolgehöfen, Erbe genannt, handelt es sich um den Hof Lübbeken/Meyer an der heutigen St. Elisabethstraße im Ortskern von Lastrup als Stammhof (auf der Karte des



Ortskerns von Lastrup Nr. 1) und um den Hof Thölken, heute Saalfeld (Nr. 4). Es sind noch zwei weitere Nachfolgehöfe aus dem ursprünglich einen Hof bildenden Meierhof hervorgegangen, die Hofstelle Albers/Haare an der heutigen Kirchstraße (Nr. 2, ausgesiedelt nach Hammel) und die Hofstelle Paals, heute Ortman/Wichmann an der Hamstruper Straße (Nr. 3).



Abb. 5: Ausschnitt aus dem Übersichtshandriß der Flur 14 des Kirchspiels Lastrup von 1837, hg. v. Vermessungs- und Katasterbehörde Oldenburger Münsterland - Katasteramt Cloppenburg. Die Nachfolgehöfe des Meierhofs sind v. Verf. mit Ziffern gekennzeichnet: 1 Stammhof Lübbeken-Meyer, 2 Meyer cdt's Albers, 3 Meyer cdt's Paals („Meyer cdt's [conductus = genannt] Albers, ... Paals“ nennt der Lastruper Vikar Lüken die Nachfolgehöfe in seinem „Index Nominum familiae ...“ von 1852, einer Aufzeichnung aller bis dahin in den Kirchenbüchern vorhandenen Familiennamen [FN] des Kirchspiels Lastrup [Archiv St. Petrus Lastrup]. Die Vorstellung, dass es sich um ehedem zum Meierhof gehörende Flächen handelt, ist noch lebendig. Die den Stammhof bewohnende Familie Lübbeken wurde noch bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts Lübbeken-Meyer genannt.), 4 Thölken.

Von den Nachfolgehöfen lieferten die bei Pagenstert als Halberben qualifizierten Höfe Albers und Meyer ihre Gefälle oder Abgaben ge-

meinsam an den oldenburgischen Lehnsherrn oder den von diesem belehnten Gutsherrn,²⁸ ein Beweis, dass beide Höfe ursprünglich ein ungeteiltes Ganzerbe bildeten. Der Hof Thölken war ebenfalls oldenburgisches Lehen und als Afterlehen an das Gut Calhorn vergeben worden. Die Hofstelle Paals hingegen war oldenburgisches Afterlehen des Gutes Stedingsmühlen, das deswegen, und weil es im Kirchspiel noch weitere eigenbehörige Halberbenstellen besaß, noch bis in das 19. Jahrhundert enge Beziehungen zu Lastrup gehabt hat.

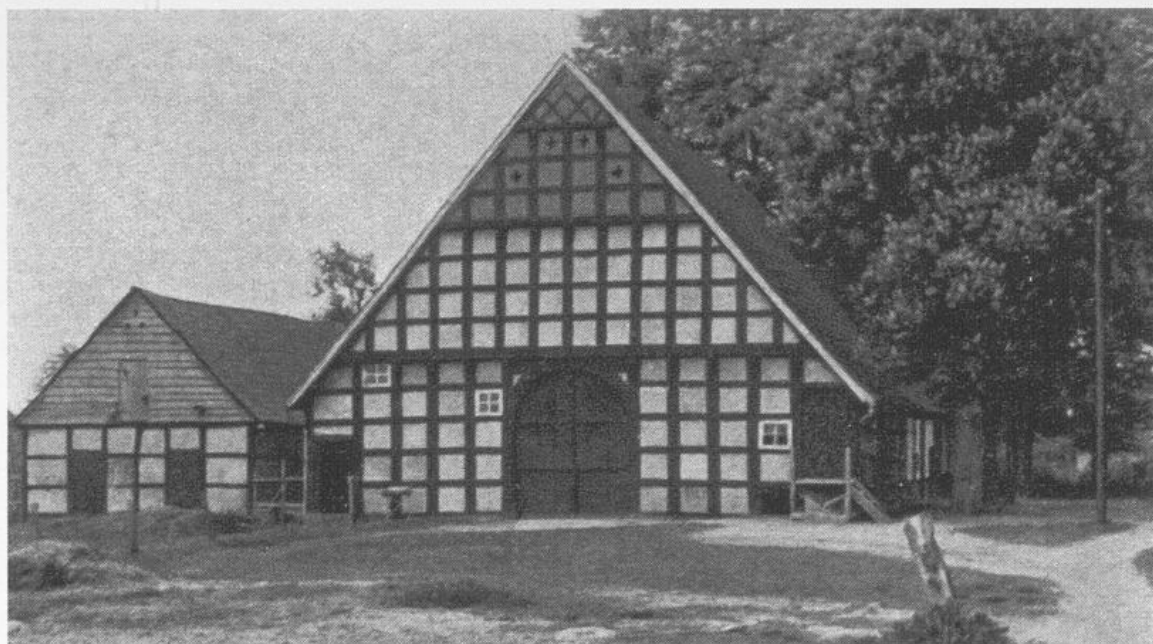


Abb. 6: Das ehemalige oldenburgische Lehen, der Vollerbenhof Thölken um 1950. Die Hofstelle wurde 1909 aufgelöst und zerstückelt.

Foto aus: Paul Clemens, Lastrup und seine Bauerschaften, Siedlung und Wirtschaft einer niederdeutschen Geestlandschaft, Bremen-Horn 1955, Tafel V

Inzwischen haben sich die Verhältnisse auf den besagten Hofstellen, die aus dem ehemaligen Meierhof hervorgegangen sind, sehr verändert. Nur die Hofstellen Lübbeken-Meyer (1) und Thölken (4) sind heute am Hofgebäude noch als vormalige landwirtschaftliche Betriebe zu erkennen; auf den Hofflächen Albers (2) und Paals (3) stehen Wohngebäude. Die Höfe tragen bis auf den Stammhof andere Namen. Von einer Randlage der Höfe, wie sie noch 1837 zu beobachten war (vgl. Karte Abb. 7), kann nicht mehr gesprochen werden.²⁹ Die dazu gehörigen Acker- und Weideflächen sind angesichts der Verdichtung des

Ortskerns von Lastrup und der Ausweitung von Wohngebieten weitgehend bebaut. Auch die Gebäude des St. Elisabeth-Stifts, der Astrid-Lindgren-Schule sowie der Oberschule stehen auf Flächen des ehemaligen Meierhofs. Die Entwicklung zur Verdichtung des Ortskerns von Lastrup wird fassbar durch einen Vergleich der Einwohnerzahl des Kirchspiels Lastrup um 1500 mit der heutigen; damals gab es etwa 100 Steuerpflichtige im Kirchspiel,³⁰ die Einwohnerzahl betrug ca. 400; heute leben in der Gemeinde 7076 Einwohner,³¹ der weitaus größere Teil im Kirchdorf, vielfach auf dem Gelände des ehemaligen Meierhofs.

Abb. 7: Karte des heutigen Ortskerns von Lastrup, in der die Lage des Stammhofs und die der aus Teilungen hervorgegangenen Nachfolgehöfe wieder mit den Ziffern 1 bis 4 gekennzeichnet ist: 1 Stammhof Lübbeken-Meyer, 2 Albers, 3 Paals, 4 Thölken
Karte der Gemeinde Lastrup, 2013



Anmerkungen:

- ¹ Z.B. Abschrift der Traditiones Corbejensis von 1479; sie beziehen sich auf die Zeit um 1050 (NRW StA Münster, Msc VII 5209). Eine originale Urkunde mit Erwähnung des Meierhofs in Lastrup als „curia in Lasdorph“ datiert in das Jahr 1107 (NRW StA Münster, Msc VII 5209; Kopie eines Auszugs in: Claus Lanfermann, Lastrup – Eine Gemeinde im Oldenburger Münsterland, Bd. I, Hemmelte 2005, S. 70).
- ² Z.B. bei Karl Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. V, Köln o. J.; bei Carl Ludwig Niemann, Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwicklung, Oldenburg und Leipzig o. J.; bei Clemens Pagenstert, Die ehemaligen Kammergüter in den Ämtern Cloppenburg und Friesoythe, Heimatverein

Dinklage, 2. Aufl. 1977; in neuerer Zeit bei Clemens Woltermann, Die Meierhöfe im Oldenburger Münsterlande, Friesoythe 1978.

³ Niedersächsisches Landesarchiv - Staatsarchiv Osnabrück, Dep 91a Nr. 290.

⁴ Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 7, Urkundenbuch des Stifts Börstel, bearbeitet von Roland Rölker und Werner Delbanco, Osnabrück 1996, Nr. 283, S. 301 - 303.

Das Zisterzienserinnenkloster Börstel ist eine Stiftung der Grafen Otto und Johann von Oldenburg. Zunächst auf dem Meierhof in Menslage (Kloster Rosental) ansässig, wurde das Kloster 1251 in den einsamer gelegenen Wald von Börstel verlegt. Es ist heute ein freiweltliches, evangelisches Damenstift, in dem auch zwei katholische Kapitularinnen leben dürfen.

⁵ Codex traditionum Corbejensium, NRW StA Münster, Msc VII 5209.

⁶ Knappe nannten sich noch im 16. Jahrhundert die auf Adelsgütern (Rittersitzen) lebenden Eigentümer. Der Begriff stammt aus dem Vokabular des um diese Zeit schon überholten Ritterwesens und bedeutet eigentlich Edelknecht, Edelknabe von freier Geburt, der in persönlichen Diensten eines Ritters stand.

Wilhelm von Bockraden zu Calhorn war mit der im Freibrief namentlich genannten Tochter Grete oder Margaret des Knappen Claus Schütte von Hördinck auf Bakemude (bei Meppen) verheiratet. Dieses Gut war landtagsfähig, und deswegen wurde Wilhelm von Bockraden in den ritterschaftlichen Landtagslisten in Münster aufgeführt und konnte sich Knappe nennen. Er starb 1563. Nach Rudolf vom Bruch, Die Rittersitze des Emslandes, 4. Aufl., Münster 1962, S. 64.

⁷ Urkundenbuch des Stifts Börstel, a.a.O., Nr. 283, S. 301/302.

⁸ Es gab je nach Region und Zeit „verschiedene Arten persönlicher Abhängigkeit“ zwischen Grund-/Leibherren und dem Hörigen. „Diese Verschiedenheit ist allmählich verschwunden ... Um die Zeit von 1500 bis 1600 waren in der That alle Bewohner des Landes nur als freie oder als eigene Leute bezeichnet,“ heißt es bei Carl Bertram Stüve, Geschichte des Hochstifts Osnabrück von 1508 - 1623, Bd. II, Neudruck der Ausgabe von 1872, Osnabrück 1980, S. 614. Ähnliche Verhältnisse herrschten in Bezug auf die Hörigkeit auch im Niederstift Münster. Diese wird verstanden als ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Grund- oder Leibherrn als dem Freien und dem Leibeigenen oder Eigenbehörigen als dem Unfreien. Wie sich dieses Verhältnis in Lastrup darstellte, geht aus dem behandelten Freibrief hervor.

⁹ Der FN Marckwarde (hier eine der Schreibweisen des FN in der Urkunde) steht in den erhaltenen Schatzungsregistern aus dem 15. bis 17. Jahrhundert unter Lastrup, ist aber z.B. in einer erhalten gebliebenen Steuerliste, aufgestellt vom Lastruper Gericht am 18.3.1672 (NRW StA Münster, FStm Ms 487, ad Nr. 36, Bd. 5) wenige Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 oder in einem vom Lastruper Pfarrer Gerlach Nieman im Jahr 1750 erstellten Familienregister des Kirchspiels Lastrup (Archiv des Bischöflich Münsterschen Officialats in Vechta, Best. Lastrup, B-33c) nicht mehr zu finden. Die Familie hat den Lehnhof in Lastrup verlassen, ein Familienmitglied sich nachweislich, wie hier dargestellt, in neue Eigenbehörigkeit begeben.

Der in Lastrup eher seltene FN „Marckward“ oder „Marquardt“ bedeutet nach Hans Bahlow, Deutsches Namenlexikon, Suhrkamp Tb 1972, S. 331, Sp. 2 soviel wie „Grenzhüter“.

¹⁰ Hinweis von Herbert Markus, Münster, einem Nachfahren der Markwards.

¹¹ Wilfried Pabst, Hörige und Leibeigene im Fürstentum Osnabrück, Spätmittelalterlich/frühneuzeitliche Quellen zur Geschichte des Osnabrücker Landes, 2. Aufl., Osnabrück 2010, Nr. 47, S. 79.

¹² Karl H. Schneider, Geschichte der Bauernbefreiung, Reclam Universal-Bibliothek Nr. 18735, Stuttgart 2010, S. 18. Wilfried Pabst, a.a.O., hat einen Teil der im Stift Börstel erhaltenen Urkunden und Freibriefe ins Hochdeutsche übertragen. Der hier behandelte Freibrief ist aber nicht darunter.

- ¹³ Osnabrücker Urkundenbuch, a.a.O., Nr. 409, S. 477.
- ¹⁴ Ahasver von Brand, *Werkzeug des Historikers*, Stuttgart 1958, S. 103. Das – hier nicht mehr vorhandene – Siegel musste den Siegelinhaber zweifelsfrei bezeichnen, und es durfte nur von diesem gebraucht werden. Deswegen geht Wille von Bockraden am Ende des Freibriefs genau darauf ein.
- ¹⁵ Bernard Schröder, *Erbesnamen und Agrargeschichte, Die bäuerlichen Hofesnamen in den emsländischen Landschaften*, Nordhorn o.J., S. 35.
- ¹⁶ Karl H. Schneider, a.a.O., S. 19.
- ¹⁷ Vgl. C.L. Niemann, a.a.O., S. 181.
- ¹⁸ Wilfried Pabst, a.a.O., S. 7.
- ¹⁹ Wilfried Pabst, a.a.O., S. 8.
- ²⁰ Siehe auch Peter Sieve, *Das Personenschatzregister von 1549 für das Amt Cloppenburg, Die rote Reihe Heft 12*, Cloppenburg 2003, S. 81ff.
- ²¹ Siehe *Lexikon des Mittelalters* VI, Sp. 470 F, s.v. Meier, -recht (W. Rösener).
- ²² Siehe *Lexikon des Mittelalters* VIII, Sp. 1694 f., s.v. Villikation (W. Rösener).
- ²³ Auf das damit verbundene Recht der Wroge und Probe, der Überprüfung von Maß und Gewicht, wird hier nicht eingegangen. Der Meier des Lastruper Hofes hatte sich gegen Wein-kauf die Wroge vom Meier in Löningen zu holen, der wiederum sich mit diesem Recht gegen Geldzahlungen vom Stadtrat in Meppen belehnen ließ. Dieser handelte im Namen des Oberlehnsherrn, des Abtes in Corvey. Einzelheiten bei C. Lanfermann, a.a.O., S. 200/201.
- ²⁴ Nach Pagenstert, a.a.O., S. 121. Die Familie derer von Bockraden trug auch das Kollationsrecht (das Recht, die Pfarrstelle zu besetzen) für die Kirchen in Lastrup und Lindern von den Oldenburger Grafen zu Lehen sowie die Wassermühle an der Bäke am Weg nach Hamstrup.
- ²⁵ Franz Bölsker-Schlicht, *Das Gogericht auf dem Desum*, Oldenburg 2000, S. 197. Die Problematik Eigenbehörigkeit/Hofhörigkeit ist hier sehr aufschlussreich dargestellt.
- ²⁶ Die Aufstellung von Cl. Pagenstert „Die ehemaligen Kammergüter in den Ämtern Cloppenburg und Friesoythe, Vechta 1912“ listet auf S. 49 ff. unter den 16 Kammergütern (Güter, die grundherrschaftlich von der Landesherrschaft abhängig waren) nur 5 eigenhörige und 11 hofhörige Stellen auf.
- ²⁷ Nach C. Pagenstert, a.a.O., S. 121.
- ²⁸ C. Pagenstert, a.a.O., S. 121. Zur Erbesqualität der Nachfolgehöfe dort S. 21 ff. und S. 120. In der ersten Vermessungskarte des Ortes Lastrup von ca. 1850 werden alle vier Höfe als Vollerbenstellen bezeichnet. Die aus dem Meierhof hervorgegangenen Erben Albers und Lübken lieferten um 1700 an das von den Bockraden bewirtschaftete Gut Calhorn an ständigen gutsherrlichen Gefällen 7 Malter Roggen, 7 Malter Hafer, 2 feiste Hammel, 4 Hühner und 5 Taler Dienstgeld. 1 Malter umfasste i.d.R. 12 Scheffel, von denen einer in Lastrup ca. 30 Pfund ausmachte. Als Grund für den niedrigen Wert kann man den wenig ertragreichen Boden vermuten.
- ²⁹ Vgl. auch C. Woltermann, a. a.O., S. 74.
- ³⁰ Nach einem Steuerregister aus dem Jahr 1498, Nordrhein-Westfälisches Staatsarchiv Münster, Fstm MS, Landesarchiv 487 Nr. 1a.
- ³¹ Ohne die Bauerschaften Kneheim und Nieholte, die um 1500 noch nicht Teil des Kirchspiels/der Gemeinde Lastrup waren. Sie sind es erst seit 1933. Die derzeitige Einwohnerzahl beruht auf Angaben der Gemeinde Lastrup vom Januar 2013.

Die digitale Bearbeitung von Karten, Listen und Bildmaterial erfolgte durch Herbert Patri, Melle.

Theodor Tebbe

Die Hausinschriftenforschungen von Anton Tumbrägel und Joachim Widera

Gute Freunde und bedeutende Inschriftenforscher

Es gibt zahlreiche Veröffentlichungen über Hausinschriften, auch zu den Hausinschriften im Oldenburger Münsterland. Was es aber kaum gibt, sind Publikationen zu diesem Thema, welche die volkskundliche oder kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Inschriften über Hauseingängen, Toren oder an den Hausgiebeln beleuchten. Eine wichtige Ausnahme stellt die 1990 veröffentlichte Dissertation „Möglichkeiten und Grenzen volkskundlicher Interpretationen von Hausinschriften“ von Joachim Widera dar. Widera setzt sich in dieser ebenso gründlichen wie grundlegenden Studie so differenziert mit den Hausinschriften in Süddoldenburg auseinander wie kaum ein anderer.

Der am 12. Dezember 1929 in der Industriestadt Hindenburg/Oberschlesien geborene Joachim Wilibald Widera wuchs auf in Leschnitz am Fuße des St. Annabergs, wo er die Volksschule, später dann die Oberschule in der Kreisstadt Cosel/Oder besuchte.

Als gegen Ende des Zweiten Weltkrieges russische Truppen die Grenze Oberschlesiens überschritten und wenig später den Polen die Zivilverwaltung übergeben wurde, retteten sich der deutsche Obergerichtsvollzieher Johann Widera mit Frau und Kind über Berlin in die britische Besatzungszone. Dort wurden sie als Ostvertriebene¹ dem Kreis Vechta i.O. zugewiesen.

Im Herbst 1945 kam Widera dort ordnungsgemäß in die 4., nach heutiger Zählung in die 8. Klasse am Antonianum, durfte jedoch schon bald eine Klasse überspringen. Studienrat Heinrich Tumbrägel, ein Onkel seines späteren Freundes Anton Tumbrägel, war sein Klassenlehrer. Die beiden Jungen Anton und Joachim lernten sich kennen und schätzen, als Widera ab Mai 1947 in Krimpenfort auf dem tumbrägel-schen Nachbarhof Krogmann lebte.



Es entwickelte sich daraus eine lebenslange Freundschaft. Mag sein, dass die heimat- und kulturgeschichtliche Leidenschaft, die beide verband, einen Teil dazu beigetragen hat. Gewiss ist: Beide wollten – im Verbund mit Johannes Thomes und dem religiösen Volkskundler Professor Johannes Vincke – die bleibenden Zeugnisse vergangener Zeiten an den Giebeln, Dächern und Eingängen der Häuser ihrer Heimat, die volkskundlich-kulturelle Bedeutung von Hausinschriften ergründen und erforschen.



*Abb. 1: Anton Tumbrägel
(geb. 7. März 1925,
gest. 13. April 2000)*

Tumbrägel „... kennde sick orig gaud ut.“

Nach dem Abitur im Jahre 1943 wurde der spätere Pfarrer Anton Tumbrägel zunächst zur Wehrmacht eingezogen, begann dann 1945 sein Theologiestudium in Münster und Freiburg. Der nicht nur in Süldenburg bekannte Heimathistoriker Franz Hellbernd verlautbarte im Jahr 2009 über diesen in bestem Platt: *Dei Anton kennde sick bi de Inschriften orig gaut ut. Hei is dei erste wän, wecker sick bi us dormit gründlicker befaoten un dei hiesigen Husinschriften utführlick ünnersöcht häff.* Wiederholt habe er deshalb mit ihm zu tun gehabt. Wahrscheinlich ist es auf die allseits bekannte Bescheidenheit Tumbrägels zurückzuführen, dass viele Menschen auch aus seiner unmittelbaren Umgebung nichts davon wussten, dass der Seelsorger auch ein bedeutender Hausinschriftenexperte war.

Während seines Studiums in Freiburg war Tumbrägel als Mitarbeiter von Professor Johannes Vincke am Institut für Religiöse Volkskunde tätig. Spätestens hier dürfte sein Interesse an Hausinschriften geweckt worden sein. Jedenfalls beschäftigte er sich in den nächsten Jahren intensiv mit den Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes. Professor Johannes Vincke, der zu dieser Untersuchung die Anregung gegeben hatte, stand ihm dabei stets fördernd zur Seite. Ziel war es dabei zunächst, die Hausinschriften von etwa zehn Gemeinden zu erfassen. Er beschränkte sich dann aber auf die Sammlung der Hausinschriften aus den Gemeinden Damme, Lohne und Langförden. Unterstützt wurde er dabei von Lehrern vor Ort: Man verteilte in den Schulen an Schüler Fragebögen zur dokumentarischen Erfassung der Inschriften. Das Problem dabei: Auch bei umsichtiger Vorgehensweise kann ein Rest an Ungenauigkeit nicht ausgeschlossen werden.² Zurückgreifen konnte Tumbrägel jedoch auch auf die damals bereits vorliegende Inschriftensammlungen des Kirchspiels Bakum und der Gemeinden Cappeln und Visbek.

Widera in ‚professoralem‘ Dilemma

Auch Widera lernte Professor Vincke gleich im ersten Semester an der Universität Freiburg kennen und war bald in den „Vincke-Hausinschriften-Kreis“ aufgenommen, zu dem bereits Johannes Thomes und Anton Tumbrägel gehörten.³ Als junger Student war er so seinem Freund Anton beim Sammeln von Hausinschriften in Südoldenburg wie bei den entsprechenden Korrekturen behilflich.⁴ Doch bald schon befasste auch er sich eigenständig mit den Hausinschriften. Denn im „Vincke-Hausinschriften-Kreis“ hatte man in den späteren 1940er-Jahren eine Aufgabenteilung bei der Erforschung von Hausinschriften vorgenommen. Unter kirchengeschichtlichen Gesichtspunkten untersuchte Johannes Thomes die Hausinschriften des Osnabrücker Landes. Anton Tumbrägel befasste sich vertieft mit der Religiösen Volkskunde in den Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes, während Joachim Widera, der erst im Winter 1949/50 hinzukam, die Aufgabe zufiel, Osnabrücker und Südoldenburger Hausinschriften unter Aspekten der Germanistik zu erforschen.⁵ Aus einem Brief vom 17. August 1954 an Johannes Thomes geht hervor, dass er sich zu diesem Zeitpunkt bereits intensiv mit seiner „Inschriften-Arbeit“ beschäftigt.



Er schreibt: „Noch bin ich fest dabei, theoretische Dinge zu bearbeiten; aber Anfang September fahre ich heim, um meine Inschriften-Arbeit – so Gott es will – endgültig abzuschließen.“⁶ Aber es sollte noch 45 Jahre dauern, bis dieser Wunsch in Erfüllung ging. Das lag allerdings nur zum Teil daran, dass ihm nach „gründlicher, Jahre erfordernder Durcharbeitung der Literatur“ und dem „umfassenden Kennenlernen des Inschriftenmaterials, wo immer es zu finden war“, klar wurde, dass eine „ursprünglich ins Auge gefasste rein germanistische Ausgangsposition in Richtung auf eingehende allgemeine volkskundliche Fragestellungen erweitert werden mußte“. Die ursprüngliche Themenstellung seiner „Inschriften Arbeit“, die er im Herbst 1954 abzuschließen gedachte, beschränkte sich im Wesentlichen noch auf Süddoldenburg. Es war vor allem Johannes Vincke, der eine Einbeziehung bzw. Berücksichtigung von Hausinschriften aus dem Osnabrücker Raum wünschte, wie aus einem Brief Joachim Wideras vom 17. August 1954 an Johannes Thomes in Rulle hervorgeht.⁷ Nach dem Tod von Johannes Thomes im November 1955 betreute Johannes Vincke dessen Hausinschriftensammlung. Er konnte nun diese bzw. Teile daraus Joachim Widera für seine Inschriften-Arbeit zur Verfügung stellen.



*Abb. 2: Joachim Widera
(geb. 12. Dezember 1929,
gest. 24. Oktober 1994)*

Von Oktober 1958 bis Mai 1960 war Widera als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Professor Johannes Vincke am Institut für Kirchen-

geschichte und Religiöse Volkskunde tätig und hoffte auch zu diesem Zeitpunkt noch, seine Inschriften-Arbeit bald abschließen zu können, um damit zu promovieren. Doch er saß dabei bildlich gesprochen zwischen zwei ‚professoralen Stühlen‘: Auf der einen Seite hatte er es mit dem von ihm hoch geschätzten Professor Johannes Vincke zu tun, auf der anderen mit dem Germanisten und Volkskundler Professor Friedrich Maurer, dessen Art ihm nicht sonderlich lag. Verschlimmert wurde dies dadurch, dass die beiden Gelehrten teils gegenteilige Vorstellungen von dem hatten, was seine Forschungsarbeit erbringen sollte. Keinem von beiden konnte er es recht machen – zudem hatte auch er ganz eigene Vorstellungen von der Zielrichtung seiner Arbeit. So gab er sein Vorhaben einstweilen auf, zumal er die Absicht hegte, seine Verlobte Hildegard Thoma, eine gebürtige Freiburgerin, zu heiraten. Zu diesem Zeitpunkt hatte Anton Tumbrägel in der Zeitungsbeilage „Heimatblätter“ (Oldenburgische Volkszeitung in Vechta) schon längst einen volkskundlichen Aufsatz mit dem Titel „Barockes Lebensgefühl in den Hausinschriften des Kreises Vechta“ veröffentlicht. Er war seiner maschinenschriftlichen Arbeit über „Religiöse Volkskunde in Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes“ entnommen, welche Tumbrägel allerdings nicht zur Publikation freigab.⁸

Anton Tumbrägel: Inschriftenforschung und Zeitkritik

Die Interessenschwerpunkte Anton Tumbrägels kommen im Arbeitstitel seiner oben genannten Schrift klar zum Ausdruck: Religiöse Volkskunde und Theologie. In der Einleitung schreibt er: „Heimatliebe und Gottesglaube haben von jeher den Oldenburger Münsterländer ausgezeichnet“, allerdings sei es „schwierig, die Kräfte zu fassen, welche ihn an die zeitliche und ewige Heimat fesseln.“ Die Auseinandersetzung mit „den Inschriften, die noch heute die Giebel unserer Wohn- und Wirtschaftshäuser schmücken“, liefere jedoch einen Zugang zu den verborgenen Quellen der eigenen Kultur.

Diese „tiefsten Kräfte des heimatlichen Menschen zu erfassen“, war ihm ein wesentliches Anliegen seiner volkskundlichen Arbeit.⁹ Denn die Inschriften eröffneten „in Gehalt und Gestalt einen Zugang zu den innersten Kräften des Volkstums“, allerdings sei dafür eine eingehende Kenntnis der geschichtlichen und geografischen Grundlagen unerlässlich.¹⁰



Dieser Denk- und Analyseansatz erwies sich als eine wichtige Grundlage für die volkskundlich-kulturelle Untersuchung der Hausinschriften. Hinzu kam die nicht minder grundlegende Erkenntnis, dass es dazu – entgegen der noch 1948 geäußerten Ansicht von Johannes Vincke¹¹ – einer Zuordnung der Spruchinschriften zu bestimmten Spruchfamilien bedurfte, ein Verfahren, das später auch Widera anwenden sollte. Tumbrägel wusste um die Schwierigkeiten, die eine solche Festlegung mit sich brachte. Dies belegt ein Brief, den er am 17. Juni 1950 an Johannes Thomes richtete: „Zwischen den einzelnen Gruppen kann natürlich nicht säuberlich geschieden werden. Aber ohne eine Einteilung kommt man nicht zurecht und kann auch wenig Schlüsse ziehen.“ Doch eröffnete sich damit ein über das rein Deskriptive weit hinausreichender Zugang in der Frage nach der sozial- und kulturgeschichtlichen (Be-)Deutung der Hausinschriften.

Fast schon exemplarisch lässt sich bei Anton Tumbrägel darüber hinaus nachvollziehen, wie wissenschaftliche Arbeitsprozesse in Form eines (zeit-)kritischen Diskurses verlaufen können.

Dass ihn die Beschäftigung mit den Inschriften innerlich erfüllt hat, wie reich er sich dadurch beschenkt fühlte, belegt eindrucksvoll das Vorwort der unveröffentlichten maschinenschriftlichen Version aus dem Jahre 1950. Dort heißt es: *Die Inschriften haben mir viel Freude und Erhebung bereitet. Einst ging ich an ihnen vorüber, als konnte ich sie nicht. Jetzt sind sie mir vertraute Bekannte geworden, und in der Fremde bedeuten sie ein Stück Heimat für mich, das ich mitgenommen habe. Sie haben mich bereichert und mir Fragen beantwortet, um deren Lösung mancher vergeblich ringt.*¹²

In den Schlusszeilen des Vorwortes klingt schon an, was den Mittelpunkt seines späteren Wirkens ausmachen sollte – der Mensch: Das „bodenständig Echte, das in den ererbten Hausinschriften vor uns steht, neu zu festigen“, formuliert er 1950 als sein wichtigstes Anliegen, denn es gehe dabei „letzten Endes ja nicht um die Hausinschriften“, sondern immer „um den Menschen selbst“.¹³

Hausinschriften: Antwort auf Lebensfragen?

In dem bereits erwähnten Brief vom 17. Juni 1950 an Johannes Thomes in Emden konstatiert Tumbrägel freimütig, dass er „die Inschriften als Antworten auf Lebensfragen“ begreife. Wie ein Philosoph spreche

sich darin der einfachste Mensch über seine Stellung zu Gott, zum Mitmenschen und zur übrigen Umwelt aus. Daher befasst er sich mit den Sprüchen vor allem hinsichtlich ihrer Stellung zu Gott, ihrer Stellung zum Mitmenschen und ihrer Stellung zur sonstigen Umwelt. Als eine der wesentlichen Lebensfragen des Menschen sieht er dabei „die Frage nach dem Sinn des Leides“, zumal manch einer erst durch Leid geprüft seine wahre Größe erlange, was auch der folgende Spruch bekunde („Kreuz und Leid werden“ darin, so Tumbrägel, „zur schönsten Offenbarung Gottes“):

*Gib, Gott, wofern es dir gefällt,
Des Lebens Ruh und Freuden.
Doch schadet uns das Glück der Welt,
So gib uns Kreuz und Leiden.
Und laß uns nicht in Not und Schmerz
Die Glücklichen beneiden.*

Tumbrägel kommentiert dies so: „Welch seelischen Erlebnisse sind nicht voraufgegangen, bevor ein Mensch sich zu solch einem Spruch durchrang! [...] 'Gib uns Kreuz und Leid': Wer von uns will diese Verse mitten in den Wegbiegungen des Lebens nachsprechen und wer fühlt sich nicht angesprochen von solch einer gottverbundenen Haltung eines Menschen!“¹⁴

Andere Inschriften befassten sich mit der Frage nach dem Sinn des Lebens:

*Ach was seind Wir Menschen auf Dieser Erden
Bauen Häuser die Verlassen Werden.
Da Wir Wollen Ewig Glücklich Sein
Gedenken Wir So Wenig Dein.*

Tumbrägel: „Das Lebensziel liegt nicht im irdischen Glück. Die ewige Bestimmung wird als eine Selbstverständlichkeit vorausgesetzt.“¹⁵ Grundlegend für Tumbrägels Forschungsansatz bis Ende der 1940er-Jahre war also immer auch jene regelrecht elementare Einsicht, von der er die Inschriften durchdrungen oder ‚durchtönt‘ sieht: Wer die Ausrichtung seines Lebens auf Gott verliert, verliere „damit auch die

tieferer Verbindung mit dem Mitmenschen“.¹⁶ Denn: „Der Mensch findet die letzten Antworten auf die Sinnfragen in seinem Glauben.“¹⁷ Als im Nachhinein kluge Entscheidung erwies sich vor diesem Hintergrund Tumbrägel's Entschluss, im Jahre 1950 von einer Veröffentlichung der fertiggestellten Arbeit abzusehen. Er selbst begründete sie seinerzeit mit dem Verweis auf zahlreiche Aussagen, die ihm „noch nicht exakt genug“ erschienen, für deren Präzisierung es ihm allerdings an Zeit mangle. Erst neun Jahre später präsentierte Tumbrägel seine ‚gereifte‘ und an vielen Stellen grundlegend umgearbeitete Studie der Öffentlichkeit, was sich durchaus als gewinnbringend herausstellen sollte. Nicht nur der Titel wurde präzisiert, auch das Kapitel „Der Inhalt der Inschrift, eine Antwort auf die Lebensfragen des Menschen“ wurde komplett außen vor gelassen. Der Fokus lag nunmehr eindeutig auf der kulturgeschichtlichen Analyse der Inschriften, sie macht gut zwei Drittel des Umfangs aus.

Hausinschriften - säkularisationsresistent?

Auch alle emotional-wertenden Passagen hatte Tumbrägel zwischenzeitlich getilgt. Der allgemeinen Akzeptanz und Reputation der 1959 veröffentlichten Studie war das sicher nicht abträglich. Denn im maschinenschriftlichen Entwurf von 1950 hatte Tumbrägel noch recht vehement die Tendenz zur Verstädterung des urwüchsigen Bauerntums, die oft bedenkenlose Übernahme von vermeintlich Modernem und Fortschrittlichem kritisiert. Das Schwinden der Haussprüche reflektierte er in Bezug auf die nachlassende Gottes-Orientierung der ‚Heimischen‘, ginge damit doch die tiefere Verbindung mit dem und die Verantwortung für den Mitmenschen verloren. Einigermaßen provokant seine diesbezügliche Forderung: Wer das Inschriftenwesen fördern wolle, müsse den Menschen zuvörderst in die Lage versetzen, alles, bevor er es sein eigen nenne, von der hohen Warte der Gemeinschaft mit Gott und den Menschen zu prüfen und zu werten – *nur dann soll er davon reden. Sonst soll er lieber schweigen und seine Inschriften endgültig begraben; denn sie sind dann keine Ehre mehr für ihn.*¹⁸

Einen wichtigen Klärungs-, Erkenntnis- und Reifungsschritt stellt in dieser Hinsicht der 1957 im „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland“ publizierte Aufsatz „Bauerntum und Zeitgeist“ dar.¹⁹ Am Beispiel von 18 neueren Hausinschriften aus dem Dammer Ge-



biet untersucht er hier, inwieweit sich das Selbstverständnis der Bauern und die Säkularisierung des Denkens in den neuen Hausinschriften manifestiere. Sein Fazit: Wenn auch der Einfluss der Säkularisierung nicht geleugnet werden könne, so werde das Neue und Fremde – etwa die Betonung von Heimat, Scholle und Hof – nicht kritiklos übernommen, vielmehr eine bewusste Synthese mit den modernen Geistesströmungen aus einer christlichen Grundhaltung heraus angestrebt, wie etwa in folgender Inschrift:

*Geschlechter kommen, Geschlechter vergehen,
laß gütiger GOTT den HOF bestehen.*

Zwei Jahre später formulierte Tumbrägel zum Rückgang bzw. zum Verfall des Inschriftenwesens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts: „Die großen Gefahren wie Feuers- und Wassernot, Pest- und Hungersnot, wurden von der Nachbarschaft gemeinsam durchlitten und sollten durch den in den Hausinschriften angerufenen Schutz Gottes gebannt werden. Als aber technische Errungenschaften den Natureinflüssen ihren großen Schrecken nahmen, war der Anbringung eines Spruches mehr und mehr der Wurzelboden entzogen.“ (S. 8 f.)

Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes

Von Anton Tumbrägel

Einleitung

Bei der Untersuchung der Inschriften des Oldenburger Münsterlandes habe ich mich im allgemeinen auf bestimmte Gemeinden des Kreises Vechta beschränkt. Im Süden wählte ich die Gemeinde Damme, die bedeutsame osnabrückische Einflüsse aufweist, in der Mitte die Gemeinde Lohne und im Norden des Kreises die Gemeinden Langförden und Bakum*. Darüber hinaus konnten die Sammlungen von Spruchinschriften der Gemeinde Cappeln, die uns Zugang zum Kreis Cloppenburg verschaffen, und der Gemeinde Visbek, die ein Spiegelbild heimatlichen Volkstums aus dem Nordosten des Münsterlandes geben, mehrfach berücksichtigt werden, wenn auch hierfür eine systematische Auswertung wegen des Fehlens vieler Jahreszahlen nicht möglich war.

Abb. 3: Beginn der von Anton Tumbrägel gründlich überarbeiteten Veröffentlichung von 1959

Diese in vielen Bereichen überarbeitete Studie Anton Tumbrägel wurde 1959 unter dem Titel „Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes“ als Sonderdruck veröffentlicht.²⁰

Der Heimatforscher und Inschriftenkenner Alwin Schomaker rezensierte die Publikation am 11. September in der Oldenburgischen Volkszeitung. Hier ein Auszug: *Das weite Feld heimischer Hausinschriften ist bislang wenig bearbeitet worden. Vor allem fehlte eine systematische Darstellung in zeitlicher und räumlicher Anordnung. Diese Lücke füllt die vorliegende Studie für einen Teil münsterländischer Gemeinden nun glücklich aus. [...]*

Zu Beginn werden die landschaftlichen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des behandelten Gebietes kurz umrissen. Nach Ausführungen über das heimische Haus und die Anbringung der Inschriften im allgemeinen wird die Inschrift in den ‚Blickpunkt der Kulturgeschichte‘ gestellt, und zwar von der Renaissance über Barock, Rationalismus, Aufklärung und Romantik bis zum Verfall des Inschriftenwesens im Laufe des vorigen Jahrhunderts. Auch Versuche zur Neubelebung der Inschriften in jüngerer Zeit ... erfahren eine Würdigung aus säkularer Sicht. Untersuchungen über die Jahreszahlen, über die Sprache, Gestalt und Quellen und Schnitzer der Sprüche vervollständigen das Thema.

Besonders hilfreich an dieser mit zahlreichen Bildern ausgestatteten Publikation sei *die begrüßenswerte Anordnung nach Sachgebieten bzw. inhaltlichen Tendenzen: Bittsprüche, Gottvertrauenssprüche, Segenssprüche, Hingabesprüche, Problem des Leidens, Tugendssprüche, eschatologische Sprüche, Verhältnis zum Nächsten, Bauernstand.* Erstmals unternahm mit Anton Tumbrägel ein Heimatforscher hier den Versuch – darauf hat 1990 Joachim Widera explizit hingewiesen –, in einer tabellarischen Zusammenstellung den Wandel des Inhalts der Inschriften schematisch aufzuzeigen.²¹

1965 verfasste Tumbrägel für das von Franz Hellbernd initiierte Buch „Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk“ die Artikel „Chronogramme und Hausinschriften“. Darin regt er an, „selber einmal im Kirchspiel nach ‚rätselhaften‘ Sprüchen zu suchen“. Es sei an der Zeit, die Inschriften der Bauerschaft oder des Kirchspiels zu sammeln; denn viele seien „bereits unwiederbringlich verloren“.²² 1971 erschien in „Volkstum und Landschaft“ der Aufsatz „Hausinschriften in unserer Heimat - Wünsche und Weisheiten am Türbalken“ mit elf hierfür ausgewählten heimischen Inschriften.²³

Einen neuerlichen Brückenschlag zur Gegenwart unternahm Tumbrägel im Jahre 1999. In der Neubearbeitung des heimatkundlichen Nachschlagewerkes „Oldenburg“ aus dem Jahr 1999 konstatiert und reflektiert er unter der Überschrift „Hausinschriften“ den grundlegenden Wandel bei den Hausinschriften der letzten Jahrzehnte. Er schreibt: *Von bisher vorwiegend christlichem Gedankengut ging man mehr zu weltlichen und persönlich geprägten Inhalten über. Die heutigen Inschriften unterscheiden sich auch von der Aussage her mehr als früher. Sie zeigen mehr Selbstbewußtsein des Schreibers und sind individueller abgefaßt. [...] Neben den hochdeutschen Inschriften werden in den letzten 50 Jahren in unserem Raum vermehrt auch plattdeutsche Inschriften mit christlichen und weltlichen Inhalten angebracht.*²⁴

Joachim Widera: Hausinschrift und Kulturgeschichte

Während seines bewegten Berufslebens – zunächst als innenpolitischer Redakteur beim „Mannheimer Morgen“, dann als Redakteur der Werkszeitung von „Villeroy&Boch“, von 1965 bis 1979 bei der traditionsreichen „Saarbrücker Zeitung“ und später als Leiter der Pressestelle des Bistums Aachen in Personalunion mit dem Pressesprecher von Bischof Klaus Hemmerle – gab Widera die Hoffnung darauf, seine Hausinschriften-Dissertation doch noch abschließen zu können, nie ganz auf. Da traf es sich gut, dass er Anfang 1974 mit dem Freiburger Germanisten und Volkskundler Professor Lutz Röhrich bekannt gemacht wurde, was ihm offensichtlich neuen Auftrieb gab. In einem Brief an den berühmten Theologen Karl Rahner (5. Juli 1978) formulierte er dementsprechend hoffnungsfroh: „Ich werde, wenn es sich zeitlich realisieren lässt, voraussichtlich im nächsten Jahr ein wissenschaftliches Buch herausgeben, das auf Johannes Vinckes Anregungen zurückgeht. Es handelt sich um einen Grundlagenbeitrag zur Inschriftenforschung, den ich dem Andenken Vinckes widmen werde.“ Doch es sollte noch einmal elf Jahre dauern, bis es Widera im Jahr 1989 vergönnt war, seine „Inschriften-Arbeit“ endgültig abzuschließen und als Dissertation an der Universität Freiburg bei Professor Lutz Röhrich (Volkskunde) einzureichen. Am 9. Februar 1990 wurde Joachim Widera zum Dr. phil. promoviert. Das war etwas mehr als vier Jahre vor seinem Tod nach schwerer Krankheit am 24. Oktober 1994 in Aachen.



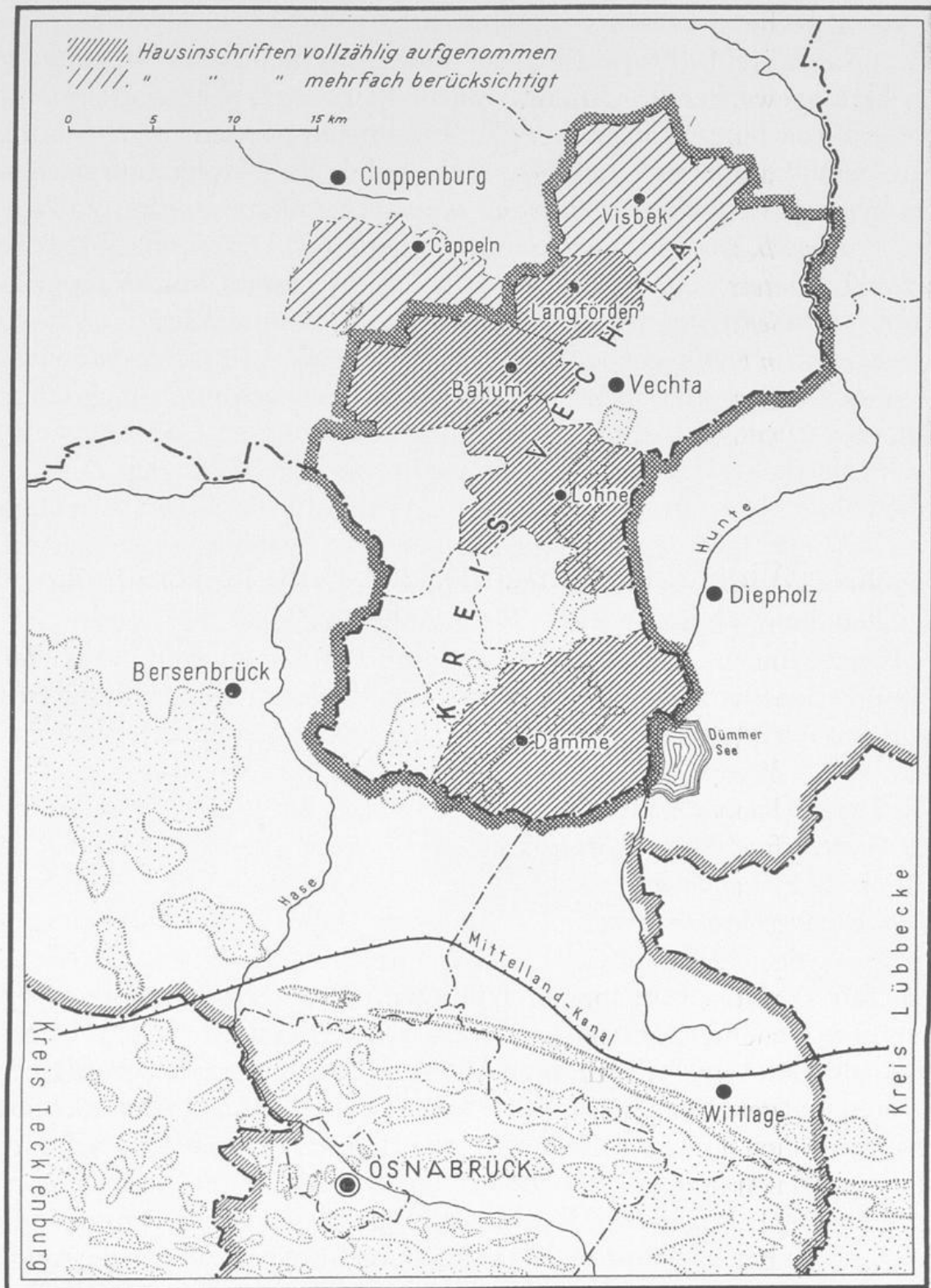


Abb. 4: Regionalkarte der untersuchten Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes
aus: A. Tumbrägel, Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes

Früher Bitte – heute Blitzableiter

Die grundlegende Frage nach der kulturgeschichtlichen Bedeutung der Hausinschriften beschäftigte Anton Tumbrägel ebenso wie seinen Freund Joachim Widera.²⁵ Viele Inschriften weisen in Symbolik und Schmucksinn – Tumbrägel belegt dies an südoldenburgischen Inschriften-Beispielen ausführlich – unverkennbare Bezüge zu Magie, Zauberei, Aberglauben und ähnlichem auf. Das daran ablesbare Schutzbedürfnis scheint ein wesentliches, gleichsam kulturübergreifendes Anliegen der Menschen gewesen zu sein, findet es sich im vorchristlich-heidnischen Zeitalter doch ebenso wie im christlichen. Dennoch lassen sie sich klar unterscheiden: Im heidnisch-magischen Zeitalter wurde die bannende Wirkung auf die bösen Geister erfleht, nach christlichem Selbstverständnis sollte sie durch eine den Zeichen innewohnende Kraft erwirkt werden. Während die alten Germanen durch Magie Gott ihren Willen aufzwingen wollten, so stehen die Südoldenburger Inschriften laut Tumbrägels Analyse eindeutig im Zeichen der Vaterunser-Bitte „Dein Wille geschehe“.

Gott steht mithin, so Tumbrägel im Jahre 1950, noch weithin im Mittelpunkt des Denkens, es gebe keinen Bezirk, der nicht der Herrschaft Gottes unterstellt sei – ganz im Sinne des bekannten Spruches:

*Nichts geschieht von Ungefähr,
von Gottes Hand kommt alles her;
und was er will und was er tut,
ist unser ewig Heil und Gut.*

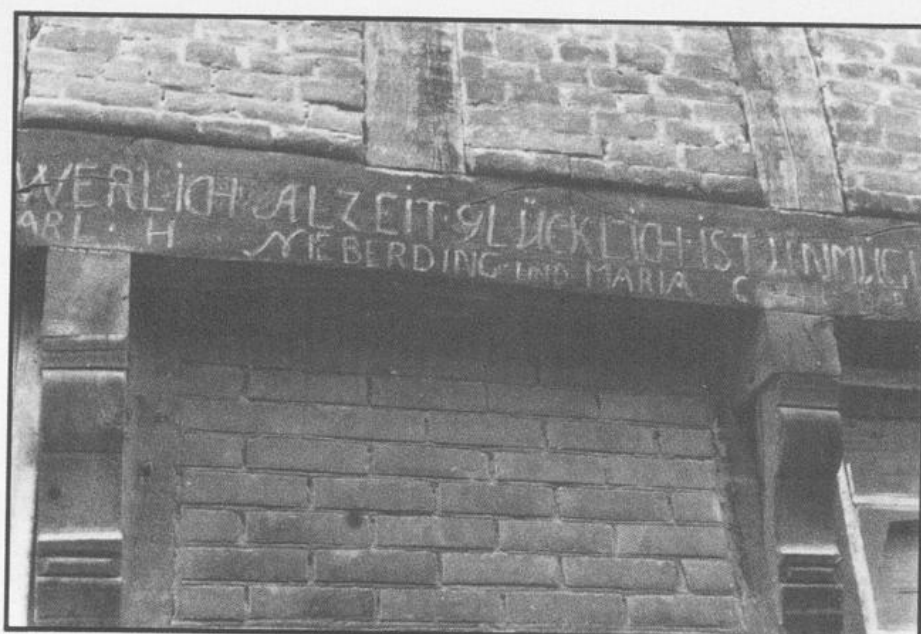
Joachim Widera greift in seiner Jahrzehnte später publizierten Dissertation Tumbrägels Forschungen auf, wenn er konstatiert, dass Hausinschriften im bäuerlichen Lebenskreis regional nahezu ein halbes Jahrtausend einen festen „Brauch“ darstellten, dem sich kaum jemand habe entziehen können. Doch mit den grundlegenden Veränderungen in der modernen Lebens-Umwelt habe sich die Mentalität, der (Zeit-)„Geist“ grundlegend gewandelt. Die Einstellung der Menschen von heute sei mit dem Brauchtum von damals nicht mehr in Einklang zu bringen: Was früher die Schutzbitte über Türen und Toren bewirken sollte, leiste heutzutage der Blitzableiter.²⁶ Ein elementarer Bestandteil der jahrhundertealten Hausinschriften-Tradition sei also ganz offensichtlich das urtümliche Schutzverlangen des Menschen, das sich bis



ARTES POPULARES

STUDIA ETHNOGRAPHICA
ET FOLKLORISTICA

Herausgegeben von Lutz Röhrich



19

Lang

Joachim Widera Möglichkeiten und Grenzen volkskundlicher Interpretationen von Hausinschriften

Abb. 5: Titelblatt der Dissertation von Joachim Widera aus dem Jahr 1990

in die Bronzezeit zurückverfolgen lasse, als man zur Abwehr und zum Schutz gegen das Eindringen böswilliger Mächte z.B. die Schädel erschlagener Auerochsen oder ähnliches am Hausgiebel zu befestigen pflegte.²⁷

Eingehend erörtert Joachim Widera die Frage, wer das Anbringen und die Formulierung der Hausinschriften beeinflusst hat: Ohne die Zimmermeister als Vermittler sei die rasche und umfangreiche Verbreitung der Hausinschriften sicher nicht möglich gewesen. Er geht davon aus, dass sie wesentlich zur Verbreitung und allgemeinen Akzeptanz dieses „Brauchtums“ beigetragen haben,²⁸ wenn sich ihr Einfluss auch nur selten konkret nachweisen lässt. Noch schwieriger ist – anhand der Inschriften selbst – der Einfluss von Pfarrern, Lehrern, Heimatforschern und anderen Berufsgruppen zu fassen, die wohl ähnlich maßgeblich bei der Verbreitung und Gestaltung des Inschriftengutes mitgewirkt haben müssen.²⁹ Inhaltlich waren offensichtlich allgemeine Spruchweisheit, Bibel und Gesangbuch sowie vertraute Gebete die wichtigsten Bezugsquellen der Hausinschriften.

Obwohl die Bauern im Oldenburger Münsterland und im Hochstift Osnabrück Plattdeutsch redeten, sind deren Inschriften meist in hochdeutscher Sprache verfasst. Widera hat dafür eine überzeugende Erklärung: *Wer den niederdeutschen bäuerlichen Bereich genauer kennt, weiß, daß es für das Plattdeutsche zumindest ein Tabugebiet gibt: die Sprache der Religion. ... So darf es nicht verwundern, daß die Hausinschrift in diesen Gegenden, die in der überwiegenden Mehrzahl aus dem religiösen Bereich stammt, auch in der dazugehörigen Sprachform verfaßt wurde.*

Nach Wideras Darstellung ist es also mit Sicherheit kein ‚Stilbruch‘, wenn am niederdeutschen Haus eine Hausinschrift in hochdeutscher Sprache angebracht ist.³⁰ Plattdeutsche Inschriften hat es zwar auch gegeben, doch sind diese im Norden im 18. Jahrhundert beinahe schon ausgestorben – in Südoldenburg bereits im 17. Jahrhundert.

Ferner bezeugen die Hausinschriften auch, dass es in früherer Zeit keine allgemeinen Regeln zur Rechtschreibung gegeben hat. Bemerkenswert auch: Für in Prosa verfasste Haussprüche diente zumeist das Alte Testament als Quelle. Andere Sprüche in Prosa haben oft kurze Gebetsanrufe zum Inhalt. Daneben sei jedoch – so Widera – eine große Vorliebe für gebundene Rede erkennbar: die Vorliebe des einfachen Menschen für den Endreim.³¹



Hausinschriften nach Themengruppen und Entstehungsperioden

Während Johannes Vincke 1948 es noch für wenig sinnvoll, wenn nicht gar für unmöglich gehalten hatte, Spruchinschriften in bestimmte Spruchgruppen zu ordnen, wuchs unter den Mitgliedern des Vincke-Hausinschriften-Kreises zusehends die Erkenntnis, dass für eine umfassendere wissenschaftliche Erforschung von Inschriften deren Einteilung in bestimmte Themengruppen erforderlich sei. In den Worten Wideras: *Um die Vielfalt der Erscheinungsformen der Hausinschriften übersichtlich zu ordnen und diese dann an anderen [...] zu messen und damit aufschlußreiche Interpretationsergebnisse erhalten zu können, bedarf es einer Aufteilung des Spruchgutes. Sie muß sowohl in inhaltlicher wie in zeitlicher Form geschehen. [...] Es ist ein Raster zu suchen, das auf das Gesamtbild paßt, das nicht zu grob und nicht zu feinkörnig ist. Dieses Raster kann nur gewonnen werden, wenn man dabei ein möglichst umfangreiches Material im Auge behält. [...] Was schließlich Anton Tumbrägel betrifft, [...] so kann weder seine inhaltliche Gruppierung ganz überzeugen – er trennt beispielsweise sogar ‚Segen‘ von ‚Bitten‘ –, noch kann seine zeitliche Aufteilung – ab 1750 alle 20 Jahre – die notwendigen Kriterien liefern.*³²

Widera übernimmt dann zwar Tumbrägels Grundschema, also die tabellarische Einordnung der Sprüche in Verbindung mit einer zeitlichen Zuordnung. Der statistischen Auswertung liegen jedoch inhaltlich völlig andere Kriterien zugrunde.³³

Die untersuchten Hausinschriften ordnete er folgenden neun Themengruppen zu: 1. Bauinschriften (mit Bausprüchen); 2. Schutzsprüche (mit Bitt- und Segenssprüchen); 3. Vertrauenssprüche (Gottvertrauen, Hingabe an Gottes weisen Willen); 4. Lobsprüche (Gottes- und Heiligenlob); 5. Neidinschriften (Ablehnung; Abwehr von Bösem und Unheil); 6. Weisheitssprüche (allgemein, religiös, eschatologisch); 7. Tugendinschriften (Gottesfurcht, Moral); 8. Brandinschriften; 9. Varia („Verschiedenes“, hier: Sprüche, die nicht in eine der aufgeführten acht Hauptgruppen eingeordnet werden können.)

Durch eine inhalts- und themenbezogene Analyse der Hausinschriften lassen sich nach Widera fünf Perioden klar unterscheiden. Zur Verdeutlichung der dabei zugrundegelegten Methode hier ein erklärender Textauszug zur III. Periode (1800 – 1830): *Mit Beginn des 19. Jahrhunderts erhält die Inschrift eine neue tiefe religiöse Form. Das wird z.T. auf die*



allgemein wirksamen theologischen Bewegungen jener Zeit, z.T. auf die Lage nach dem Scheitern der Französischen Revolution und der Kriege mit Napoleon und dem Scheitern der reformatorischen Gedanken in der Aufklärung überhaupt zurückzuführen sein. Alte beliebte Sprüche biblischer Strenge, wie sie besonders häufig in der ersten Periode zu finden waren, werden hier wieder ‚modern‘. Besonders auffällig ist auch ein gewisser Weltschmerz (Pessimismus?), der sich deutlich in Gedanken der Vergänglichkeit alles Irdischen abzeichnet (Eschatologie, Pilgerschaft des Menschen auf Erden usw.).³⁴

Zur Periodisierung selbst: Von Beginn der Neuzeit bis Ende des Dreißigjährigen Krieges dominieren deutlich Sprüche ernsten Glaubens und Lebens, festen Wissens mit deutlicher Affinität zu alttestamentlichen Glaubensformen (I). Zwischen 1650 und 1700 nimmt der Einfluss barocker, pietistischer und moralisierender Denkformen zu, im 18. Jahrhundert verstärkt sich diese Tendenz zum Moralischen, zur Gottseligkeit des Pietismus sowie zur ausgleichenden Gerechtigkeit (II). Das Scheitern der Französischen Revolution, der napoleonischen Kriege, reformatorischer wie aufklärerischer Gedanken sowie die allgemein wirksamen theologischen Bewegungen zwischen 1800 und 1830 führen zu einer neuen tiefen religiösen Form (III). Die Jahre bis 1870 (IV) kennzeichnet – ähnlich wie in der Kunstgeschichte – eine Vielfalt der Ausdrucksformen: ihre Formlosigkeit ist Zeichen für eine Zeit der Auflösung, des Übergangs zu einer neuen bäuerlichen Lebensart (infolge der Bauernbefreiung). Nach 1870 (V) geht „die alte traditionelle Inschriftenkultur rapide verloren“, das Wiederaufleben des alten Brauchtums nach 1900, 1930 und 1945 in Teilen Niederdeutschlands markiert Widera als bis dato nicht allgemein anerkannte „Neubewegungen“.

Dieser Periodisierung gegenläufige Entwicklungen führt Widera maßgeblich auf konservativ-bewahrende Haltungen zurück (z.B. die Pietät vor allem Ererbten), auf eine ausgeprägte Bequemlichkeit im Denken oder andere rein äußerliche Tatsachen (z.B. die Wiederverwendung alter Torbalkeninschriften bei einem Neubau).³⁵

Hausinschriften in Steinfeld und anderen Kirchspielen Südoldenburgs

Was Ausgangspunkt von Wideras Arbeit gewesen war, das Sammeln und exakte Aufschreiben von Hausinschriften im Kirchspiel Steinfeld



und deren Auswertung, stellt auch das Herzstück seiner wissenschaftlichen Studie dar. Gemeinsam mit seinem Freund Heinrich Ollendiek aus Harpendorf, einer Bauerschaft im Kirchspiel Steinfeld, hatte Joachim Widera alle damals im Kirchspiel Steinfeld vorhandenen Hausinschriften an einundvierzig Wohnhäusern bzw. Gebäuden in direkter Methode selbst erfasst. Alle Inschriften dieser „vollständigen Sammlung“ werden eingehender erläutert und erklärend eingeordnet.

Dabei wird klar erkennbar, dass „das 18. Jahrhundert und die Phase bis 1830 eine Blütezeit der Inschriften“ in Steinfeld war. Ferner seien die Steinfelder Sprüche zum Teil „reicher verziert und auch schon gern ausführlicher (Mehrzeiler)“ als im übrigen (nördlicheren) Süddoldenburg. Bemerkenswert außerdem: In Steinfeld finden sich des Öfteren mehrere Inschriften an einem Haus (bis hinauf zum Hahnenbalken).³⁶ Sie bezeugen insofern also durchaus „beredt“ die spezifische Hausinschriftenkultur in Steinfeld. Als Indiz hierfür lasse sich auch die Tatsache werten, dass die sonst wenig oder kaum geübte Form des Chronogramms gerade hier vorzufinden ist. Widera schlussfolgert daraus, dass insgesamt „die Steinfelder Art der Inschrift und so vermutlich auch die Haltung der Menschen der Dammer Art näher als irgendeiner Süddoldenburgischen ist“.³⁷

Gestützt auf die „Sammlung Tumbrägel“ unterzieht Widera auch die Sprüche in den Gemeinden Damme, Lohne und Langförden einer detaillierten Analyse. Hier seine abschließende Auswertung der lokalen Befunde, die vor allem die Besonderheiten und Unterschiede festhält: In den Dammer Inschriften sei der Schmucksinn im Gegensatz zu den nördlichen Gemeinden sehr ausgeprägt, auch seien sie in ihrer Form ausladender und weniger wortkarg. Trotz aller Aufgeschlossenheit und Schmuckfreudigkeit blieben die Sprüche ernstes Anliegen, würden nicht zur bloßen Schablone. Für Außerreligiöses sei kein Platz, selbst die „profansten“ der Dammer Weisheitssprüche hätten als Grundthema das Leben im Glauben an Gott und dessen allein maßgebenden Willen.

Lohne: Die Not und die Magerkeit des Bodens hätten die Menschen hier offenbar zu tiefer Gebetshaltung veranlasst. Alles, was über das Anliegen der Lebensmeisterung hinausgehen könnte, sei dieser sehr einfachen Lebensart fremd geblieben, wie etwa der Sinn nach Schmuck und Zierrat. In den Lohner Inschriften zeige sich eine weise Lebenserfahrung, die besonders durch eschatologische Gedanken gekennzeich-



net sei. Trotz relativer Wortkargheit und dem ernstesten Bewusstsein um die Lebenssituation, die nur mit Gottes Hilfe zu meistern sei, scheine aber auch Sinn für Humor bzw. Ironie durch.

Langförden: Bei den Weisheitssprüchen und Schutzinschriften könne man sehen, dass die Bauernbefreiung im 19. Jahrhundert, die in Langförden schöne große Höfe mit gutem Ackerboden entstehen ließ, die Menschen selbstbewusster gemacht habe. Dennoch bleibe das Element schlichter Bitte wie auch das Bewusstsein der Vergänglichkeit alles Irdischen bewahrt. Die Inschriften kontrastierten auf eigentümliche Weise: Schlichte Einfachheit stehe neben ausgeprägtem Schmucksinn, formenreicher als die in Lohne, aber wesentlich schlichter als die in Damme. Schlicht bleibe zumeist auch der Inhalt. Der innere Kern sei beständig vom Religiösen her bestimmt.

Der Inhalt der Inschriften der Gemeinde Bakum³⁸ sei oft schlichtes Bitten und Beten. Betont werde die moralische Einstellung durch Tugendssprüche. Die Themen der Tugendssprüche selbst seien „moraliter“ geformt, die Weisheitssprüche aber meistens von eschatologischen Gedanken geprägt. Strenge Kürze des Ausdrucks, Formelhaftigkeit, Ausdrucksintensität stünden gleichberechtigt nebeneinander. Es gebe etliche große und reich gezierte Höfe. Schmuck und Zierrat seien aber bei diesen nicht so ausgeprägt wie in Damme.

Hausinschriften zeugen – das ist die grundlegende Einsicht der befreundeten Inschriftenforscher Anton Tumbrägel und Joachim Widera – von der Lebensweise und den Lebensumständen der Menschen früher und können insofern auch als Spiegel und Zeugnis ihrer Zeitumstände begriffen werden.

Daher konstatiert Joachim Widera: *Die Hausinschriften geben, wie es auch diese Untersuchung gezeigt haben dürfte, bei Verwendung eines angemessenen, vorsichtigen Rasters mit entsprechenden Erklärungen durchaus auch ein Zeugnis ab von den Menschen, die sie einmal an ihren Häusern anbringen ließen, und von der Umwelt, in der sie gelebt haben.*³⁹

Sein Freund Anton Tumbrägel hat sich über diese differenzierte Weiterentwicklung und grundlegende Bestätigung vieler seiner Erwägungen gewiss gefreut. Aber nicht nur darüber, wie seinem Brief vom 27. Dezember 1990 an den Freund in Aachen zu entnehmen ist:

*Lieber Joachim,
es war in der Tat schon eine Freude, daß ein Brief von Dir so frisch ,he-*



reingeschneit‘ kam. Eine doppelte Freude, daß Du Dich nochmals mit den Hausinschriften beschäftigt und ein Buch herausgegeben hast. So hat sich ja unsere Arbeit auch gelohnt. Inzwischen ist das Buch bei mir als schönes Weihnachtsgeschenk angekommen. Habe hierfür herzlichen Dank!

Ja, der ‚gute Papa Vincke‘ war ein großartiger Mensch. Du sorgst dafür, daß er nicht vergessen wird.

Herzlich beglückwünsche ich Dich, daß Du mit der Arbeit auch den Doktor-Titel erlangt hast. Wozu die Hausinschriften gut sein können. Bestätigen muß ich, daß du eine solide und saubere Arbeit vorgelegt hast.⁴⁰

Anmerkungen:

- ¹ Joachim Widera bezeichnete sich selbst nie als „Flüchtling“, sondern stets als „Vertriebener“ bzw. als „Ostvertriebener“.
- ² In seinem Buch „Glücksfall Inschrift“ geht der Autor (Th. Tebbe) auf einige solcher Ungenauigkeiten bzw. Fehler näher ein: S. 70ff., S. 88 Fn. 158, S. 90 Fn. 210, S. 92 Fn. 260, S. 95.
- ³ Widera, Joachim 1990, S. I. Widera verwendet für diese Forschergruppe stets die Bezeichnung „Vincke-Hausinschriften-Kreis“. Über diese Forschergruppe erscheint demnächst eine ausführlichere Buchpublikation von Theodor Tebbe mit dem Titel *Der Vincke-Hausinschriften-Kreis – Leben und Wirken von Johannes Vincke, Johannes Thomes, Anton Tumbrägel und Joachim Widera*.
- ⁴ Widera 1990, S. 157f.
- ⁵ Vincke, Johannes: *Die westfälischen Hausinschriften im Spiegel ihres Schrifttums*, Sonderdruck aus „Westfälische Zeitschrift“ 117. Band 1967, S. 326.
- ⁶ Nachlass Johannes Thomes.
- ⁷ Wer die nochmalige – durchaus gewinnbringende – Erweiterung der Forschungsarbeit durch Hinzuziehung der Sammlung Thiele aus dem Jahr 1931 „Die Hausinschriften des ehemaligen Fürstentums Corvey“ angeregt bzw. veranlasst hatte, ist ungewiss.
- ⁸ Tumbrägel, Anton: *Religiöse Volkskunde in Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes* (1950). Diese Arbeit lag, wie sich aus der Korrespondenz mit Johannes Thomes ergibt, im Herbst 1950 maschinenschriftlich vor. Eine Durchschrift der 169 Seiten umfassenden Arbeit befindet sich in der Heimatbibliothek Vechta. Der Aufsatz findet sich in den *Heimatblättern*, 31. Jg., 1950, S. 2f.
- ⁹ Tumbrägel: *Religiöse Volkskunde in Hausinschriften (Maschinenschrift)* 1950, S. 6.
- ¹⁰ Tumbrägel: *Religiöse Volkskunde in Hausinschriften (Maschinenschrift)* 1950, S. 6.
- ¹¹ Vincke, Johannes: *Die Hausinschriften des Kirchspiels Belm*. Osnabrück 1948, S. 61.
- ¹² Tumbrägel: *Religiöse Volkskunde in Hausinschriften (Maschinenschrift)* 1950, S. 4f.
- ¹³ Tumbrägel (Maschinenschrift) 1950, S. 5.
- ¹⁴ Tumbrägel (Maschinenschrift) 1950, S. 96.
- ¹⁵ Tumbrägel (Maschinenschrift) 1950, S. 92.
- ¹⁶ Tumbrägel (Maschinenschrift) 1950, S. 115.
- ¹⁷ Tumbrägel (Maschinenschrift) 1950, S. 91.
- ¹⁸ Tumbrägel (Maschinenschrift) 1950, S. 116.
- ¹⁹ Tumbrägel, Anton: *Bauerntum und Zeitgeist in neuen Hausinschriften*, in: *Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland*, Vechta 1957, S. 91-92.



- ²⁰ Tumbrägel, Anton: Hausinschriften des Oldenburger Münsterlandes, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 1959, S. 1-56 (Sonderdruck).
- ²¹ Widera 1990 S. 300.
- ²² Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk, Hg. Katholischer Oldenburgischer Lehrerverein, Vechta 1965, S. 97 und S. 255.
- ²³ Tumbrägel, Anton: Hausinschriften in unserer Heimat - Wünsche und Weisheiten an Türbalken, in: Volkstum und Landschaft, Beilage zur „Münsterländischen Tageszeitung“ 1971, S. 8.
- ²⁴ Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk, Hg. Verband Bildung und Erziehung, neubearbeitete Auflage, Lönningen 1999, S. 275.
- ²⁵ Brief von Anton Tumbrägel an Johannes Thomes vom 2. November 1950 (Nachlass Johannes Thomes).
- ²⁶ Widera 1990, S. 7.
- ²⁷ Widera 1990, S. 16.
- ²⁸ Widera 1990, S. 46.
- ²⁹ Widera 1990, S. 48.
- ³⁰ Widera 1990, S. 72.
- ³¹ Widera 1990, S. 74: „Rhythmische Elemente des Verses (Vermaß) waren so gut wie unbekannt.“
- ³² Widera 1990, S. 79.
- ³³ Widera 1990, S. 83.
- ³⁴ Widera 1990, S. 106.
- ³⁵ Widera 1990, S. 103-108.
- ³⁶ Widera 1990, S. 155.
- ³⁷ Widera 1990, S. 156.
- ³⁸ Wenn Joachim Widera auf S. 220 zweimal den Begriff „Kirchspiel Bakum“ verwendet, ist jedes Mal die „Gemeinde Bakum“ mit den Kirchspielen Bakum und Vestrup gemeint.
- ³⁹ Widera 1990, S. 314.
- ⁴⁰ Nachlass Joachim Widera.



Stephan Honkomp

Sicherung der Bahnübergänge in der Gemeinde Steinfeld

Ein spürbares Aufatmen war bei allen Beteiligten aus Rat und Verwaltung der Gemeinde Steinfeld am 14.03.2012 zu spüren, als die Umsetzung des gemeindlichen Sicherheitskonzeptes an den Bahnübergängen der Gemeinde Steinfeld mit der offiziellen Inbetriebnahme des letzten zu sichernden Bahnüberganges endlich zum Abschluss gebracht werden konnte.

Vorab sei ein kleiner Rückblick in die wechselvolle Geschichte der Bahn in Südoldenburg erlaubt: Zum 1. Mai 1900 erhielt die Gemeinde Steinfeld mit dem Gleisanschluss an die Oldenburgische Bahnlinie gleichzeitig auch zwei Bahnhöfe, in Mühlen und in Steinfeld. Der Streckenabschnitt Vechta-Lohne war in den Jahren zuvor bereits der Bestimmung übergeben worden. Das bedeutete eine deutliche Verbesserung der Infrastruktur für das Amt Vechta, das auf diese Weise mit ganz Deutschland auf der Schiene verbunden war. Großen Nutzen davon hatte die hiesige Landwirtschaft, mussten doch von hier reichlich Schlachttiere in die Schlachthäuser in Westfalen und im Rheinland transportiert werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm der „Export-Boom“ aber schlagartig ab, als mutige Unternehmer vor Ort eigene Schlachthöfe errichteten. Das war in den 1960er-Jahren, als noch alte, mächtig dampfende Lokomotiven täglich die Strecke befuhren. Dennoch begann, wie auch auf vielen anderen Nebenstrecken in Deutschland, der Niedergang der Bahnlinie Delmenhorst-Osnabrück. Auf Steinfelder Gemeindegebiet gab es zu der Zeit noch 27 Bahnübergänge, die zu großen Teilen nur noch für die Landwirtschaft eine Bedeutung hatten.

Die Deutsche Bahn hatte wegen der fehlenden Resonanz den Personenverkehr bis auf wenige Fahrten pro Werktag reduziert. Der Güterverkehr verlagerte sich immer mehr auf die Straße, das Streckennetz wurde schlechter, und die einst so stolzen Bahnhofsgebäude verfielen

